This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

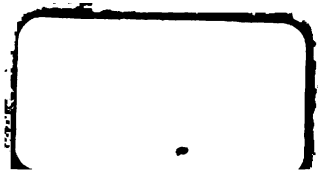
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Die Philoſophie der Kraft

Die
Philoſophie der Kraft

von

Robert Heſſen

Stuttgart
Verlag von Julius Hoffmann
1913

Copyright 1913 by
Julius Hoffmann
Stuttgart

Erſtes bis drittes Tauſend

Hoffmannſche Buchdruckerei Felix Krais, Stuttgart.

B 3211
H 73 P5

Vorwort

Die wahre Philoſophie wird mit dem höchſten Reſpekt vor Tatſachen beginnen, ſobald deren eine ausreichende Menge bekannt iſt, um unſerm Grübeln über das Welträtſel zugleich Subſtanz und Grenzen zu geben.

Dieſer Augenblick ſcheint gekommen zu ſein. Mit jedem Jahr hat ſich, wie Max Rubner ſagt, die Maſſe des „Unerklärlichen" vermindert. Dagegen ſind ſo folgenſchwere Naturgeſetze wie das von der Unzerſtörbarkeit des Stoffes, von der Erhaltung der Kraft und von der Evolution als Fundament alles Lebens mehr und mehr befeſtigt worden.

Auf dieſer Grundlage muß es möglich ſein, endlich auch zu einer Philoſophie zu gelangen, die nicht wieder *Metaphyſik*, ſondern ſelber Phyſik iſt. Zu einer „zoologiſchen" Philoſophie alſo. Nicht im Sinne Lamarcks, der in ſeinem berühmten Buch unter dieſem Titel nur einige neue Schlüſſe zur Entſtehung der Arten ziehen wollte; ſondern einer Philoſophie, die den homo sapiens als ein Erzeugnis aus Stoff und Energie ſtudiert und ihn unter Verzicht auf jeden metaphyſiſchen Zauber allein aus ſeinen Geweben und deren Verhältnis zu den ſie umſpielenden phyſikaliſchen Kräften zu begreifen ſucht.

Darum wird auch die Anmaßung jeder bisherigen Metaphyſik: abſolute Wahrheit zu bieten, hier von der Schwelle gewieſen. Wahrheit iſt dem ehrlichen Phyſiker ſtets nur etwas Bedingtes, an unſre zoologiſchen Erkenntnisorgane Gebundenes, nur unter

Vorbehalt Mögliches. Mit der Hinzufügung allerdings, daß jede durch beſcheidenes, treues Beobachten der Natur ſelbſt oder durch Verſuche, die mit Hilfe von Inſtrumenten vorgenommen wurden, gewonnene Erfahrung wertvoller iſt und eine höhere Beweiskraft beſitzt als alle Spekulation, die jener phyſikaliſchen Hilfen ermangelt oder gar hochmütig auf ſie verzichtet.

Wenn Vermehrung der Menſchenzahl und Herabſetzung der Sterblichkeitsziffer ſchon hinreichten, um die Gediegenheit einer Ziviliſation zu beweiſen, dann freilich wäre jedes weitere Wort überflüſſig. Leider ſprechen jedoch alle Anzeichen dafür, daß die Mehrzahl dieſer Menſchenmenge ſich unwohl in ihrer Haut fühlt, weil wir zuviele Errungenſchaften mit Naturverluſten bezahlt haben.

Da gilt es nun, jenes biologiſche Pflichtgefühl zu wecken, das in weiteſten Kreiſen abhanden kam.

Allein die Entſtehung des Falſchen klarzumachen, war noch ſtets ein guter Weg, um das Richtige aufzuſpüren. Daher zurück zu den Anfängen!

Dr. Robert Heſſen

Ueberſicht des Inhalts

I. Kritiſch-hiſtoriſcher Teil

Seite

1. **Die kranken Wurzeln der Philoſophie** . . . . 1—11
   Die Eleaten 1. Sokrates 4. Platon 8. Seneca 10.

2. **Die geſunden Wurzeln der Philoſophie** . . . 12—19
   Thales 12. Anaximandros 12. Xenophanes als Naturforſcher 13. Herakleitos 14. Empedokles 14. Die Atomiſtiker Leukippos und Demokritos 14. Ariſtoteles 15. Ariſtippos und Epikuros 16. Zenon der Stoiker 18. Lucretius 19.

3. **Unterbrechung durch Wunderglauben und Scholaſtik** . . . . . 20—26
   Athanaſius 20. Bildungsfeindſchaft 21. Auguſtinus 22. Anſelm von Canterbury 23. Hexenprozeſſe 25. Wilhelm v. Occam 25. Thomas von Aquino 26.

4. **Baco von Verulam** . . . . . 27—32
   Sein Charakter 27. Shakeſpeares Dramen 28. Bacons Reform 29. Seine Schriften 30. Liebigs Angriff 31.

5. **Die geſunde Fortſetzung** . . . . . 33—42
   Empiriſmus 33. Der Naturaliſt Hobbes 34. Der Senſualiſt Locke 35. Der Idealiſt Berkeley 35. Der Materialiſmus 36. Die Skeptiker Hume und Voltaire 36. Carteſius 37. Kant I 38. Seine Apriorik 39. Die Gottesbeweiſe 40.

6. **Die kranke Fortſetzung** . . . . . 43—52
   Kant II: Das Ding an ſich 43. „Kritik der praktiſchen Vernunft" 44. Das Sittengeſetz 45. Fichte 46. Schelling 47. Hegel 48.

7. **Darwin und Nietzſche** . . . . . 53—66

Seite

Kant als Naturhiſtoriker 53. Schopenhauer 54. Neukantianiſmus 55. Darwins Werk „Ueber die Entſtehung der Arten" 56. Vorläufer und Quellen 59. Goethe 59. Lamarck 60. Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire 60. Malthus 61. Nietzſche 63. Herrenmenſchen 65.

8. Spinoza . . . . . 67—74

Seine Weltanſchauung 67. Seine Ethik 68. Sein Leben 69. Seine Vorgänger 69. Seine Mängel 71. Kants Imperativ und Spinozas Determiniſmus 72. Vom Böſen 73.

II. Aufbauender Teil

9. Kraft als philoſophiſches Ziel . . . . . 75—82

Induktion, nicht Deduktion 75. Erläuterung der Kraft 76. Gravitation 76. Kraftumſatz 78. Kraftbindung 79. Leitſatz 81. Praktiſche Philoſophie 82.

10. Nationale Richtung . . . . . 83—93

Bilanz deutſcher Eigenſchaften 83. Maſchinen 87. Fruchtbarkeit 87. Stellungspflichtige und Stellungspflichtige 88. Methoden 91. „Pains-taking" 91. Lebensfreudigkeit 93.

11. Leibliche Grundlagen . . . . . 94—99

Züchtung der Umwelt 94. Mortalität 94. Herzkraft 95. Muſkelkraft 96. Schlaf 97. Nervenkraft 98. Hygieniſche Idealmenſchen 98.

12. Von der Seele . . . . . 100—116

Sprachgebrauch 100. „Abkühlung" 101. Sinneseindrücke 102. Erinnerung 103. Die Brocaſche Stirnwindung 105. Das Erwachſen „geiſtigen" Lebens 106. Anſchauung, Anhörung und Anfühlung 107. Der „aprioriſche" Blindſpieler 108. Anfang und Ende der „Seele" 110. Unſterblichkeit 111. Seelenleben der Tiere 112. Spinoza und der Kirchenglaube 115.

13. (Geiſtige) Steigerungen . . . . . 117—128

Tugenden 118. Selbſthilfe 119. Liſt 119. Bedürfnisloſigkeit 120. Willenskraft 121. Willensübertragung 123. Härte 124. Heiterkeit 124. Vornehmheit 125. Urteilskraft 126. Takt 127. Allgemeinſinn 128.

Seite

14. Kraftfördernde Faktoren . . . . . 129—141

Eugenik und Muttermilch 129. Koſt 130. Wettſpiel 130. Früher Broterwerb 131. Self-made-men 132. Imponderabilien 133. Ehrgeiz 134. Keimzüchtung 134. Großzügigkeit 134. Vom Aerger 135. Vom Krieg 138.

15. Schwächende Faktoren . . . . . 142—159

Landflucht 142. Proletariſche Hinterhöfe 143. Schule 144. Maſturbation 145. Blaſtophtherie 147. Tuberkuloſe 147. Alkohol 148. Schlafentziehung 149. Angſt 149. Gehorſam 152. Eitelkeit 153. Hoffnung 157.

16. Nietzſches Werte der Schwäche . . . . . 160—178

Des Apoſtels Paulus Menſchheitsideal 160. Chriſtentum als Staatsreligion 161. Die Perſon Jeſu 163. Die Verſuchung 166. Die Mutter 167. Die Paſſion 167. Widerſprüche 169. „Umkehr", „Geheimnis" und „frohe Botſchaft" 170. Nietzſches „blonde Beſtie" 172. Sklaverei 173. Mitleid 174. Dankbarkeit 175. Vom Glauben 176. Chriſtentum als germaniſcher Morphinismus 177.

17. Von der Willensfreiheit . . . . . 179—186

Bedingte Freiheit 179. Kants abſolute Freiheit 180. Spinoziſt Goethe und Kantianer Schiller 181. Willensfreiheit von Parlamenten 184. Reſultat für den Einzelmenſchen 185. Züchtung der Kauſalität 186.

III. Anwendungen

18. Anwendung der Kraftphiloſophie auf den Staat 187—257

Definition des Staats 187. Anforderungen 188. Platon als Staatsphiloſoph 189. Die Römer 190. Der Gottesſtaat 190. Der Kirchenſtaat 194. Kaiſerlicher Univerſalismus 195. Marſilius von Padua 196. Luther 196. Gottesgnadentum 198. Hobbes und ſein Naturrecht 201. Bill of rights 203. Montesquieu 204. Trennung der Gewalten 205. England im achtzehnten Jahrhundert 205. Aufgeklärter Deſpotismus 209. Die Republik der Vereinigten Staaten 210. Menſchenrechte und franzöſiſche Revolution 211. Habeas corpus 216. Mirabeau 218. Preußen konſtitutionell 219. Kant als Staatsphiloſoph 219. Fichte 221. Graf de Maiſtre 223. Karl Ludwig von Haller 223.

Seite

Adam Müller 224. Rottecks Liberalismus 224. Julius Stahl und Hegel 226. Der Liberalismus und Bismarck 228. Wozu hat ein Volk seine Kraft? 229. Die Bestandteile staatlicher Stärke 230. Finanzkraft I 231. Intransigente Parteien 233. Wachstum und seine Pflichten 235. Spinoza über den Zweck des Staates 238. Deutsche Behinderungen 239. Falsche nationale Wallungen 240. Deutschtum und Polentum 241. Bismarck als Realpolitiker 247. Politische Perfidie 249. Deutschland und England 251. Irland und Polen 254.

19. Anwendung der Kraftphilosophie auf die Volkswirtschaft . . . . . 258—276

Kräfte oder Werte? 258. Messer- und Gabelfrage 258. Hygienische Sehnsucht 259. Der Industriestaat 259. Groß-Berlin 260. Englischer und deutscher Freihandel 260. Friedrich List 262. Lassalle 263. Schlesischer Weberaufstand 263. Bismarck Lists Erbe 264. Karl Marx 265. Soziale Gesetzgebung 268. Menschenökonomie 270. Militärdienst 272. Finanzkraft II 273. Old merry England 276.

20. Anwendung der Kraftphilosophie auf die Erziehung . . . . . 277—301

Jugendkraft und Jugendrechte 277. Unfrohe Jugend 279. Hypertrophische Autorität 280. „Instruction" oder „education?" 282. Sport oder Charakterschwatz? 282. Schullügen 284. Beispiel oder Belehrung? 285. Pestalozzi 286. Fichte 287. Zwangspädagogik oder Keimzüchtung? 288. Kerschensteiner 289. Friedrich Paulsen 289. Droysen über Gehorsam 290. Der alte Turnstreit 291. Jugendspiele und Jugendpflege 292. Ludwig Gurlitt 294. Das Griechische 296. Reaktionäre Einwände 296. Biologische Schulreform 297. Forderungen 299.

21. Anwendung der Kraftphilosophie auf die Sexualprobleme . . . . . 302—322

Halbierte Zeugungskraft 302. Statistik ehelicher Versorgung 303. Makellose Geschlechtsreife 305. Verkehrsstatistik 306. Vorbeugungen 308. Masturbation und ihre Hygiene 308. Feminismus und Kraft 311. „Doppelte Moral" 312. „Muttertier" 313. Hebammen 313. Sinnlichkeit und Sitt-

Seite

lichkeit 315. Geburtenrückgang 315. Keimzüchtung 320. Friedrich Wilhelm I. als Menschenzüchter 321.

22. Anwendung der Kraftphilosophie auf die Ernährung . . . . . 323—334

Ein falsches Sprichwort 323. Muttermilch und Vollmilch 324. Ueberschätzung des Fleisches 325. Stickstoffgleichgewicht 326. Gicht 336. Fresser, Muskelfaule und Herzschwache 332. Vorzüge der Pflanzenkost 333.

IV. Ausblick . . . . . 335—357

Unsre Monisten 335. Melissos 337. Haeckel und Ostwald 339. Ein Grundirrtum Büchners 340. Publikum kennt nur Stoff, nicht Energie 342. Das Göttliche der Energie 342. Erzeugung oder Bindung von Energie? 343. Automatie bei Schleich und Nietzsche 344. Kraftbilanzen 346. Deutsche Schlußbilanz 347. Ausbreitung oder Aushöhung? 347. Pestalozzi gegen Drill 348. Der Sport wächst 348. Das deutsche Mädchen 350. Die dresdener Hygieneausstellung 352. Annehmlichkeitsfragen und Existenzfragen 354. Zuchtmütter 355. Irdische Ewigkeit 357.

Register . . . . . 359—367

Kritisch-historischer Teil

1. Die kranken Wurzeln der Philosophie

Obschon sich bei den griechischen Weisen, die im siebenten und sechsten Jahrhundert v. Chr. dem großen Welträtsel nachsannen, geniale Vorahnungen moderner Naturwissenschaft finden, war doch ihr Tappen im Dunkeln um so gefährlicher, wenn eine starke Autorität mit imponierender Logik die letzten Folgerungen aus einem groben Irrtum zog.

Diesen Fall haben wir bei den sogenannten Eleaten vor uns, die, nach dem griechischen Pflanzstädtchen Elea in Unteritalien so genannt, gegen das Jahr 500 v. Chr. ihre Schule begründeten. Sie haben entweder durch die Persönlichkeit ihrer Hauptvertreter einen besonders tiefen Eindruck auf die Zeitgenossen gemacht; oder ihr Hauptirrtum liegt schlecht bewachten Intellekten so nahe, daß er immer wiederkehrt. Jedenfalls ist ihm Platon verfallen, und wir werden seine deutlichen Spuren bei Descartes, bei Leibniz, bei Fichte und Hegel, ja bis auf den heutigen Tag bei gewissen Hegel-Epigonen antreffen.

Dieser Irrtum besteht in der Ausschaltung der Wirklichkeit beim Denken, wegen Verachtung dessen, was unsere Sinne wahrnehmen und als „Erfahrung" uns an die Hand geben. Er ist bei jenen alten Philosophen dadurch erklärlich, daß noch zu wenige physikalische und biologische Tatsachen feststanden.

Wenn die Weisen vor zweieinhalb Jahrtausenden schon bemerkt hätten, wie gewisse Funktionen, die sie der „Seele" zu-

schrieben, nach Zerstörung bestimmter Nervenfasern aufhören würden manche von ihnen sicher damit angefangen haben, das an den Körper gebundene, erfreuliche Wachstum „geistigen" Lebens zu belauschen.

Dies lag den Eleaten völlig fern. Sie fußten auf der an sich richtigen Tatsache, daß die Eindrücke, die unsere Sinne von den Außendingen erhalten, der Korrektur durch unser Nachdenken bedürfen, schritten aber zu der verallgemeinernden Behauptung fort: sämtliche Sinneseindrücke seien Schein, also unwirklich, wirklich nur das ihnen entgegengesetzte Denken.

Dabei war der Begründer der Eleatenschule, Xenophanes aus Kolophon in Kleinasien (etwa 570—478), ein tiefer und großzügiger Forscher. Er hatte sich zu der Idee eines Allwesens durchgearbeitet, diese Gottheit war ihm ganz Auge, ganz Verstand (allwissend und allweise nach Christenausdruck), aber auch unbewegt, ungeteilt und jedenfalls weder geboren, noch sonstwie der Menschengestalt ähnlich. Von ihm rührt jenes berühmte „Eins und alles", jenes ἓν καὶ πᾶν, das Lessing 1780 im Munde führte *.

Xenophanes, der zwar den landläufigen Glauben an untergeordnete Gottheiten nicht aufgegeben zu haben scheint, doch einen von der Welt abgesonderten Obergott ins Reich der Fabel verwies und eine vom Stoff untrennbare ewig gleiche Weltseele annahm, war somit ein Vorläufer von Spinozas Monismus.

Aber seine Schüler sprengten sein System. Parmenides schon, der persönlich die größte Ehrfurcht eingeflößt und verdient haben soll, ging so weit, das reine Sein allem Veränderlichen, Mannigfaltigen gegenüberzusetzen. Von dieser Vielheit und Buntheit abgewendet, bedeutete ihm jenes Entgegengesetzte nicht nur das einzig Seiende, sondern auch etwas in sich Einheitliches, Bewegung aber, weil nicht einheitlich, sei undenkbar (!) und, weil undenkbar, überhaupt nicht vorhanden, sagte Zenon.

* Das Wort wird auch so zitiert: ἓν τὸ πᾶν oder, wie bei Platon gelegentlich ein eleatischer Gastfreund sagt: ἓν πάντα.

Sparen wir uns die grotesken Beispiele, mit denen Zenon der Eleat als der von Aristoteles sogenannte „Urheber der Dialektik" und seine Schüler jenen Unsinn belegten. Halten wir um so fester die Tatsache, daß sie das ganz offenbare Naturgesetz des Werdens ableugneten, also dem gesunden Menschenverstand einen ewigen Krieg ansagten.

An Parmenides rächte sich diese Gewaltsamkeit insofern, als er das gar nicht Wegzuleugnende doch wenigstens hypothetisch zulassen und sich im zweiten Teil seines Lehrgedichtes bemühen mußte, die „nichtseiende" Erscheinungswelt zu erklären.

Allein obschon die Eleaten im Lauf der Jahrtausende so viele Anhänger und Erneuerer fanden, genügt es, an gewisse Fakta zu erinnern, um ihren Trugschluß aufzulösen. Denn wenn auch nicht jeder von uns genau so sieht, hört und fühlt wie sein Nachbar, so ist es doch eine grobe Uebertreibung, daß die Eindrücke von der Sinnenwelt „bei unzähligen Menschen unzähligemal verschieden" seien. Vielmehr herrscht innerhalb der ganzen Spezies eine solche Gleichartigkeit vor, daß man von ganzen Millionen, die man hintereinander auf demselben Stein sitzen ließe, nicht eine einzige Aussage dahin erwarten dürfte: dieser Stein sei weich, — außer etwa von hysterischen Personen mit verkehrter, d. h. kranker Sensibilität. Ebenso nennen wir diejenigen, die rot statt grün und grün statt rot sehen, „farbenblind", also pathologisch (abnorm). Und noch beweisender ist es, daß auch andere Gottesgeschöpfe, mit ganz von uns abweichend eingerichtetem Augapfel, mit ganz andern Organen und Gewohnheiten, dennoch auf die gemeinsamen Gegenstände unserer Umgebung genau so reagieren wie wir selbst. Das heißt: es gibt nur *eine* Wirklichkeit, sie, die von unsern Sinnen wahrgenommen wird: vernünftigen und (nach unserm hochmütigen Sprachgebrauch) vernunftlosen Wesen macht diese Wirklichkeit denselben Eindruck.

Stoßen z. B. ein Europäer, ein Feuerländer, ein Pferd, ein Wolf, eine Gans, eine Schlange an einen zehn Fuß breiten Bach, so werden sie sich vor ihm, je nach ihren Bedürfnissen

und Kräften, auf die gleiche Weise verhalten: aus ihm trinken, in ihm baden, sich in ihm verbergen, ihn durchwaten, durchschwimmen oder überspringen. Und zwar wird hierzu nicht etwa der Mensch einen Anlauf nehmen, als ob der Bach zehn, das Pferd als ob er fünfzehn, der Wolf als ob er zwanzig Fuß breit wäre; auch wird keines ihn durchwaten wollen, wenn er zu tief, noch eines in ihm sich verbergen, wenn er zugefroren ist.

Die Herabsetzung dieses Baches zur Nichtexistenz oder, wegen angeblich unzuverlässiger Begutachtung durch unsere Sinne, zu einem solchen Grade von Nichtwirklichkeit, daß der wirkliche Bach „an sich" unsrer Aufmerksamkeit spottet, ist eine dialektische Ueberspannung.

Müssen wir so das nüchterne, bescheidene Anschmiegen an die vorhandene Wirklichkeit als den Urgrund alles folgerichtigen und fördernden Denkens betrachten, so können wir den Schaden erst recht ermessen, der dadurch zustande kam, daß einer der spürkräftigsten Geister aller Zeiten doch den entscheidenden Ausgangspunkt verfehlt und sich den Eleaten angeschlossen hat.

Dieser Mann hieß mit einem heute noch klangvollen Namen Sokrates.

Seinen Ruf unter den Hellenen erwarb er sich als Bekämpfer der sogenannten Sophisten. Und wenn wir von einem der obersten dieser Klasse, von Gorgias, erfahren, daß er einer Schrift den Titel gegeben habe: „Vom Nichtseienden oder von der Natur", so merken wir schon, was wir auch von diesem Eleatenjünger zu halten haben.

Zu loben ist an Sokrates, daß er der ausschweifenden, gewissenlosen Subjektivität jener Tüftler Schranken zog, die er für seinen Liebling Euripides dann allerdings wieder fallen ließ. Er selbst betonte stark: innere Freiheit und Verwirklichung des „Guten".

Aber indem er sich bemühte, die Philosophie zu etwas Allgemeingültigem zu erheben, also auf das der großen Mehrzahl der vernünftigen Wesen gemeinsame Denken Rücksicht nahm, blieb dennoch sein Wirken unfruchtbar und auf die Dauer schäd-

lich, weil er in der „vernunftlosen“ Natur keinen Gegenstand für unser Nachdenken erblicken wollte. Ja er lehnte es ab, spazieren zu gehen, da man von Bäumen und Landschaften nichts profitieren könne.

Wir haben Ursache zu bezweifeln, ob ein so gerichteter Verstand überhaupt zu einem nennenswerten Grade von Selbsterkenntnis, — die Sokrates obenan stellte, — gelangen könne, und wundern uns nicht, bei seinen niemals abreißenden Untersuchungen über die Tugend einer maßlosen Ueberschätzung metaphysischer Einsicht zu begegnen. Sokrates war der Meinung, daß die bloße Erkenntnis mit Notwendigkeit zum guten Handeln führe, und glich darin modernen Eltern, die, statt ihre Kinder zu erziehen, — was sie zumeist leider gar nicht verstehen, — sich damit begnügen, sie von Zeit zu Zeit anzupredigen, weil ihrer Bequemlichkeit der Gedanke schmeichelt, daß dicke Worte dazu hinreichen, die Natur umzugestalten.

Die Methode, deren sich Sokrates bediente, um seine Ansichten zu verbreiten, führt heute noch seinen Namen und hatte das Eine für sich, daß sie stets vom Alltagstreiben ausging. Sie bestand im wesentlichen darin, daß er mehr in die Leute hineinals aus ihnen herausfragte, vor der zuversichtlichen Superklugheit sich selber voll Ironie (eironeia) den Anschein der Unwissenheit gab und seinen Disputanten jedesmal derartig in Widersprüche verwickelte, daß der zuletzt erklärte, über den bewußten Gegenstand ganz im unklaren gewesen zu sein.

Diese Methode des langsamen Hinführens, der „epagoge“, hätte schon damals bessere Früchte tragen können, wenn das Ziel richtiger genommen worden wäre. Daß Sokrates leider in mancher Hinsicht um nichts klüger als die Männer, die er bekämpfte, und ein rechter Erzsophist war, beweist aber allein schon sein Grundsatz, daß, wer wissentlich ein Unrecht beginge, besser sei, als wer unwissentlich. Auch daß er seine hochgenommenen Erörterungen der Tugend mit Motiven äußeren Vorteils trübte, widerlegt Sokrates als klaren Denker. Wenn er seinen Jüngern vollends anrät, sich so viel „Physik“ anzueignen, wie sie im praktischen Leben brauchen würden, damit nicht je-

mand Steuermann sei, ohne den Lauf der Sterne zu kennen, dann tut er, was unklare Philosophen so häufig tun: er widerspricht sich selbst. Die Nachwelt hat jene Schwenkung nicht mitgemacht, sondern sich an den Kern seiner Lehre gehalten, der war und blieb: Mißachtung der Naturwissenschaft.

Was man ihm heute mitunter in Anbetracht seiner Triebe nachsagt, kann so schlimm nicht gewesen sein, da in Platons „Phaidon" auch drei Buben von ihm auftreten, zwei kleinere und ein großer. Allein Eros hatte im Griechischen keineswegs den Sinn, den wir ihm beilegen, sondern galt als Gott der gleichgeschlechtlichen Liebe, während Aphrodite der Liebe zwischen Mann und Weib vorstand, und wenn Sokrates sich selbst den eifrigsten Erotiker nannte, hat er doch wohl mehr als nur die philosophische „Sehnsucht nach dem Ganzen" gemeint. Xanthippe würde den Leumund einer bösen Sieben vielleicht nicht auf die Nachwelt gebracht haben, wenn ihr Gatte, statt Geschäft und Haus zu versäumen, — Sokrates war von Beruf Bildhauer, — seine „Ergänzung" im Familienleben gesucht und seinen hausväterlichen Pflichten sorgsamer nachgekommen wäre. Doch seine sonst so gerühmte Selbstzucht, — wonach er, ein Vorläufer unseres Schiller, nie das Angenehme dem Guten vorzog, — hielt an diesem Punkte nicht stand, und er umkreiste, wenn auch wunschlos, weit lieber schöne Jünglinge gleich Alkibiades oder Agathon.

Als Philosoph steht Sokrates mit seiner unerschöpflichen Ethik und wiederum Ethik nicht über gewissen Standbildern des Buddha, die nun auch schon seit Jahrtausenden ihren Nabel beschauen. Er gewinnt beim Hinblick auf einzelne Schüler, zu denen außer dem Lebensfeind Antisthenes doch auch Aristippos von Kyrene gehört hat, von denen beiden im nächsten Kapitel noch die Rede sein wird. Sein Ideal innerer Freiheit, — also passive Verzichtleistung mit aktiver Ueberwindungskraft zu wahrer Unabhängigkeit gesteigert, — verstand er noch nicht, einem wohlgeordneten Staatswesen einzufügen. Drum eben machten ihm die Athener den Prozeß und ihn durch den Prozeß unsterblich. Denn was ihm seinen Weltruhm eingetragen hat,

war der starke, stolze Wille, den er in dieser Prüfung bewies, war sein tragisches und mannhaftes Ende.

Obwohl er fleißig opferte und über seinen Glauben an die Existenz der Götter feierliche Versicherungen abgab, wurde er bekanntlich von der demokratischen Gegenpartei verklagt, die Staatsgötter nicht anzuerkennen, neue Gottheiten aufzubringen und die Jugend zu verführen.

Er hätte sein Leben retten können, sowohl durch Flucht aus dem Kerker, wie durch Einräumen seiner Schuld mit Anrufung der Milde des Volkes. Er verschmähte beides und trank, einer der großartigsten Bekenner, den Schierlingsbecher im Jahr 399 v. Chr.

So gewann er eine unermeßliche Popularität, die mit seiner Ironie leider auch seine unheilvolle, ewig spintisierende Dialektik und seinen Kardinalfehler: die scharfe Trennung des Geistes vom Leibe, ohne dessen Ansehung „die Seele" gepflegt werden müßte, uns überliefert hat.

Sein „Daimonion", das die Richter ihm vorwarfen, war übrigens gar keine Gottheit, sondern wahrscheinlich nur ein Ausdruck für das, was wir innere Stimme nennen.

Man muß die persönliche Bedürfnislosigkeit, in der dieser Seltene seine Tage verbracht hatte, wie die ausgeglichene Heiterkeit bewundern, mit der er starb. Hinter seiner Ironie jedoch lauert schon die Heimtücke der Unfehlbarkeit, und wenn er in seiner großen Verteidigungsrede jenes Orakel, das ihn für den weisesten erklärte, laut Platon folgendermaßen erläutert: „Derjenige, ihr Menschen, ist noch der weiseste, der wie Sokrates eingesehen hat, daß er zur Weisheit nicht taugt," so glaube ihm, wer kann. Seine Dialektik fühlt sich hier wie an andern Stellen als die Katze, die mit einer Maus spielt. Wenn er uns vollends, in schon gerügter Ueberschätzung der Sprechkunst an sich, einreden will, daß es dasselbe bedeute, „die Gerechtigkeit zu *kennen* und gerecht zu *sein*" oder gar auch die Tapferkeit für „ein Wissen" erklärt, so durchschauen wir die Mängel seiner Seelenkunde und grollen ihm wegen der Verwüstungen, die er in der menschlichen Intelligenz bis auf den heutigen Tag durch die Autorität seines Namens angerichtet hat.

Vollender und klassischer Ausdeuter der sokratischen Philosophie wurde des Verewigten Schüler Platon. Dieser feine Stilist machte durch sein wunderbares publizistisches Talent einen so tiefen Eindruck auf Mit- und Nachwelt, daß er auch auf solchen Gebieten Autorität erlangte, wo er keine zu haben verdiente: als Gesetzgeber, Forscher und Sittenlehrer.

Verwöhnt und so durchaus pervers, daß er deshalb auf Gründung einer Ehe Verzicht leistete, so zartfühlig, daß er sich zu der Tagespolitik seiner Heimat nie herabließ, hielt er Athen für verloren, schwärmte für Sparta, nicht sowohl wegen der rauhen Tugenden, die dort noch gepflegt wurden, als wegen der feudalen Einrichtungen, so ganz aristokratisch, daß er im absoluten Königtum die beste Staatsform erblickte und neun Zehntel aller Lebenden wie selbstverständlich der Sklaverei vorbehielt, erreichte er als mürrischer Junggesell das Alter von zweiundachtzig Jahren und starb 347 v. Chr.

Er hat für zwei volle Jahrtausende die Philosophie verdorben und sich mit dem Christentum leider gerade da gedeckt, wo es der Menschheit am unbekömmlichsten war: in der Abwendung vom Irdischen und dem steten Hinblick nach einem besseren Jenseits.

Den Gedanken des Werdens hatte er sich nur so weit angeeignet, um von diesem stets Fließenden (der Sinnenwahrnehmung oder Erfahrung) jede Möglichkeit einer Wissenschaft zu leugnen; obschon doch das Werden fast überall so langsam fließt, daß die menschliche Einsicht durchaus keiner Flügel bedarf, um hinterdreinzukommen, sondern Aussagen sehr wohl wagen kann.

Platon lehnte solchen Versuch zwar nicht gänzlich ab, doch blieb ihm die Physik, — worunter die Griechen auch Entwickelungsgeschichte, Sternkunde, Zoologie, Botanik und Medizin begriffen, — etwas der Dialektik Untergeordnetes.

Die ganze Wirklichkeit erschien ihm eben so minderwertig, daß er in allen Gegenständen sinnlicher Wahrnehmung nur die verzerrte Vervielfältigung vollkommener Urbilder erblickte, die irgendwo in einer besseren Welt angebracht seien. Dort hätten

wir Menschen in einem früheren Zustand einmal gehaust und bewahrten an jene Urbilder gewisse Erinnerungen oder „Ideen".

Hier sehen wir die Wurzel der „angeborenen Ideen", mit denen noch Cartesius und Leibniz operierten. Zugleich ist Platon der Hauptverbreiter der pythagoräischen Lehre von der Seelenwanderung.

Daß das Denken dem Leib entgegengesetzt und Ausfluß einer diesem ganz fremden Kraft sei, stand freilich mit verschwindenden Ausnahmen im Kreise der damaligen Gebildeten fest. Noch hatte sich kein Mensch die Frage vorgelegt, wozu eigentlich das Großhirn da sei. Platon zerteilte die Seele in etwas Vernünftiges, Göttliches, Geheimnisvolles, ewig auf der Wanderschaft Befindliches und in etwas Vernunftloses, an den Leib Gebundenes. Wir werden sehen, daß noch Kant ihm hierin keineswegs überlegen war.

Um so weniger dürfen wir uns über die objektive Verkehrtheit jener Philosophie und ihrer Tendenz einer Täuschung hingeben.

Wer das Werdende schlechthin als das Nichtseiende anspricht, erträumte Ideen für das einzig wahrhaft Wirkliche erklärt und, vom rohen Treiben der Körperwelt angewidert, sich im beseligten Anschauen jener Ideen genügen und ausleben will, wird eine Rotte zungendreschender Schmarotzer großziehen, womit ja Sokrates schon begonnen hatte. Mangel an Tatsachensinn und Abscheu vor dem Experiment heißen die schweren Gebresten, mit denen Platon das europäische Denken infiziert hat. Von ihm rührt die üble Weise, die angeborenen Sinneswerkzeuge bis zur Erschöpfung auszunützen, um ihnen nach erzieltem Resultat jedes Verdienst, jede Mitwirkung abzusprechen. Zu schweigen von der Beobachtung selbst, erinnere man sich nur des Gebrauches, den gelehrte Platoniker heute noch von ihren Augen, ihren Ohren zur Vermehrung ihres „geistigen Eigentumes" durch Lektüre und Gespräch machen, um den stinkenden Undank zu ermessen, der sich in der halsstarrigen Verlegung ihrer Hirnarbeit ins angeblich streng „Außersinnliche" betätigt. Aber was bei den Eleaten allenfalls noch naiv, ein bizarrer Einfall zum Verblüffen, genannt werden kann, hat sich leider im Lauf der

Jahrhunderte durch ſeine gemeinſchädliche Einbildung: zur Erkenntnis andere und höhere Organe als die menſchlichen zu beſitzen, ſelber gerichtet.

Daher das vernichtende Urteil, das ſich die platoniſche Philoſophie vonſeiten Bacons, des großen Bahnbrechers für Nutzen und Fortſchritt, ſowie von deſſen Biographen gefallen laſſen mußte: daß ſie mit Disputationen anfing und mit Disputationen endete; daß ſie weder einem Weinberg noch einem Olivenhain zu vergleichen war, ſondern lediglich einem verfitzten Diſtel- und Dorngebüſch, aus welchem alle, die dort einzudringen verſuchten, Kratzwunden ſtatt Nahrung heimbrachten (Bacon, „Novum Organum", Lib. I, Aph. 73). „Sie war eine Tretmühle, kein Fußpfad," ſagt Macaulay. Die ewige Streiterei, ob der Schmerz ein Uebel ſei; ob wir von irgend einem Ding Gewißheit erlangen könnten, oder nur darüber, daß alles ungewiß ſei; ob der Weiſe unglücklich zu werden vermöchte uſw., verglich Macaulay mit dem furchtbaren Religionskrieg zwiſchen den Liliputanern und Blefuskudiern über den Zank: ob geſottene Eier am dicken oder ſpitzen Ende aufgeklopft werden ſollten, und ſchließt mit dem Epigramm, die platoniſche Philoſophie erinnere an einen Acker, der alle Zeichen fleißiger Bebauung aufwieſe mit Ausnahme des wichtigſten: einer Ernte.

Des Platon „Protagoras" und „Gorgias", ſein „Phaidros" und „Phaidon", ſein „Gaſtmahl bei Agathon" leſen ſich darum nicht ſchlechter; ja man ſtelle ſich vor, die hiſtoriſchen Umſtände hätten es der ſokratiſchen Ironie erlaubt, auch einen hochberühmten berliner Geheimrat aufs Glatteis zu führen, ach, welch eine grandioſe Ueberlegenheit an ſchlauem Scharfſinn dürfte dieſer Dialog auf ſeiten des Griechen erwieſen und welch ein köſtliches Buch würde Platon uns in ſeinem „Hegelios" hinterlaſſen haben! Allein jenes harte Verdikt erſcheint gerechtfertigt beim Blick auf gewiſſe römiſche Spätlinge. Zu Zeiten Cäſars und Ciceros wagte Poſeidonios unter den Errungenſchaften der Philoſophie auch die Erfindung des Schwibbogens und die Einführung der Metallſchmiederei zu loben. Aber Seneca wehrte hundert Jahre ſpäter dieſes Lob als eine

Beleidigung ab, ja nahm den Philosophen Anacharsis, als ob man ihn verleumdet hätte, dagegen in Schutz, daß er die Töpfer-Drehscheibe erfunden habe. Die zu seiner Zeit gemachten Fortschritte der Glasfenster, der Zentralheizung und der Stenographie überwies er samt allem ähnlichen den niedrigsten Sklaven als Domäne. Und wie Platon die Geometrie für entehrt erklärt hatte, sobald sie für irgend einen Zweck von allgemeinem Nutzen angewendet würde, wie Archimedes († 212 v. Chr.) die Kriegsmaschinen, die er den dankbaren Syrakusanern gegen die Römer konstruierte, als bloße Spielerei verachtete, so erblickte eben auch Seneca den einzigen Zweck wahrer Philosophie darin, den Geist von niedrigen Sorgen abzuziehen, ihn vom Leibe zu trennen*.

Wir sehen, daß auf solchen Wegen weder eine größere Herrschaft des Menschen über die Naturkräfte, noch eine Harmonie des menschlichen Verhaltens mit Naturgesetzen zu erzielen war.

* Vgl. Vorwort zum 3. Buch der „Quaestiones naturales".

2. Die gesunden Wurzeln der Philosophie

Wenn die Hellenen Physik auch nicht in unserem Sinn mit Instrumenten in Laboratorien betrieben, sondern ihre Probleme rein durch logisches Nachdenken zu lösen suchten, haben doch einzelne mit ihrer staunenswerten Beobachtungsgabe eine Reihe prachtvoller Treffer erzielt.

Grundsätzlich unterscheiden sich von der eleatischen Richtung die Jonier Thales von Milet, Anaximandros und Herakleitos der Dunkle. Allen dreien war der Gedanke des Werdens gemeinsam; man darf sie somit als die ersten bewußten Evolutionisten ansprechen.

Thales (640—550) ging vom feuchten Samen, von der feuchten Nahrung aus und führte alles auf das Wasser zurück, aus dem durch eine Art von Differenzierung sich das weitere entwickelt habe. Nach ihm gab es nichts außer dem, was mit Händen zu greifen, mit Augen zu schauen war. Hervortritt bei allen ionischen Naturphilosophen die Annahme eines einheitlichen Urstoffes, eine Lehre, zu der unsre moderne Chemie sich langsam wieder heimfindet. In der Ausdeutung, wie die Erde entstand, kamen die späteren Stoiker heutigen Auffassungen näher. Immerhin machte Thales einen wichtigen Anfang.

Angeregt wohl von den Kaulquappen, den drolligen Vorformen der Frösche, bevölkerte dann Anaximandros, gleichfalls aus Milet und des Thales Schüler (611 bis nach 547), den Ozean der Urwelt mit menschlichen Ahnen, die den Fischen verwandt waren und in Larvenhäuten staken. Er ist hierin ein direkter Vorläufer von Oken, der in Jena die Tatsache zur Evidenz

brachte, daß der menschliche Embryo im Mutterleibe Kiemenspalten, als ein Ueberbleibsel jener Ahnenreihe, anlegt.

Anaximandros lieferte den Hellenen die erste Erdtafel, die erste Himmelskugel und war dicht davor, die Kugelgestalt der Erde zu lehren; wenigstens bewies er, daß die himmlische Wölbung, die wir sehen, nur die Hälfte einer Vollkugel sein könne. Die Erde ruhte also nicht, wie man bisher geglaubt hatte, gleich einer Scheibe auf dem Wasser, sondern war auch auf der Hinterseite von Luft umgeben; die Sonne tauchte nicht in den Okeanos, sondern beschrieb ihre Bahn weiter. Des Anaximandros Urmaterie war insofern einheitlich, als sie alle Stoffbesonderheiten in sich umfaßte; aus ihr ließ er mit der Ausscheidung von Kaltem und Warmem die Entwickelung der Dinge beginnen.

Xenophanes, der bis zur Unterwerfung seiner schönen ionischen Heimat durch den persischen Großkönig Kyros im Jahr 545 v. Chr. in des Milesiers Nachbarschaft lebte, kann ihm sehr wohl einiges verdankt haben.

Schon hatten wir Xenophanes zu rühmen, den ältesten jener Eleatenschule, in die er selbst gar nicht hineinzugehören scheint. Denn ebenso genial wie in der Auffassung des Weltalls zeigt er sich auch in dem liebevollen Forscherblick für die Einzelheiten der Wirklichkeit. Als Philosoph ein Urahn Spinozas, ist er als Naturwissenschaftler ein Vorläufer Darwins, indem er aus fossilen Tier- und Pflanzenresten, die er in den Tertiärschichten der syrakusaner Steinbrüche wie der Insel Malta findet, auf eine lange, lange Vergangenheit unserer Mutter Erde schließt und in ihrer jetzigen Gestalt die Summe zahlloser unscheinbarer Einzelveränderungen erblickt. So hat er nicht nur die „Schöpfung", die im Mittelalter, und die „Katastrophentheorie", die noch vor hundert Jahren den Sieg der Entwickelungslehre hemmte, vermieden, sondern auch die menschliche Kultur als die Frucht eines mühsamen Fortschreitens aufgefaßt.

„Zeigten die Götter den Sterblichen doch nicht alles von Anfang,
Sondern sie selber finden allmählich das Bessere suchend."

Und noch mehr: während er infolge seines kritischen, selbständigen Wahrheitseifers die damalige Mythologie sowohl wegen ihres inneren Unwertes, wie wegen der von ihr geforderten Leichtgläubigkeit verwarf, hat er doch jede dogmatische Sicherheit, die sich mit ihren Lehrsätzen für die Ewigkeit einrichten wollte, als Anmaßung abgelehnt. „Denn," und hier spricht nun auch der Eleat aus ihm, „Schein ist über allem gebreitet."

Herakleitos, ein Ephesier, der kurz vor dem Jahr 500, als des Xenophanes Zeitgenosse, sein System ausbaute, nahm das Feuer zum Ursprung, wie ja denn unsere Erde tatsächlich zunächst als ein feuriger Gasball umgelaufen ist. Er erklärte sich den Werdegang als ein ewiges Entstehen und Verbrennen, etwa so, wie die Stoffwechsellehre von Lavoisier den leiblichen Lebensprozeß als eine fortwährende Oxydation der Zufuhr auffaßte. Und wie unsre chemischen Rechtgläubigen das Oxymoron im Munde führen: „zu Wasser verbrennen", so sagte Herakleitos: „Alles fließt (panta rhei)", weshalb auch seine Schüler im Altertum „die fließenden" genannt wurden. Welch einen philosophischen Tiefblick ihr Meister besaß, verkündet sein anderer Grundsatz: „Der Streit ist Allvater."

Empedokles aus Akragas (Agrigentum) auf Sizilien, um 440 blühend, also wohl zur Zeit der Marathonschlacht geboren, behauptete, daß zunächst alle möglichen Arten von Geschöpfen entstanden seien, aber nur die zweckmäßigen sich halten konnten, die unpassenden ausstarben, — war somit ebenfalls ein Vorgänger Darwins.

Den beiden „Atomistikern" Leukippos und Demokritos verdanken wir den heute jedermann geläufigen chemischen Begriff der Atome.

Leukippos, wahrscheinlich am Anfang des fünften Jahrhunderts in Milet geboren, hatte zwar sowohl für die Atome wie für den „leeren Raum", den die heutigen Chemiker mit Lichtäther ausfüllen, schon Ansätze vorgefunden. Was ihn aber einzig macht, ist erstens die starke Betonung eines Kausalitätsgesetzes, wonach „nichts grundlos geschieht, sondern alles durch Notwendigkeit"; zweitens das Bemühen, die Sinnenwelt als

wirklich hinzustellen, d. h. sie nicht länger nach Eleatenweise zu vergewaltigen und zu verstoßen, sondern sie in ihrer körperlichen Beschaffenheit zu erklären. Dieser Versuch, die Beschäftigung mit der Physik sozusagen „ehrlich" zu machen, zeigt ihn als Antipoden zu Sokrates und als einen geistigen Urahn Bacos von Verulam.

Des Leukippos viel berühmterer Schüler *Demokritos*, durch Webers populäre Nachahmung als der „lachende Philosoph" auch uns noch vertraut, ward um das Jahr 460 in Abdera geboren und ein Freund seines Altersgenossen Hippokrates, der einmal von den Abderiten, die ihren Landsmann für irrsinnig hielten, zum Gutachten herbeigerufen wurde. Demokritos starb nach vielen weiten Reisen 380 oder noch später in dem Ruf, nicht nur über alles gelacht, sondern „über alles gedacht" zu haben.

Den größten Schritt vorwärts aber taten Aristoteles, Epikuros und Zenon, die Begründer der drei vielgenannten Philosophenschulen der *Peripatetiker*, *Epikuräer* und *Stoiker*, indem sie, in diesem Punkt mit den Atomistikern einstimmig, lehrten, daß *die Sinnenwelt wirklich und die sinnliche Wahrnehmung der einzige Quell der Erkenntnis sei*. Der scharfe Blick jener Geisteshelden erspähte den allein richtigen Weg eines Vorwärtskommens, und aus ihrem Grundsatz sprach zugleich ein Protest, ein Ekel vor aller gegenstandlosen Spekulation.

Aristoteles (384—322), zu Stageiros in Makedonien geboren, daher „der Stagirit", wurde der größte Polyhistor des Altertums. Obschon er Platons Lieblingsschüler gewesen war, verwarf er dessen Ideenlehre. Die Urformen der Erscheinungen thronten nicht irgendwo körperlos und rein, sondern Stoff und Bild seien eins. Die Seele aller Lebewesen, auch der Pflanzen, stirbt mit dem Leibe; von Seelenwanderung will er nichts wissen.

Man könnte Aristoteles einen Deisten nennen, weil er *über* der Welt ein stoffloses Wesen als Verursacher der Bewegung, des später und heute noch gesuchten „primus motus", annahm.

Doch sah er in der Staatsreligion nur eine nützliche Erfindung praktischer Köpfe, für die Masse vielleicht notwendig, für den Weisen überflüssig.

Der Physik war Aristoteles genau so zugeneigt, wie Platon ihr abgeneigt gewesen war, und bedurfte fast notwendig eines greifbar Gegebenen, um Gedanken anknüpfen zu können. Erst aus einer möglichst großen Summe von Erfahrungen wagte er zu verallgemeinern, zog er Schlüsse. Darum ist *er*, nicht Sokrates mit seiner „epagoge", der eigentliche Urheber dessen, was wir heute mit Ehrfurcht „induktive Methode" nennen und als die Grundlage aller fruchtbaren Resultate, aller Vervollkommnung, alles Fortschrittes betrachten. Er hat seine Philosophie nach Art einer Wahrscheinlichkeitsrechnung aufgefaßt und Irrtum vorbehalten. Umgekehrt ist Platon niemals vom Einzelnen ausgegangen, sondern hat aus allgemeinen Ideen vermöge „deduktiver" Logik eine Zwangsanstalt für Tatsachen errichtet, die sich dem Schema fügen mußten *.

Daß Aristoteles das heliozentrische System verwarf und gegen die genialeren Pythagoräer die Ansicht von der Erdbewegung mit Erfahrungsgründen bekämpfte, bleibt bedauerlich. Doch soll man sich hüten, ihm auch den Mißbrauch in die Schuhe zu schieben, den das Mittelalter mit ihm getrieben hat, indem es diesen durchaus Voraussetzungslosen zu verknöchern und mit seinen Gedanken die christliche Dogmatik zu stützen suchte.

Epikuros (342—270) ist heute noch in vieler Leute Mund. Aber was wir einen Epikuräer nennen, paßte so wenig auf ihn wie auf seinen Vorgänger Aristippos, der, wenn er die körperliche Lust als Richtschnur alles Handelns angesehen wissen

---

* So liest man heute bei K. C. Schneider in „Ursprung und Wesen des Menschen" S. 119: „Die Philosophie steht über der Erfahrung und kann aus ihr gar nichts lernen, was sie nicht aus sich selbst, *aus der Idee des Weltganzen* selbständig heraus ableiten könnte. . . Sie ist nicht im geringsten Knecht der Erfahrungswissenschaft, sondern selbstherrlich, und *die Erfahrung hat sich ihr zu fügen*, wie dies von Hegel bereits erkannt wurde." Näheres bei Max Rubner in „Kraft und Stoff" S. 6.

wollte, keineswegs eine möglichst große Anzahl sinnlicher Freuden gemeint hatte.

Aristippos erstrebte „innere Freiheit" ganz wie der erste Kyniker Antisthenes. Allein während dieser sich bei deren Erlangung durch seine Naturtriebe behindert fühlte und ihre schonungslose Unterdrückung anriet, ein geistiger Vorgänger der unheilvollen mittelalterlichen Askese, nahm Aristippos im Gegenteil seine natürlichen Anlagen dankbar hin. Aber nicht etwa empfahl er nun die Auslieferung des Willens an sie, sondern eine solche Fassung und Beschaffenheit, daß auch ungünstige Erlebnisse vom echten „Hedoniker" (hedone = Lust) mindestens mit ungetrübter Heiterkeit ertragen würden. Das lief also im Grunde auf des Sokrates Gefängnisdevise hinaus: „Meletos und Anytos (die Denunzianten) können mich töten; mich schädigen können sie nicht."

Ein Vorgänger Nietzsches war Aristippos, wenn er die körperlichen Instinkte in Ehren hielt und nicht klüger sein wollte als die Natur, sondern Genußfähigkeit pries und Lebensfreudigkeit forderte.

Auch Epikuros erblickte im Freisein von Unlust ein höheres Glück, ein edleres Ziel, als in einer noch so großen Menge von Genüssen. Er war nichts weniger als ein Weichling, vielmehr ein trotziger Charakter mit der Gabe, das Gefühl eigener Stärke in andere überzuströmen. Will man wissen, wie ein wirklicher „Epikuräer" aussah, so stelle man sich Cassius vor, wie wir ihn aus Plutarch und Shakespeares Cäsar-Drama kennen. Dem Gedanken der Tatkraft gab Epikuros die kühne Form: „Unsinnig ist es, von Göttern zu erflehen, was man sich selbst verschaffen kann."

Diese feste Selbstverläßlichkeit seines Systemes war eine der Ursachen, weshalb Uebertritte zur epikurischen Schule häufig vorkamen, sie selbst aber Abfall und Sektenbildung nicht zu beklagen hatte. Der Skeptiker Arkesilaos, den man über diesen Umstand befragte, gab freilich die neidische Antwort: Man könne wohl aus Männern Kastraten machen, nicht aber aus Kastraten wieder Männer. Dieser Witz darf uns indes nicht

irreführen. Es hatte sehr gewichtige Gründe, daß, wer einmal Epikuräer war, kein andres Heil verlangte, und Shakespeare ist zugunsten seines dramatischen Effektes unhistorisch, wenn er (im fünften Akt) Cassius ausrufen läßt:

„Du weißt, ich hielt an Epicurus fest
Und seiner Lehr; nun ändr' ich meinen Sinn
Und glaub' zum Teil an Vorbedeutungen."

Denn gerade die Wahrsagerei der Stoa lehnten die Epikuräer aus Ueberzeugung ab, weil sie schon von dem ganzen Stolz des achtzehnten Jahrhunderts wegen ihrer Aufklärung erfüllt waren. Sie gönnten der Naturkunde einen breiten Raum in der Ethik, belächelten den Aberglauben ihrer Zeitgenossen in jeder Gestalt und bemühten sich, auch das in den Augen anderer „Uebersinnliche" rationalistisch zu deuten.

In der Tat erfordert solch ein seelisches Gleichgewicht, das den Affekten von Furcht und Hoffnung keinen Spielraum gewährt, ja jeden Vorwurf des Gewissens durch treue Pflichterfüllung fernhält, viel Einsicht, viel Arbeit an sich selbst. Die Sprache gewisser moderner Physiologen redet Epikuros, wenn er die Seele ein rein körperliches Wesen nennt.

Die von Zenon (etwa 340—250) begründete Stoa wiederum könnte man den Feueranbetern, mit der verständigsten aller „Naturreligionen", zuzählen. An die mythologischen Götter glaubten sie nicht, nannten aber den flammenden Allgott wiederum Zeus und empfanden die Menschenseele als feurigen Hauch.

Ihre Vorstellung, daß das ursprüngliche Feuer sich zu Luft, diese sich zu Wasser, dieses sich zu Erde verdichtet habe, entspricht ungefähr dem geologischen Werdegang, wie wir ihn uns heute denken. Der Feuergott schlingt bei den Stoikern unsern Stern nach Ablauf langer Perioden wieder in sich hinein; so nehmen wir an, daß nach dem Hinschwinden des Uranstoßes die Kreise der Erde um die Sonne immer enger werden und wir eines Tages in unsre feurige Heimat zurückstürzen.

Die Stoiker unterscheiden sich nicht sehr von den etwas älteren Kynikern, die durch Diogenes mit Faß und Laterne Welt-

ruhm erlangen ſollten. Man pflegte im Altertum zu ſagen: der Kyniker, der noch ein Hemd habe, nenne ſich Stoiker. Die durchaus auf praktiſche Bewährung, Selbſtbeherrſchung und Pflichterfüllung gerichtete Philoſophie der Stoa nahm die Natur als vernunftgemäß geordnet an, war freilich beſchwert mit den recht inkonſequenten Vorboten des endloſen Zankes um die Willensfreiheit, wie mit dem ſchon erwähnten Aberglauben des Prophezeiens.

Griechenland, nach Verluſt ſeiner politiſchen Selbſtändigkeit, entvölkerte ſich langſam wegen des ſchon bei Platon erwähnten Nationallaſters, das den Nachwuchs in gebildeten Kreiſen aufhören machte, und wegen der Sklaverei, die keine Ehe zuließ. Das geiſtige Erbe von Hellas verwalteten die Römer, ohne ihm etwas Weſentliches hinzuzufügen. Seneca (4 v. Chr. bis 65 n. Chr.) hat als Stoiker ein paar hübſche Momente, ſo wenn er wünſcht: „Möge ich nichts um der öffentlichen Meinung willen, ſondern alles für mein Gewiſſen tun; möge ich bei allem, was ich tue, glauben, daß das Volk mir zuſchaut.“ Doch blieb er jener auf S. 10 ſchon erwähnten Tendenz auf Unterordnung des Körperlichen wie der Erfahrungswelt überhaupt getreu, wodurch die antike Philoſophie zuletzt mit Unfruchtbarkeit geſchlagen und um die Vorteile gebracht wurde, die aus den geſchilderten Anſätzen des Richtigen hätten reſultieren können.

Wegen dieſer Tendenz mußte auch das unſerm Tatſachenbedürfnis zwar nicht genügende, doch in ſeiner kauſalen Verknüpfung durchaus modern anmutende Material, das Lucretius (98—44) in ſeiner Naturgeſchichte, geſchult an Epikur, freidenkeriſch geklärt und in den Spuren der griechiſchen Entwickelungsphiloſophen, angeſammelt hatte, nutzlos verſauern. Es iſt nichts als ein glücklicher Zufall, daß jene nach mehr als anderthalb Jahrtauſenden unverſehrt aufgefundene Schrift heut als ein Wunder beſtaunt werden kann. Gefördert hat ſie nicht.

Im Mittelalter iſt ſie hieran durch eine Macht verhindert worden, die ſchon zu Senecas Zeiten begonnen hatte, verheerend und verblödend in den Intellekt der Menſchen einzugreifen.

3. Unterbrechung durch Wunderglauben und Scholastik

Der hauptsächlichste Einfluß des Christentums auf das Denken überhaupt bestand darin, daß zwar in der einen Person Christi das Göttliche mit dem Menschlichen verschmolzen, Gott zur Erde herabgezogen wurde, alle übrigen Menschen jedoch sich zum „Himmel" emporsteigern mußten. Die innere Ausgeglichenheit der drei vorhin genannten alten Philosophenschulen, die schöne Einheit zwischen Geist und Natur waren verschwunden; statt dessen beherrschte wie einst in Platons Kreisen eine unklare Sehnsucht nach dem „Jenseits" das menschliche Gemüt; die Abkehr vom Wirklichen, die Vernachlässigung realen Beobachtens galten für verdienstlich.

Eingeführt war diese Richtung durch den Apostel Paulus worden, den eigentlichen Stifter dessen, was wir heute die christliche Religion nennen, der zweckbewußt sich um die Person des Heilandes überhaupt gar nicht kümmerte, ja dem die Erinnerung an Christi menschliche Vergangenheit zuwider gewesen sein muß, da sich bei ihm nirgend auch nur eine Anspielung auf sie findet. Diese Hinneigung zum göttlichen Wundertäter kam dann vollends durch Athanasius, den „Vater der Orthodoxie", († 373) zur Geltung, während sein Gegner Arius, der nur Gott allein, doch nicht auch den Sohn für „anfanglos" hielt, nach Rankes hübschem Wort dem gesunden Menschenverstand um einen Schritt näher blieb, aber auf die Dauer unterlag.

Man hat uns oft und viel von den großen Verdiensten der frühen „Kirche" um die Ueberlieferung der antiken Kultur erzählt. Aber diese Behauptungen halten keiner Prüfung stand.

Seit Hieronymus faulenzenden Mönchen das Abschreiben empfohlen hatte, haben, das ist richtig, hunderte von frommen Brüdern in abendländischen Klöstern allerlei Buchstaben nachgemalt, aber wieviele würden ihr Manuskript ins Feuer geworfen haben, wenn sie vom Inhalt ein Jota begriffen hätten. Die wahre Verfassung, die nach dem Sieg des Christentums herrschte, ist von Wilhelm Bölsche zutreffend als „Geisteswinter" bezeichnet worden*. Mit dem Christentum waren die bisher entrechteten Massen, mit ihnen aber auch die alten Pöbelinstinkte krassen Wahnes und rohen Neides gegen alle geistige Verfeinerung zu Wort gekommen. Die viel zu dünne kulturelle Oberschicht schmolz dahin wie zartes Eis, und schmutziges Spülwasser schlug seine Wellen. Ein gutes Beispiel für die „Verdienste" der Kirche ist 389 die Zerstörung des mit unermeßlichen Kunst- und Geistesschätzen ausgestatteten Serapistempels in Alexandria durch fanatische Mönche, wobei auch die hochberühmte alexandrinische Bibliothek, an der schon die Ptolemäer gesammelt hatten, in Flammen aufging. Das Odium dieses Frevels hat der schlaue Klerus nachher auf die Araber abgelenkt, die ganz im Gegenteil, während das Christentum schmählich versagte, sich um die Naturwissenschaft große Verdienste erwarben.

Seit Aristoteles aus dem runden Schatten, den die Erde auf den Mond wirft, den zwingenden Schluß auf ihre Kugelgestalt gezogen hatte, war dieses geologische Faktum Gemeingut aller Gebildeten gewesen. Die Kunde ging dem Christentum so völlig verloren, daß um 550 ein Mönch mit Namen Kosmas die Erde wieder, wie babylonische Wahrsager vielleicht vor Jahrtausenden, auf einer viereckigen Basis als einen Berg darstellen durfte, hinter welchem die Sonne auf- und niederging. Die Sterne wurden von „Engeln" bewegt. Und viel weiter ist das christliche Mittelalter auf diesen Gebieten vor der Renaissance überhaupt nicht gediehen. Die Araber, die „Ungläubigen", sind es gewesen, die uns durch einen Absenker von Arius, die (431) aus Konstantinopel vertriebenen Nestorianer, die mit allerlei

* Vgl. Bölsches ausgezeichnete „Entwickelungsgeschichte der Natur".

guter Literatur nach Arabien geflohen waren, die Kugelgestalt der Erde für die Wissenschaft gerettet haben.

Da die Kirchenväter indessen allmählich bemerkten, wie man durch Ausbildung und Pflege wissenschaftlichen Denkens aus der neuplatonischen wie besonders aus der aristotelischen Philosophie brauchbare Hilfen zur Stützung des christlichen Dogmas gewinnen könnte, setzt sich nun jener Zwiespalt, den wir bei den kranken und gesunden Wurzeln der älteren Philosophie schon kennen gelernt haben, durch die ganze „Gnostik" und „Scholastik" des Mittelalters fort. Ein Begriff, mit welchem sich die hellenischen Philosophen noch nicht zu plagen hatten, schiebt sich störend ein: der Glaube. An ihm scheiden sich die Geister. Ist es möglich, vom Glauben zum Wissen vorzuschreiten, ja gehören die beiden überhaupt zusammen, schließen sie nicht einander aus? Nein, sagt die fromme Gegenpartei: der Glaube muß dem Wissen vorhergehen; er ist das Notwendige, das einzig Wahre; alles andre ist unwichtig. Athanasius hat zwar den Spruch: „credo, quia absurdum (ich glaube, *weil es* unsinnig ist)" nicht selbst getan, aber er hat in seinem Sinne gewirkt und gesiegt.

Der stärkste Vertreter dieser zweiten Richtung ist **Augustinus** (354—430); ganz wie Platon ein großes literarisches Talent, so daß die „Bekenntnisse" von ihm heute noch gern gelesen werden; ganz wie jener ein böser und gerade wegen des obengenannten Vorzuges verhängnisvoller Schiefdenker von langem Nachhall in der Welt. Anselm von Canterbury, Cartesius und Hegel verdanken ihm die schwächsten Partien ihrer Systeme; dagegen verdankt ihm die mittelalterliche Hierarchie die Zuversicht zu strengem Vorgehen mit Folter und Scheiterhaufen.

Augustin war ein später Eleat. Also verwarf er jede Erkenntnis, die durch die Sinne vermittelt würde, trennte scharf die Seele vom Leibe, hielt neben der Tatsache des Daseins nur das Denken für gewiß, behauptete, nur das innere Leben sei von Täuschungen frei, und vermeinte, daß Erkenntnisse rein durch den Glauben erlangbar seien. Indem er die Ansicht vertrat, daß Gott die Welt „aus dem Nichts erschaffen" habe, stellte er sich feindlich zu den griechischen Entwicklungsphilosophen.

Auguſtin ſtarb in Afrika zu Hippo, während es die Wandalen belagerten. Der Zuſammenbruch der weſtrömiſchen Staatskunſt, den er ſchon Jahrzehnte hindurch hatte miterleben müſſen, erſchien dem Befangenen als ein Bankrott der Diesſeitigkeit an ſich und jedes irdiſche Bemühen eitel. Drum galt es ihm, den „Gottesſtaat" aufzurichten.

Dieſer Staat war durchaus feudal gedacht; es gab in ihm privilegierte „Gotteskinder", die durch eine vom Schöpfer, in Abweſenheit ſonſtiger Allgüte, vorgenommene Ausleſe von der Herde geſondert blieben. Wer nicht ſchon zum inneren Zirkel gehörte, bedurfte einer „Wiedergeburt", um Gotteskind werden zu können.

Gerade das Volk, das unſerm Erdteil eine neue irdiſche Zukunft geſchenkt hatte, nahm dieſes jenſeitige Phantom furchtbar ernſt. Zumal Kaiſer des ſächſiſchen Hauſes, aber auch der unſelige Franke Heinrich III., zerrieben deutſche Kräfte, vernachläſſigten deutſche Intereſſen, um dafür den „Gottesſtaat auf Erden" zu verwirklichen, der niemals kam.

Auguſtins tiefe und verhängnisvolle Spuren finden wir heute noch in gewiſſen europäiſchen Strebungen. Er hauptſächlich hat, mit der Spukgeſtalt des Teufels, die Angſt vor dem eigenen Leib und ſeinen Trieben wachgerufen, von der das ganze Mittelalter gequält wurde. Noch Tolſtoi war ganz auguſtiniſch, als er nach Brauſejahren, die denen jenes Bekenners an „Sündhaftigkeit" gleichkamen, in ſeinen ſpäteren Schriften das Ideal aller Greiſe von ſchwachem Gedächtnis zu verwirklichen ſuchte: eine ältlich empfindende Jugend.

Von Auguſtin rührt der Hochmut der „Erleuchteten" in allen chriſtlichen Konventikeln. Auf ſeinem geiſtigen Grund und Boden ruht endlich die trotzigſte Zwingburg der ganzen Scholaſtik, der verderbenſpeiende Lehrſatz Anſelms von Canterbury: daß, da das kirchliche Dogma ein für allemal feſtſtehe, das Reſultat jeder Prüfung nur bejahend ſein dürfe.

Anſelm war geboren zu Aoſta im Jahr 1033, erlebte den Beginn des Inveſtiturſtreits, der Kloſterreform, der Askeſe, des

Zölibates, erlebte Canossa, erlebte den ersten Kreuzzug und starb als Erzbischof zu Canterbury im Jahr 1109. Ihm war Papst gleichbedeutend mit Gott, die Kirche der Kristallisationskern des Gottesstaates. Rom hatte zu befehlen, was geglaubt werden sollte, die Wissenschaft hatte zu beweisen, was Rom zu glauben befahl. Und wie Augustinus den Glauben als *Weg* zur Erkenntnis gepriesen hatte, so schloß Anselm: „Zur Einsicht *bedarf* ich des Glaubens — credo, *ut* intelligam." Neues aber auszusprechen, war gefährlich und sehr wahrscheinlich ketzerisch. Niedergeschrieben wurden Dinge fast nur noch „in majorem Dei gloriam". Daher durchs ganze frühe Mittelalter ein Mangel an Nachrichten oder eine grobe Geschichtsfälschung, die z. B. in Kaiser Heinrich IV. nur den „Kirchenfeind" sah und uns diesen prächtigen Charakter durch Lambert völlig entstellt überlieferte.

Da legte sich eine schwere eiserne Hand auf das europäische Geistesleben. Selbständige Denker endeten seither fast regelmäßig im Kerker oder auf dem Scheiterhaufen. Kopernikus wagte aus guten Gründen erst kurz vor seinem Tode (1543) sein epochemachendes Werk zu veröffentlichen, das „viermal neun Jahre" geruht hatte. Es ist 1616 auf den Index gekommen und erst 1757 wieder zugelassen worden. D. h. Rom duldet seitdem, daß dergleichen einmal ausgesprochen worden war. *Glauben* aber müssen seine Diener, daß die Erde stillsteht und die Sonne sich dreht. Alle nachweislich falschen Jahreszahlen der Bibel beruhen auf göttlicher Offenbarung, sind also trotzdem richtig. Wer das bezweifelt, verdiente den Tod in den Flammen, falls Rom noch wie früher das „brachium saeculare" zum Henkerdienst verfügbar hätte. So muß es sich mit dem Antimodernisteneid und der Androhung von Kirchenstrafen behelfen.

Es ist eines der ehrenvollsten und rühmlichsten Zeugnisse für den Menschen, daß trotzdem der wissenschaftliche Gedanke Fortschritte gemacht hat. Wie ein Ton der Verheißung dringt aus dem Kerker, wohin die Inquisition ihn geworfen hatte, zu uns das murrende Wort Ruchards von Oberwesel, genannt Jo-

bannes von Wesalia, eines Vorläufers von Luther, das köstliche: „Warum soll ich glauben, was ich doch *weiß*?"

Allein wenn in gewissen Lehrbüchern steht, daß um diese Zeit sich die Scholastik längst innerlich aufgelöst hätte und zusammengebrochen wäre, so nehme man das nicht ernst; es ist eine grobe Entstellung von Tatsachen. Zweihundert Jahre nach jener angeblichen inneren Auflösung stand sie mächtiger, verheerender, grausamer und reißender da als je, übte sie bei den Hexenprozessen ihre Rabulistik in der Ausklügelung wahnwitziger Systeme von Angeberei, Folterung und Prozeßführung, die von Rom her gebilligt wurden. Da es niemals gelingen wollte, eine Hexe bei handhafter Tat abzufassen, wurde von der Scholastik die Anwendung unsichtbar machender Hexensalbe behauptet; da die armen Denunzierten zu weit vom Blocksberg entfernt wohnten, die Lehre vom *Hexenritt* erfunden. Vergebens machten kritische Köpfe geltend, im „Canon episcopi" sei es doch verboten worden, an den Flug weiblicher Wesen zu glauben; die Scholastiker entgegneten: „Ja, damals gab es eben diese schändliche *Hexensekte* noch nicht!" und verkoppelten schlau Hexerei mit Ketzerei.

Denifle hat nachgewiesen, daß auch Luther auf dem Boden der Scholastik gestanden habe. Man kann da nur sagen: „Um so schlimmer für uns." Tatsächlich hat Luther an Hexen geglaubt, wenn auch keine verbrannt, und ärgerlich den Verfasser der „Epistolae obscurorum virorum" einen Hanswurst gescholten. Doch ist durch das befreiende Gelächter über diese Dunkelmännerbriefe, die 1515 das dummstolze, geile, gefräßige, von Ignoranz und Aberglauben triefende Wesen der damaligen Scholastiker geißelten, das Joch jener Tyrannei gelockert und endlich durch die vollzogene Trennung von Rom für einen Teil unserer Heimat abgeworfen worden, während es für den andern Teil starrer als jemals weiterbestand. Lediglich der historischen Genauigkeit wegen sei hier nachgetragen, daß schon Albertus Magnus (1193—1280) eine scharfe Scheidung des theologischen Erkenntnisgebietes vom philosophischen vollzog; daß der Engländer *Wilhelm von Occam* († 1347) bestritt, es könn-

ten Glaubenssätze „bewiesen“ werden. Beweise gebe es nicht einmal für das Dasein Gottes, obwohl dieses aus Vernunftgründen wahrscheinlich sei. Ganz vorgeschrittene Scholastiker gleich Pomponatius gingen zur Reformationszeit doch höchstens bis zu der Behauptung, daß etwas als Dogma wahr, vom Standpunkt der Vernunft aus falsch sein könne. Obgleich der Ton hier durchaus auf den Worten liegt: „als Dogma wahr“, verbat sich die Kirche solche Rebellion der Vernunft ganz energisch. Ihr ist eben eine Einsicht in die „Unvereinbarkeit von Vernunft und Offenbarung“ niemals gekommen, und sie hielt das Heft in der Hand, weshalb es ohne rechte Konsequenz blieb, ob die wissenschaftliche Beweisbarkeit des Offenbarungsinhaltes sich „aufgelöst“ hatte oder nicht.

Roms bei jeder Gelegenheit zitierter Lieblingsscholastiker ist heute Thomas von Aquino (1225—1274). Auch er unterschied wohl positiv durch Vernunfteinsicht zu begründende Lehren von spezifisch christlichen und kirchlichen Offenbarungssätzen, nahm aber an, daß auch diese zweiten sich „als widerspruchsfrei erweisen“ ließen. Wir dürfen ergänzen: mit Hilfe der Folter. Ja selbst ein Wilhelm von Occam gab doch zu, daß der Wille, das Unbeweisbare zu glauben, verdienstlich sei.

Hierbei sind Scholastik und Kirche verblieben, wo immer sie herrschten: es war verdienstlich, Befohlenes zu glauben, und ohne Verdienst, vielmehr aufrührerisch, Unbefohlenes zu entdecken oder gar Befohlenes anzuzweifeln und zu widerlegen. Das traf nicht nur jeden Lichtbringer auf naturwissenschaftlichem Gebiet, wie den kaiserlichen Leibarzt Andreas Vesalius, der es dem Kirchenverbot entgegen unternahm, einen Leichnam zu sezieren, sondern auch jede folgerichtige philosophische Spekulation. Vollends jede staatsrechtliche Erörterung wurde lebensgefährlich, sobald sie eine Kritik der kirchlichen Lehre von der kirchlichen Verfassung enthielt.

Aber diese Bedrückung und Abschnürung des freien Forschens sollte nicht ewig währen. Ihm entstand in den Spuren der Reformation ein Herold, ein Bahnbrecher.

4. Baco von Verulam

Francis Bacon (spr. Beekn) wurde 1561 in London als der Sohn eines tüchtigen Staatsmannes der Königin Elisabeth geboren und zeigte früh so bedeutende Anlagen, daß er schon als fünfzehnjähriger Jüngling der englischen Gesandtschaft in Frankreich angeschlossen wurde.

Bacon war einer der geistvollsten Männer und anfechtbarsten Charaktere, die die Weltgeschichte kennt. Diese Mischung war die Quelle seines Ruhmes wie seiner Schande. Er verriet seinen Wohltäter und Freund Robert Essex um höfischer Vorteile willen, brachte ihn durch seine Beredsamkeit als Kronanwalt recht eigentlich (1601) aufs Schafott, war als Lordkanzler einer der letzten Engländer, die den Landesgesetzen zuwider die Folter anwendeten, und hatte sich, zur Macht gelangt, nach der Seite des Nepotismus hin bald soviel zuschulden kommen lassen, daß er wegen Unredlichkeit angeklagt und (1621) seiner Aemter entsetzt, übrigens unter dem folgenden König rehabilitiert wurde.

Doch diese selben Fehler: Lauheit aller Gesinnungen und ein zu starkes Gefühl für den Nutzen, waren zugleich das, was seinen grandiosen Intellekt befähigte, mitten im kühnsten Gedankenflug völlig nüchtern zu bleiben, alle Dinge mit untäuschbarem Urteil anzuschauen und bei Schlußfolgerungen dem leisesten Wink des gesunden Menschenverstandes zu gehorchen.

Ja man kann sagen, daß er für wirkliches Wissen und für dessen Wachstum doch eine selbstlose Zuneigung, eine echte Leidenschaft empfunden habe.

In Deutschland wurde Bacon hauptsächlich durch eine Art von Verleumdung bekannt: er sollte durchaus die Dramen Shake-

speares verfaßt haben. Zwei Frauen, die dann beide im Irrenhause endigten, die Amerikanerin Miß Delia Bacon und die Engländerin Mrs. Smith, hatten diesen Unsinn ausgeheckt, der hauptsächlich durch die Profitsucht gewisser Buchhändler und die Kritiklosigkeit sensationslüsterner Leser sich fortschleppte. Abgesehen davon, daß die authentischen Zeugnisse von Männern, die dem Schauspieler William Shakespeare aus Stratford beim Niederschreiben seiner Stücke über die Schulter gesehen hatten, in keiner Weise entkräftet sind; ferner sich in den shakespearischen Dramen zahlreiche Anspielungen auf Personal- und Lokalverhältnisse der Umgegend von Stratford finden, wo Bacon niemals hinkam; endlich der Text zwingende Beweise dafür liefert, daß sein Urheber weder des Lateinischen, noch des Französischen hinreichend mächtig war, hat der grundgelehrte Bacon selbst ein paar sehr pikante Widerlegungen geliefert. In demselben Jahr 1623 nämlich, in welchem die Gesamtausgabe von Shakespeares Werken erschien, fällte er, als ein Verächter des modernen englischen Bühnenwesens, ein vernichtendes Urteil über die Verderbnis (corruptela theatri), die sich von dorther giftig ins Land ausbreitete. Er hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß er die allegorische Dichtungsart, also ein prosaisches Zweckprodukt, am höchsten bewerte; die lyrische Poesie galt ihm als garkeine. Er hatte somit ein genau umgekehrtes Ideal wie der Verfasser von „Romeo und Julie". Auch hatte er schon in jungen Jahren geäußert, daß all sein Ehrgeiz „contemplative ends" habe, d. h. auf Betrachtung, auf exakte Forschung gerichtet sei, während er bloße Gebilde der Phantasie gering schätzte.

Der Grundgedanke, von dem Bacon als Reformer nun ausging, war der: daß die Wissenschaften durch den voraufgegangenen scholastischen Mißbrauch entwurzelt seien. Man müsse mit ihnen ganz von vorn beginnen, ihnen einen neuen Boden bereiten. Und zwar vertrat er die Ansicht, daß alles, was *existiere*, gewußt zu werden verdiente. Gerade in der Kenntnis dessen, was bis dahin vernachlässigt worden war, erblickte er den Weg zum Fortschritt: den Menschen zu befestigen in der

Herrſchaft über die Natur. Alſo Studium der Naturkräfte; ſorgſames Aufreihen von ehrlichen Einzelbeobachtungen; höchſt vorſichtiges Uebergehen zu Schlüſſen aus einer großen Zahl vorhandener, unbezweifelbarer Tatſachen!

Hierzu erſchien ihm ein völliges Abſtreifen irgendwann eingeſogener Vorurteile notwendig; das Wort „vorausſetzungslos", das man heute ſo viel vernimmt, ſtammt begrifflich von ihm.

Kennzeichnend vor allem iſt hieran die ſoziale Richtung. Nichts, was einem Niedriggeborenen Schmerz oder Freude verurſachen könnte, ſollte fortan der Aufmerkſamkeit der Gelehrten und Mächtigen entgehen.

Hiermit war bewußt und radikal eine doppelte Umkehr eingeleitet. Einmal hinweg von der platoniſchen Philoſophie mit ihrer grundſätzlichen Mißachtung des Nutzens wie der greifbaren Wirklichkeit an ſich; wofür Bacon es wagte, die Wendung, die Platons Lehrer Sokrates der Philoſophie gegeben hatte, als unheilvoll zu bezeichnen; zweitens hinweg von der Scholaſtik, die vorausſetzungs*voll*, nicht etwa mit ungetrübtem Auge, das Exiſtierende nur daraufhin betrachten wollte, ob es mit den Befehlen Roms übereinſtimmte, und wenn vorhandene Tatſachen den römiſchen Glaubensartikeln widerſprachen, allen Scharfſinn aufbot, um dieſen Zwieſpalt zuzudecken und nicht ins Bewußtſein dringen zu laſſen.

Als Bacon geboren wurde, lag die öffentliche Meinung Europas noch ſo völlig in dieſem Bann, daß auch er an die Lehre des Kopernikus niemals geglaubt hat, ganz wie ſein Zeitgenoſſe Tycho Brahe, der Aſtronom. Er iſt weder durch Galilei, noch durch Kepler überzeugt worden. Aber indem er ſelbſt erſt die geiſtige Atmoſphäre ſchuf, in der ſolche rebelliſchen Wahrheiten ſich ausbreiten konnten, hat er jenen zum Siege verholfen, durch ſeinen bahnbrechenden Schluß: *es gibt nur eine Wiſſenſchaft als Fundament aller andern, die Naturwiſſenſchaft.*

Damit warf er Theologie und Metaphyſik aus der Wiſſenſchaft überhaupt heraus. Garnichts hielt er von der bisherigen

Logik, die nur zum Streiten und Zanken gut sei; gar nichts von der bisherigen Moral, weil sie die Natur (des Menschen) nicht bescheiden und sorgsam erläuterte (interpretierte), sondern durch Denken antizipierte, d. h. mit Forderungen vergewaltigte.

So entkräftete er die Ansprüche der kirchlichen Autorität: über die Forschung zu gebieten, und stopfte den Spintisierern und Wortmachern, bei denen die Hinterphysik durchaus vor der Physik kommen sollte, den Mund. Besonders dieser Streich wird heute noch von allen heimlichen Eleaten und sonstigen Nichtphysiologen am schmerzlichsten empfunden. Sofort begreift man auch des ultramontanen Fanatikers Josef de Maistre heftigen Zorn, weil Bacon die Merkzeichen des Aberglaubens aus dem Katholizismus hernimmt, sodaß jener romantische Neubeleber der Scholastik doch knirschend ahnte, wie die liebgewordene Herrschaft über verdummte Menschenscharen eines Tages hinschwinden dürfte.

Josef de Maistre starb 1821. Sein nachgelassenes „Examen de la philosophie de Bacon" ist heute nur noch ein belangloses Kuriosum. Dagegen herrschen Bacons Grundsätze. Sie sind niedergelegt hauptsächlich in seinen zwei großen, ausgeführten Schriften: Novum Organum scientiarum von 1620 und „Ueber den Wert und die Vermehrung der Wissenschaften," zitiert meistens in der Abkürzung „De augmentis", von 1623.

Diese zweite Schrift sollte in dem Gesamtwerk, das er „Instauratio magna", die große Erneuerung, nennen wollte, als „Enkyklopädie" den ersten Teil bilden. Doch ist Bacon durch seinen Tod (1626) verhindert worden, diesen Plan zu vollenden. Von seinen übrigen zahlreichen naturwissenschaftlichen, historischen und philosophischen Arbeiten seien hier nur zwei noch erwähnt, die gleich Merkmalen Ausgangs- und Endpunkt seines Lebenswerkes bezeichnen: der Versuch über den Fortschritt der Wissenskunde („The advancement of learning") aus dem Jahr 1605 und die „Nova Atlantis", eine Allegorie, die in seinem Nachlaß gefunden wurde, sicher aus seinen letzten Zeiten herstammt und worin er sich die Folgen der kommenden Herrschaft

des Menſchen über die Natur ausmalt. Heute genießt Bacon in der wiſſenſchaftlichen Welt unbeſtritten den Ruhm, die moderne Empirie, die Grundlage jedes wirklichen biologiſchen, mediziniſchen, volkswirtſchaftlichen, politiſchen oder kommunalen Fortſchritts geſchaffen und hierzu die ſchon erwähnte induktive Methode des Ariſtoteles neu belebt zu haben.

Empirie heißt Erfahrungen machen, Erfahrungen ſammeln und ſich nach ihnen richten; Empirismus heißt: einen andern Weg als dieſe Sammlung von Einzelheiten zur Gewinnung einer Philoſophie überhaupt nicht anerkennen. Wir werden gelegentlich noch zu unterſuchen haben, wie weit alle die vom Ziel abirrten, die den Ausdruck Empirismus glaubten als Scheltwort gebrauchen zu dürfen, und wollen dies Kapitel mit einem Streit beſchließen, der gerad aus dem Kreiſe, der Bacon den größten Dank ſchuldete, von dem berühmten Chemiker Juſtus Liebig, erregt wurde, um jenem ſeinen Lorbeer zu rauben.

Liebig ſtieg eines Tages zu den Quellen oder nahm doch wenigſtens eine engliſche Ueberſetzung des Weiſen von Verulam zur Hand. Seine Enttäuſchung war groß. Er hatte wohl mindeſtens eine Fülle exakter Einzelforſchungen, eine Vorahnung des Sauerſtoffes und ein paar feine chemiſche Reaktionen erwartet; ſtatt deſſen fand er Forderungen, Erläuterungen und Analogien. Er ergrimmte, ſchalt Bacon einen juriſtiſchen Dilettanten, der naturwiſſenſchaftlich rein garnichts geleiſtet habe, ſondern nur von andern Dilettanten überſchätzt worden ſei, und hatte den anerkennenswerten Mut, dieſe ganz neue Weisheit in einer Schrift „Ueber Francis Bacon von Verulam“ (München 1863) öffentlich preiszugeben.

Wenn Liebig das ihm vorliegende Engliſch für den Urtext und Bacons Latein für eine Ueberſetzung hielt, oder wenn er uns den großen Arzt Hippokrates als „Hypokrates“ vorführt, ſo mag das noch hingehen; denn es bildete ja Liebigs Ruhm, daß er ein mittelmäßiger Schüler und doch ein genialer Menſch geweſen war. Kuno Fiſcher hat mit ihm dafür abgerechnet. Was ihn tatſächlich bloßſtellt, iſt ſein Mangel an hiſtoriſchem Takt bei jenem ſeltſamen Verſuch.

Vor Gericht mag es wohl geſchehen, daß eine Partei, deren Sache nicht gut ſteht, ſich bemüht, einen Kriminalfall aus ihr zu machen, indem ſie den Charakter ihres Gegners verdächtigt. Aber geſetzt, Bacon hätte außer Eſſex noch drei andere Gönner verraten, wäre dadurch die Scholaſtik, die er vom Poſtament ſtieß, ehrwürdiger geworden, oder hätte die Metaphyſik darum verdient, ihren Platz nun doch vor der Phyſik zu behaupten? Das Bemühen, ſeine wiſſenſchaftliche Bedeutung herabzuſetzen, indem man ihn als ſpottſchlechten Menſchen brandmarkt, iſt nichts als eine ſpießbürgerliche Entgleiſung.

Bacon aber war ſelbſt in dem Punkt, wo er noch am eheſten mit einem Schein von Recht angegriffen wurde, nicht ſo brach und leer geweſen, wie ſein Feind vorgab. Er hatte ſich z. B. eine Art von pneumatiſcher Maſchine konſtruiert, und nach den Verſuchen zu ſchließen, die er mit ihr anſtellte, dürfte er dem Geheimnis von der Schwere und von der Elaſtizität der Luft auf der Spur geweſen ſein, die dann durch Galilei und Torricelli nachgewieſen wurden.

Im übrigen bleibt es ein unhiſtoriſches Verlangen, daß Bacon ſchon jene Arbeit ſollte verrichtet haben, zu deren Förderung ſeither ganze Millionen von Gehirnen und Händen tätig geweſen ſind. Wenn ſelbſt ein Koppernikus mit ſeiner Gigantentat nicht durchſchlug, warum eine zweite von Bacon fordern? Es war der Menſchheit um jene Zeit viel wichtiger und nötiger, ſich erſt einmal geſunde wiſſenſchaftliche Ideale, geſunde Richtlinien, ſowie eine geſunde Methode anzueignen. Und dieſes Nötigſte hat ihr Francis Bacon geſchenkt, um ans Werk gehen zu können. Denn „die Methoden, man muß es zehnmal ſagen, ſind das Weſentliche, auch das Schwierigſte", heißt es bei Nietzſche, und er fügt warnend hinzu: „auch das, was am längſten die Gewohnheiten und Faulheiten gegen ſich hat".

5. Die gesunde Fortsetzung

Wir sehen: Bacon war der Prophet gewesen, der das Gelobte Land wohl erschaut hatte, doch selber nicht mehr betreten sollte. Nach ihm ist die Menschheit im Gebrauch des Experimentes, in der Sammlung und Vergleichung von Einzelfällen, in der Anwendung erworbenen Wissens auf den Bedarf des Alltaglebens stetig vorgeschritten.

Es bleibt bewundernswert an Bacon, daß er zwar ganz wie Aristoteles, Epikur und Zenon die Brücke zwischen Sehen, Hören, Fühlen und abstraktem Denken noch nicht kannte und keine Rechenschaft von diesem Zusammenhang abzulegen vermocht haben würde, trotzdem aber nur zur Erfahrung auf dem Wege der Induktion die Wissenschaften hinzuleiten wünschte. Verdienstlicher noch, daß er ungeachtet aller kommenden „Exaktheit" keinen Grundsatz dulden wollte, der ewige Allgemeingültigkeit beanspruchen und sich eines Tages gleich einer Herkulessäule dem geistigen Fortschritt hätte entgegenstellen können. Man darf ihn also unter keinen Umständen einen Dogmatiker nennen, der alles mögliche als ein für allemal „gegeben" hinnimmt, sondern er war der Forscher par excellence, der seinen geistigen Besitz nur auf Kündigung hat, stets bereit, neue Tatsachen auf sich wirken zu lassen und umzulernen.

Es ist klar, daß diese Methode zunächst der Forschung selbst größere Vorteile bringen mußte als der Deutung, der Philosophie. Bacon jedoch deshalb einen Mangel zuzusprechen, vermag nur die befangene Voraussetzung, daß Geist und Natur sich scheiden wie Wasser und Oel, daß also, was durch Phantasie entstand, stofflicher Unterlagen entbehrte und wieder nur durch

eine in der Luft ſchwebende Methode erklärt werden könnte. „So wenig die Natur . . . den menſchlichen Geiſt aus ſich erzeugen kann," ſagt noch Kuno Fiſcher. Dies Erzeugen iſt aber genau, was die heutigen Phyſiologen behaupten. Kein Menſchengeiſt ohne Stoff; daher auch die Phantaſie nur eine Ableitung ſtofflichen Lebens. Eine Verſöhnung zwiſchen dieſen beiden Arten der Anſchauung, die einander gegenüberſtehen wie die Begriffe „veraltet" und „modern", iſt ausgeſchloſſen, der Sieg der Phyſiologie nur eine Frage der Zeit. Bacons hiſtoriſche Aufgabe war es nicht, ſchon wieder die Spekulation anzuhetzen, ſondern ſie zu beſcheiden und unſern Verſtand vorerſt zu greifbaren Aufgaben zurückzurufen, weil die Phantaſie ſich dann ſchon zeitig genug zur Verallgemeinerung einſtellen würde.

Das Prinzip: jede Weisheit abzulehnen, die nicht auf Erfahrungen beruht, die Natur ſelbſt als den Urgrund aller menſchlichen Erkenntnis, die Naturwiſſenſchaft als den Boden aller Philoſophie zu behaupten, wird in der Fachſprache als *Naturalismus* bezeichnet. Noch einen Schritt weiter, und es fragt ſich der Philoſoph: „Was iſt Erfahrung? Durch welche Bedingungen kommt ſie zuſtande?" Die Antwort muß lauten: Durch unſere Sinnesorgane und deren Wahrnehmungen. Dieſen vorgerückten Standpunkt nennt der Schematiker *Senſualiſmus*.

In Wirklichkeit ſind Naturaliſmus und Senſualiſmus weder ihrem Weſen, noch auch dem Grade nach verſchieden. Und wenn auch Hobbes, der „Naturaliſt", in ſeinem Staatsrecht blinden Gehorſam von Untertanen fordert, Locke, der „Senſualiſt", den Glauben unter die Vernunftkritik beugt und dem Freidenkertum näher ſteht, gehören beide doch eng zuſammen.

Thomas Hobbes (1588—1679) erklärte eine unkörperliche Subſtanz für undenkbar, den Urſprung alles Wiſſens durch Einwirkungen auf unſere Sinne, die Erinnerung als Nachtönen von Empfindungen, ſomit auch die Ideen-Aſſoziation als rein mechaniſch. Die Dinge ſelbſt hätten keine Allgemeinheit; die käme nur Worten zu. Worte aber ſeien Rechenpfennige für den Weiſen, Gold allein für den Toren.

John Locke (1632—1704) fußt in seinem berühmten „essay concerning human understanding“ aus dem Jahr 1689 durchaus auf Hobbes. Er endlich belauscht das Wachstum unserer Geisteskraft und gelangt so zur Widerlegung der „angeborenen Ideen“. Kinder und Idioten hätten garkeine Vorstellung von Allgemeinheiten. Kinder gäben zahlreiche Beweise ihres Vernunftgebrauches, bevor sie wüßten, ob ein Ding möglich oder unmöglich sei. Die ersten Erkenntnisse beträfen solche Unterschiede wie zwischen bitter und süß, nicht aber Gottes Existenz. Wäre dieser Begriff durch die Natur eingeprägt, so müßte er früher zum Bewußtsein kommen als jene Erfahrungen durch Sinneseindrücke. Doch das Umgekehrte beobachte man, und selbst bei Erwachsenen sei „die Idee von Gott meist außerordentlich verworren“. Reflexion aber sei nichts als die Wahrnehmung der Tätigkeit unseres eigenen Verstandes, habe also die gleiche Wurzel wie jeder Sinneseindruck.

Doch nicht lange, so fragten sich auch Sensualisten: „Was heißt Wahrnehmung? Worin besteht sie? Wie gewinnen wir durch Wahrnehmung unsere Eindrücke?“

Und hier teilten sich die Wege, weil im siebzehnten, im achtzehnten, im neunzehnten, ach! selbst im zwanzigsten Jahrhundert die Philosophen mit verschwindenden Ausnahmen aus Nichtphysiologen bestanden haben und bestehen. Bacons Biograph, Kuno Fischer, klebte ganz und gar an dem für ihn unbezweifelbaren Unterschied einer „sinnlichen“ Erfahrung von der „geistigen“. Ich habe bei ihm vergebens nach einer Definition des Begriffes „geistig“ gesucht. Nur soviel ist gewiß, daß er ihn nicht an irgend eine körperliche Faser bindet.

Noch bei Lebzeiten des Sensualismus aber folgerten einige Vorgeschrittnere: „Wenn unsre Wahrnehmungen geistigen Ursprunges sind, so können auch die Wahrnehmungs objekte, die Erfahrungsgegenstände nur Ideen sein.“ Damit war man glücklich bei Platon wieder angelangt und hatte die Spur Bacons gründlich verlassen. Diese Richtung, die den philosophischen Wagen auf einen toten Strang schob, wenn sie auch, aus ihrer Zeit heraus begriffen, an sich nicht unlogisch war, wird

Idealismus genannt. Sein Hauptvertreter ist der Irländer Berkeley (1684—1753).

Andre jedoch drangen in Bacons Fußstapfen energisch vor zum Materialismus, der mit Hobbes unsere Eindrücke als Bewegungserscheinungen auffaßt, die unbedingt körperlichen Ursprunges und körperlicher Natur sein müssen. Ihn bildeten hauptsächlich die Franzosen aus wie Condillac, Diderot, La Mettrie („L'homme-machine" 1748), bis Holbach ihm 1770 in seinem „Système de la nature", hundertfünfzig Jahre nach Bacons „Novum Organum" und elf Jahre vor Kants „Kritik der reinen Vernunft", ein Denkmal setzte, das heute noch die Blicke auf sich zieht.

Indessen ob nun unsre Eindrücke „geistiger" oder körperlicher Herkunft sein mögen, wer bezeugt uns ihre objektiv gültige Notwendigkeit, da sie doch durch unsre jedesmalige Einstellung zur Aufnahme subjektiv beschränkt sind? So kam der Empirismus, nachdem er seine Mittel über ein Jahrhundert lang mehr oder minder naiv angewendet hatte, zum Ungenügen, zum Zweifel an sich selbst. Es bildete sich der Skeptizismus, der im Schotten Hume (1711—76) einen vielgenannten Vertreter fand, auf dem Festland aber in dessen großem Zeitgenossen Voltaire.

Dieser Gallier, allen Scholastikern und sonstigen Orthodoxen verhaßt als ein furchtbarer Bekämpfer des Aberglaubens („écrasez l'infâme"), schreitet an der Spitze der europäischen Aufklärung. Philosophisch allerdings ist man jetzt auch nicht weiter als zur Blütezeit der drei großen Griechenschulen, die ja darin übereinstimmten, daß Erlangung irgendwelcher Gewißheit auf Erden unmöglich sei.

Hume hielt mathematische Regeln für Erläuterungsurteile, für die wir das Verständnis von vornherein (a priori) in uns trügen, ohne Bemühung sinnlicher Wahrnehmungen; Kant aber zählte sie zu den — laut seiner Fachsprache — „synthetischen" Urteilen, die durch Hinzufügung erweiterten. Da nun für gewöhnlich solche Hinzufügungen der sinnlichen Anschauung bedurften, kam er ins Gedränge; denn die Mathe-

matik war und blieb nach ſeiner Meinung von ſinnlicher Anſchauung frei. „Analytiſch“, d. h. ohne Hinzufügung erläuternd, ſollten mathematiſche Urteile nicht ſein; ſynthetiſch, d. h. auf Grund ſinnlicher Anſchauung hinzufügend, waren ſie laut ihm auch nicht. So erfand er für ſie den Kunſtausdruck „ſynthetiſch a priori“, das bedeutet eine Erfahrung ohne Erfahrungen, ein angeborenes Anſchauungselement, ein Wunder, das ihn ein für allemal dem Zwang entheben ſollte, die Erkennbarkeit der Mathematik, wie des Realgrundes an ſich, aus der bloßen Erfahrung ableiten zu müſſen, und begründete auf dieſer Konſtruktion jene Phaſe der Philoſophie, die nach ſeinem Hauptwerk, der „Kritik der reinen Vernunft“ von 1781, als Kritizismus aufgeführt zu werden pflegt.

In der vorſtehenden philoſophiſchen Stammtafel vom Empirismus bis zum Kritizismus fehlen zwei große Namen nicht ohne Grund: Renatus Carteſius (eigentlich Descartes, 1596—1650) und Baruch Spinoza (1632—1677); jener, weil er maßlos überſchätzt worden iſt und einen Platz in Bacons Reihe gar nicht verdient hat; Spinoza, weil ihm ein eigenes Kapitel gebührt.

Carteſius war ein Mann von dreißig Jahren, als Francis Bacon ſtarb, und hatte zweifellos deſſen epochemachende Werke in ſich aufgenommen. Die Vorausſetzungsloſigkeit, mit der er an jede philoſophiſche Frage herantreten wollte, war alſo baconiſcher Herkunft, und für den berühmten „karteſianiſchen Zweifel“, infolgedeſſen man rein garnichts auf Treu und Glauben hinnehmen dürfe und die Philoſophie am beſten ganz von vorn beginnen ſolle, gebührt Bacon die Priorität.

Leider hat ſich Carteſius nach dieſer ſeiner eigenen Methode nicht gerichtet, iſt vielmehr ſchnell zu den übelſten Traditionen der Alten eingeſchwenkt, indem er in den Spuren Auguſtins das Denken als den eigentlichen Daſeinsbeweis, als „meine Subſtanz“ bezeichnete. Indem er ſo allen Ergebniſſen ſinnlicher Wahrnehmung prinzipiell mißtraute, ſank er in den Eleatenwahn zurück, blieb er in den Feſſeln der Scholaſtik hängen, von der er uns angeblich befreit haben ſoll.

Carteſius wird unſrer exakten Wiſſenſchaft für immer durch ſeine Entdeckungen auf dem Gebiete der analytiſchen Geometrie teuer bleiben. Aber wir danken es ihm nicht, daß er Leibniz das Beiſpiel dazu gab, in ſein Syſtem die unglücklichen „angeborenen Ideen" aufzunehmen, die Ariſtoteles ſchon an Platon verworfen und Locke dann ſyſtematiſch widerlegt hatte.

Der Hinwegräumung des heut vergeſſenen und belangloſen Syſtemes von Leibniz-Wolf war Immanuel Kants Lebensarbeit gewidmet geweſen, bevor er ſein Hauptwerk unternahm.

Am 22. April 1724 zu Königsberg in Oſtpreußen geboren, hatte er vor Bacon den einen Punkt voraus, daß er bereits an das kopernikaniſche Weltſyſtem glaubte. Im übrigen blieb er ſtreng kirchengläubig, ſofort bereit, ſich dem Wink der Hierarchie zu fügen, überzeugt von dem Vorhandenſein einer rätſelhaften Seele in unſerem Leibe; von dem Vorhandenſein eines „Geiſtes" neben dem Körper und in ihm; ſowie von der abgeſonderten Stellung Gottes oberhalb der Welt; wovon allem ja noch ſein gelehrter Biograph Kuno Fiſcher ebenſo durchdrungen war.

Kant war einer der ſchärfſten Intellekte, die jemals gelebt haben. Sein behutſames Denken galt immer dem Weſen der Sache. Wo er hindachte, ward es lichter als vorher, ſelbſt wenn er ſich irrte.

Die Behauptung, daß er als erſter das menſchliche Erkenntnisvermögen unterſucht habe, iſt freilich nicht haltbar. Das hatte John Locke vor ihm getan, und zwar fruchtbarer, moderner, folgerichtiger als Kant, weil treu nach Bacons Methode. Nur war dieſer Fortſchritt zu ſchnell gekommen, die Gebildeten Europas im allgemeinen hatten ſich keineswegs damit vertraut gemacht, daß auch das Nachdenken, die „Reflexion", auf ſchlichter Nerventätigkeit beruht.

Darum hat Kant jenes durch Locke bebaute Feld, nach Platons Muſter, als keiner beſonderen Aufmerkſamkeit würdig, links liegen laſſen und geglaubt, etwas ganz Apartes, Höheres

zu leisten, indem er für jene abstrakten Erkenntnisse, die Hobbes und Locke rein mechanisch aufgefaßt hatten, unsere — nach seiner Meinung unkörperlichen — Erkenntnis*kräfte* einer Prüfung unterzog.

Nicht daß er von Haus aus und für immer die Empirie an sich mißachtet hätte. Er hat ihr nur nicht genügend getraut und erweckt deshalb, wenn wir seine Laufbahn verfolgen, den Eindruck, als ob er unschlüssig von einem philosophischen Fuß auf den andern träte.

So hat er sich noch in seinem Prolegomena-Vorwort aus dem Jahr 1783 gerühmt: „Mein Platz ist das fruchtbare Bathos (= Niederung, Tiefe) der Erfahrung". Aber das bedeutet nur eine seiner vielen Inkonsequenzen. Ueberzeugt, wie er kurz vorher gewesen war, daß Erfahrungen, die durch unsre Sinne nachträglich (a posteriori) vermittelt würden, auf absolute Zuverlässigkeit keinen Anspruch erheben könnten, hatte er ihnen schlechtweg die Allgemeingültigkeit abgestritten.

Um Allgemeingültigkeit aber war es ihm zu tun gewesen. Er brauchte sicheren Grund. Wie zu dem gelangen?

Der Ausweg, auf den er verfiel, ist weniger seltsam, als er auf den ersten Blick erscheint. Kant wollte und konnte nicht warten bis zu dem fernen Augenblick, der ihm die genügende Vervollkommnung der empirischen Wissenschaften brächte, zumal er an eine solche Möglichkeit überhaupt niemals im Ernst gedacht hat. Um nun über Dinge, die jeder Schuster und Schneider in den Bereich seines Grübelns zog, weder für immer zum Schweigen verurteilt zu sein, noch auch anfechtbare Aussagen zu riskieren, entwickelte er sich das oben schon genannte, besondere Anschauungselement, das dem Menschen von vornherein (a priori) mitgegeben sei. Es wird uns wenig beruhigen, zu vernehmen, daß es vom „transscendentalen Subjekt" herstammte. Kant war trotzdem hierin vollkommen ehrlich und würde vielmehr seinerseits, durch Locke nicht belehrt, eine Bindung alles geistigen Lebens an Sinnesorgane, Hirn und Nervenzellen für einen unfaßbaren Zauber angesehn haben. Er machte mitunter gewisse Einschränkungen. Im ganzen aber ist

er überzeugt geblieben, aprioriſch auf einem Felſen zu ſtehen und von ihm aus die Grenzen für unſre menſchliche Erkenntnis zugleich ausdehnen und einhalten zu können.

Die kühne Tat und Haupterrungenſchaft des mit dieſem vermeintlichen Anſchauungselement Ausgerüſteten war nun bekanntlich die Widerlegung der drei ſcholaſtiſchen Gottesbeweiſe.

Der erſte von ihnen und wichtigſte nannte ſich „ontologiſcher" Beweis. Der Name ſtammt von Anſelm von Canterbury. Der folgerte in ſeinem „Proslogion" ſo: Gott iſt das Höchſte, was gedacht werden kann. Würde Gott nur in Gedanken, nicht aber wirklich exiſtieren, dann könnte ein Höheres gedacht werden, das dazu wirklich exiſtierte. Als das Höchſte was gedacht werden kann, m u ß daher der Begriff Gottes die Exiſtenz einſchließen.

Dieſer jahrhundertelang bewunderte Gallimathias iſt bei Licht beſehen nichts weiter als eine Behauptung, die mit einer Forderung endet. Nicht viel beſſer iſt auch die Faſſung durch Carteſius: der bloße Begriff Gott ſchließe ſchon deſſen reale Exiſtenz ein, da die Möglichkeit, einen unendlichen Gott zu denken, von ihm ſelbſt als etwas Weſensfremdes in uns begrenzte Menſchen hineingelegt worden ſein müſſe.

Auch dies wieder iſt nichts als die Behauptung einer „angeborenen Idee". Wenn irgendeine, gehört aber die Vokabel „unendlich" zu jenen Worten, die nach Goethe „zu rechter Zeit ſich einſtellen", wo die Begriffe fehlen. Mit dem Gedanken „unendlich" eine Vorſtellung zu verbinden, iſt uns Sterblichen — und vollends den Säuglingen — ein für allemal verſagt. Comte hat dafür den hübſchen Ausdruck gefunden: „die M i t t e gehört uns, Anfang und Ende ſind verhüllt".

Kant aber, bevor er in ſeiner „Kritik der reinen Vernunft" daran ging, die Nichtigkeit der drei ſcholaſtiſchen Gottesbeweiſe aufzudecken, hat ſich, was meiſtens verſchwiegen wird, achtzehn Jahre vorher ganz im Gegenteil bemüht, in ſeiner Schrift „Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonſtration des Daſeins Gottes" (1763) mit allem Scharfſinn einen vierten, wahrhaft ontologiſchen Beweis den drei vorhandenen hinzuzufügen. Sein Gedankengang dabei war:

Die Scholastik und auch Carteſius behaupten, die zwei Worte „Gott iſt“ bezeugten allein ſchon die Exiſtenz des höchſten Weſens. Aber „iſt“ bedeutet nur ein Prädikat. Prädikate erläutern wohl Beziehungen, beweiſen jedoch niemals die Exiſtenz des Subjekts.

Es gilt alſo, das Subjekt „Gott“ ſelbſt zu ſetzen und zu beweiſen. Dieſer Beweis könnte nur lauten: irgend etwas Exiſtierendes, als vorhanden Unwiderlegliches, iſt mit dem Gottesbegriff identiſch.

So geht Kant auf die Suche und nähert ſich ſeiner Aufgabe von der Seite des Möglichen her. Es muß einen Realgrund (ſoviel wie Urſache mit Folgen) für alles Mögliche geben. Die Nichtexiſtenz dieſes Grundes anzunehmen, iſt an ſich eine Unmöglichkeit, weil es dann überhaupt nichts mehr gäbe. Darum iſt ſeine Exiſtenz ſchlechterdings notwendig.

Dieſes notwendige Weſen (der Realgrund) iſt erkennbar als einig, einfach, unveränderlich und ewig. Es ſammelt nicht etwa alle möglichen Realitäten in ſich, weil die ſich gegenſeitig aufheben und widerſprechen, — das iſt ein Hieb auf Spinozas „Attribute“, — ſondern jenes Weſen iſt ganz apart von der Welt und kann nichts anderes als Gott ſein.

Freilich, vor der im Titel angekündigten „Demonſtration“ des Beweiſes war Kant bange. Doch hat er trotzdem ſehr viel von ihm gehalten; und ebenſo vom koſmologiſchen Beweiſe: daß der erfahrungsmäßige Begriff des bedingten (zufälligen) Daſeins zur Annahme eines unbedingten, vom Zufall unabhängigen, urſächlichen Weſens zwinge; und vollends vom phyſikotheologiſchen Beweiſe, deſſen Subſtanz die Güte der Schöpfung bildet.

Hierauf kommt bei Kant, wie ſo häufig, ein völliges Umſchlagen, und in der „Kritik der reinen Vernunft“ zerpflückt er alle drei Beweiſe mit einer ſolchen Unnachſichtigkeit, daß ſein erſtes Schlußwort lautet: „Es iſt alſo an dem ſo berühmten ontologiſchen (karteſianiſchen) Beweiſe vom Daſein eines höchſten Weſens aus Begriffen alle Mühe und Arbeit verloren, und ein Menſch möchte wohl ebenſowenig aus bloßen Ideen an Ein-

ſichten reicher werden, als ein Kaufmann an Vermögen, wenn er, um ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, ſeinem Kaſſenbeſtande einige Nullen anhängen wollte."

Als dieſe Widerlegungen in den Gedankenkreis der damaligen Gelehrtenwelt nach und nach eindrangen, wurden ſie als äußerſt kühn empfunden. Davon iſt ſoviel abzuziehen, daß es Kant gründlich mißverſtehen hieße, wenn man annehmen wollte, er ſelbſt habe fortan am Daſein Gottes gezweifelt. Was er zu widerlegen gewünſcht hatte, war die Anmaßung, daß wir Gott zu *erkennen* vermöchten und uns *Ausſagen* über ihn geſtatten dürften.

Er hatte alſo nur ausgedrückt: Gott gehört zu den Dingen, die „transſcendent" ſind, d. h. unſere Faſſungskraft überſteigen, über unſere Einſicht *hinaus*gehen; nicht zu verwechſeln mit „transſcendent*al*", womit Kant alles Aprioriſche bezeichnete, das — laut ſeiner Mutmaßung — unſerer Einſicht *vor*ausgeht.

Ebenſo wie den Gottesbegriff hat er auch die menſchliche Seele, Freiheit und Unſterblichkeit für „transſcendent" und Ausſagen über ſie für hinfällig erklärt. Man findet aber gleichwohl überall Spuren, und ſogar in der „Kritik der reinen Vernunft", daß er perſönlich vermittelſt der Apriorik ſich für berechtigt hielt, von dieſen Dingen wie von Alltäglichkeiten zu reden.

Im ganzen reduziert ſich, was einige Heißſporne ſchon als eine Revolution und als eine Entthronung des alten Gottes der Deiſten ausgerufen hatten, auf einen, wenn auch an ſich ſehr dankenswerten Federkrieg Kants gegen gewiſſe vorlaute Schulmeinungen.

6. Die kranke Fortsetzung

Fragen wir uns, in welchem Abstand sich auf die Dauer Immanuel Kant von den Eleaten gehalten habe und wie nahe den Fundamentalsätzen des philosophischen Erwecders Bacon er geblieben sei, so ist das Resultat solcher Prüfung leider ungünstig.

Das „Ding an sich" ward schon erwähnt, die objektive Wahrheit jedes Gegenstandes, unserer Betastung und Erfahrung unerreichbar; eine Konstruktion aus dem Geiste des Parmenides. Kant, in seinem Kapitel von den Phainomena und Noumena, nannte das Ding an sich einen „Grenzbegriff, um die Anmaßung der Sinnlichkeit einzuschränken, und also nur von negativem Gebrauche". Allein er hatte zugunsten dieser Negation den Verstand wie die Vernunft halbiert, in einen vornehmeren, reineren Teil (daher „Kritik der reinen Vernunft") und einen getrübten, der sich mit sichtbaren, trivialen Erzeugnissen aus dem Pflanzen-, Tier- und Mineralreich begnügen müßte, während jene reinere Hälfte mit den Dingen an sich, sowie mit sämtlichen Abstraktionen und metaphysischen Begriffen des „intelligibeln" (soviel wie nichtphysischen) Gedankenkreises „spielen" dürfte.

Dieser letzte Ausdruck stammt von Kant selbst, wie ja schon oben angedeutet wurde, daß in besonders hellen Augenblicken sein besserer Instinkt ihn gewarnt hat. So gibt er in der Einleitung zur „Kritik der reinen Vernunft" (Reclam-Ausgabe S. 36) unumwunden zu, daß gewisse Erkenntnisse das Feld aller möglichen Erfahrung verlassen und nur „den Anschein haben", den Umfang unseres Urteils über seine Grenzen hinaus zu er-

weitern. Gleichwohl, so meint er, liegen gerade hier, wo Erfahrung weder Leitfaden noch Berichtigung zu geben vermag, „die Nachforschungen unserer Vernunft, die wir der Wichtigkeit nach für weit vorzüglicher, und ihre Endabsicht für viel erhabener halten als alles, was der Verstand im Felde der Erscheinungen lernen kann". Jene Nachforschungen seien so reizvoll, daß wir „sogar auf die Gefahr zu irren, eher alles wagen, als daß wir so angelegene Untersuchungen aus irgend einem Grunde der Bedenklichkeit" lassen sollten. Und im Texte selbst (ebenda S. 224) nennt er die ganze Transscendentalik „ein bloßes Spiel", falls nicht alle Begriffe und alle Grundsätze, „so sehr sie auch a priori sein mögen, dennoch auf empirische Anschauungen d. i. auf Data zur möglichen Erfahrung", bezogen würden.

Allein diesen Boden hat er leider fortwährend wieder verlassen, bis er 1788, kurze sieben Jahre nach seinem Hauptwerk, in der „Kritik der praktischen Vernunft" gar den Empirismus „in der ganzen Blöße seiner Seichtigkeit" (!!) zu erblicken vorgibt.

Das liest sich wie eine Blasphemie und bedeutet auf jeden Fall eine schneidende Absage an Francis Bacon, ganz besonders verwunderlich und inkonsequent an einem Philosophen, der, wie erinnerlich, noch 1783 das „fruchtbare Bathos der Erfahrung" als eigenste Domäne für sich belegt hatte.

Die „Kritik der praktischen Vernunft" war für manche, die Kant schon als Himmelstürmer bewundert, aber sich von seiner wirklichen Gemütslage keine rechte Vorstellung gebildet hatten, eine arge Enttäuschung. Dieses Werk enthielt Kants Ethik. Er wünschte die Menschen praktisch zu fördern, ihnen Regulative zum Handeln auf den Weg zu geben. Sein zartes Gewissen aber mochte dadurch beschwert worden sein, daß sein Hauptwerk mit der Widerlegung der drei scholastischen Gottesbeweise in jenem Publikum, das zur Aufklärung hielt, etwas ganz anderes hervorgerufen, als er bezweckt hatte. Seine Absicht war gewesen, unnütze Spekulation und naseweise Behauptungen hintanzuhalten; was er erreicht hatte, war ganz im

Gegenteil eine zunehmende Ehrfurchtloſigkeit vor dem Unerforſchlichen.

Darum gab er in der „Kritik der praktiſchen Vernunft“ nicht nur gelaſſen zu, daß die Exiſtenz eines Gottes doch ſehr wohl möglich ſei, ſondern er ſchritt bis zu der Behauptung vor: „Es iſt moraliſch notwendig, das Daſein Gottes anzunehmen.“ Wohlverſtanden eines richtigen, von der Welt abgeſonderten, mit Lohnen und Strafen beſchäftigten Deus, deſſen Tätigkeit nun eines der drei großen Poſtulate wird, weil ſie zum „höchſten Gut“, zur Vereinigung von Tugend und Glückſeligkeit, unentbehrlich ſein ſoll.

Dies war der zweite große Abfall von Bacon. Der hatte die Moral unbedingt unter die Naturwiſſenſchaft beugen wollen, während Kant vielmehr die Beobachtung des „Sittengeſetzes“ — nicht etwa ein liebevolles Studium der phyſiſchen Bedingungen des Menſchen — zur Grundlage ſeiner ethiſchen Forderungen machte.

Auch iſt ſein kategoriſcher Imperativ, daß bei einem Widerſtreit zwiſchen Pflicht und Neigung auf die Neigung ſchlechterdings keine Rückſicht zu nehmen ſei, nicht ſo originell, wie allgemein geglaubt wird; Vorahnungen finden ſich bei Sokrates wie bei den Stoikern und bei Spinoza. Kants Maxime: unſer Handeln müßte ſo ſein, als ob es zur allgemeinen Richtſchnur werden ſollte, d. h. ſo, wie wir wünſchten, daß andre handelten, erinnert an den Ausſpruch Senecas auf S. 19.

Allein was half es, wenn Kant gelegentlich eine fröhliche Gemütsſtimmung anpries, weil man ohne ſie nie ſicher ſein könne, das Gute auch wirklich liebgewonnen zu haben? Schiller, der ihn ſtudiert und an ihn geglaubt hatte wie kein zweiter, warf ihm eben doch ſeinen „Rigoriſmus“ vor, in deſſen Augen jedes Tun an Verdienſt verlöre, ſobald keine Abneigung dabei zu überwinden war. Ein Moralſyſtem, das auf ſtrenger Pflege der Unluſt gegründet wird, rächt ſich aber zumal an der Jugend. Und wem zuliebe war Kant ſo ſtreng? Sein hochfliegender Idealiſmus diente hier einer barbariſchen Elternfuchtel und einem platten Spießbürgertum, dem er ſein „Sittengeſetz“ ab-

gelauſcht hatte. Zwiſchen ſeiner Lehre vom „radikalen Böſen“ und ſeiner Anſchauung, daß die echte Moral ein ſpontanes Erzeugnis der „Unverdorbenheit“ ſei, iſt wieder einmal kein Einklang zu erzielen. Die Moral, auf die es bei Kant hinauslief, ſobald er das Sittengeſetz als höchſte Inſtanz verherrlichte, war nichts weniger als angeboren, ſondern angelernt, ein bloßes Gewohnheitsrecht, daher wechſelnd, fortbildungsfähig und fortbildungsbedürftig. Es iſt kein Lob, was Kuno Fiſcher verkündigt: „Wenn Kant ſich jemals ſkeptiſch verhielt, ſo geſchah es nie auf Koſten der Sittenlehre.“ Gerade hier würde der Ueberkritiſche ſehr viel auszuſetzen und zu beſſern gefunden haben.

So war es alles in allem durchaus kein Zufall, wenn von Kants berühmteſten Schülern ſich einer nach dem andern erhob, um aus der ſo wenig einheitlichen, vielmehr in ſich ſelbſt widerſpruchsvollen Philoſophie des Meiſters das ihm Zuſagende herauszubrechen und auf eigener Spur weiterzuentwickeln. Selbſt Reinhold, welcher nach Erſcheinen der „Kritik der reinen Vernunft“ Jahre hindurch im kantiſchen Hauptquartier zu Jena den Herold geſpielt hatte, iſt ſchließlich von ſeinem Helden abgefallen. Zu denen aber, die, vorher begeiſterte Kantianer, durch ihr ſelbſtändiges Vorgehen am meiſten von ſich reden machten, gehören Fichte, Schelling und Hegel.

Fichte, der ſich als erſter abzweigte, tat es 1794 in ſeiner ſogenannten „Wiſſenſchaftslehre“. Er war unzufrieden damit, daß Kants Philoſophie nicht eigentlich ein „Syſtem“ genannt werden konnte; und in der Tat hatte ja Konſequenz die letzte von Kants Tugenden gebildet. Fichte wünſchte dieſen Mangel zu erſetzen, indem er den Meiſter an einer beſtimmten Stelle übertrieb, die von Kant halbierte Vernunft wieder zuſammenfügte, auf das „Ding an ſich“ Verzicht leiſtete und ſchlankweg zu der alten Eleatenfrage zurückkehrte: Haben wir überhaupt irgend einen Grund anzunehmen, daß unſern Vorſtellungen wirkliche Dinge außer uns entſprechen?

Kurz gefaßt wirft er Bacon über Bord, hält ſich an Kants

Schmähung des Empirismus, und kommt zu dem Schluß: Alle Dinge haben Realität nur in unserm Geiste. Damit ist nun die gewünschte „Einheit" hergestellt. Hierauf konstruiert sich Fichte eine reale Welt als aus der Tiefe des Geistes hervorgegangen, schlimmer noch als jene Maler, die das Kamel nicht nach lebenden Modellen, sondern aus der Tiefe ihres Gemütes zeichnen.

Auch dieser Versuch war garnicht einmal neu. Schon der Neuplatoniker Plotinus († 270 n. Chr.) wie der Scholastiker Scotus Erigena († 889) hatten sich den subjektiven Denkprozeß in den objektiven Weltlauf übersetzt; auch Cartesius hatte die „denkende Substanz" als einzelnes Ich genommen. Fichte setzte Ich gleich Ich, der Kosmos dachte sich selbst und produzierte durch sein bloßes Denken die gesamte Erscheinungswelt.

Die Absurdität, ein Attribut begrenzter Geschöpfe wie das Denken auf den schaffenden Weltgeist zu übertragen, erinnert einigermaßen an den Spott des Xenophanes, daß wenn die Rinder Götter hätten, sie den Zeus als Bullen abbilden würden. Kritischere Zeitgenossen lachten die „Wissenschaftslehre" denn auch einfach aus. Schiller meinte: das hieße, die Welt sei ein Fangball, „den das Ich mit einer Hand wirft und mit der andern wieder auffängt". Boshafter noch sagt Heine (1834): „Diese Operation mahnt uns an den Affen, der am Feuerherde vor einem kupfernen Kessel sitzt und seinen eigenen Schwanz kocht;" nämlich um nicht nur objektiv zu kochen, sondern sich auch subjektiv des Kochprozesses bewußt zu werden. Und komisch berichtet er von der Empörung der Pariserinnen, weil Fichte nicht einmal seiner eigenen Frau Realität zuerkennen wollte.

Bedeutender als diese gewalttätige, mit Recht verklungene Philosophie war der ganze Mann, der unabhängige, stolze Charakter Fichte. Nicht seine „Wissenschaftslehre", sondern seine „Reden an die deutsche Nation" von 1808 haben ihm Unsterblichkeit verliehen. Und auch dies Buch wird mit einem Gedanken schließen, der aus der Werkstatt des Patrioten Fichte hervorgegangen ist. —

Schellings Naturphilosophie mit ihren verschrobenen Will-

kürlichkeiten ist heute so völlig vergessen, daß es genügt, ihre von einem Leidtragenden verfaßte Grabschrift herzusetzen: „Auch ich habe", sagt Liebig, „diese an Worten und Ideen so reiche, an wahrem Wissen und gediegenen Studien so arme Periode durchlebt; sie hat mich um zwei kostbare Jahre . . gebracht; ich kann den Schreck und das Entsetzen nicht schildern, als ich aus diesem Taumel zum Bewußtsein erwachte."

Hegel aber züchtete den Wahn philosophischer Unfehlbarkeit. Und er tat es unter Fußtritten gegen den Erneuerer jedes positiven und fruchtbaren Wissens.

Schon Fichte in seinem Versuch über die französische Revolution hatte gescholten: „Ich weiß, daß viele an dem Dasein ewiger Gesetze der Wahrheit und des Rechtes überhaupt zweifeln, und garkeine Wahrheit als die durch die Mehrheit der Stimmen, und garkeine sittliche Güte, als die durch den sanfteren oder stärkeren Kitzel der Nerven bestimmte zugeben: ich weiß, daß sie dadurch auf ihre Geistigkeit und vernünftige Natur Verzicht tun und sich zu Tieren machen, die der äußere Eindruck durch die Sinne, zu Maschinen, die das Eingreifen eines Rades in das andere unwiderstehlich bestimmt" . . .

Da hatte Linné den Menschen doch längst unter die Säugetiere klassifiziert. Und immer noch will man etwas Apartes bedeuten; nur in der drolligen Wut gegen die vergebens abgeleugnete Sinnenwelt regt sich das böse Gewissen.

Aber Fichtes grobe Absage an Physiologie und Empirie schlechthin wurde weit überboten durch die prahlerische Verachtung, die Hegel 1818 bei seiner Antrittsvorlesung zu Berlin gegen jedes Denkresultat äußerte, zu dem allein die Wirklichkeitsbeobachtung verholfen hatte.

Seinem philosophischen Ehrgeiz, „die Einheit zwischen Denken und Sein" zu beweisen, diente sein Hauptwerk, die „Phänomenologie des Geistes" von 1807, ein Buch des unklaren Titels würdig, der in unserm Alltagsdeutsch „Erfahrungserscheinungen der Nichterfahrung" bedeutet. Wie kann der Geist Phainomena haben? Für jeden, der Kants berühmtes Kapitel von den Phainomena und Noumena gelesen und verstanden hat,

sind Phainomena die sichtbaren Dinge dieser Welt, nicht abstrakte Begriffe. Das Gegenstück zu solcher geistreichelnden Konfusion wäre eine „Noumenologie der Sinneseindrücke". In fremden Spuren aber verstieg sich Hegel zu der Behauptung, daß es nur eine einzige wirkliche Substanz gebe: die Vernunft. Kant hatte zwar den Anschauungsformen Raum und Zeit reine Idealität zugesprochen, die Dinge dieser Welt aber für sehr wirklich gehalten.

Es ist möglich, daß heutigen Physiologen bereits die Organe fehlen, um den Gemütszustand jener Deutschen, die Hegel als ihrem Führer zujauchzten, vollständig zu begreifen. Nimmt man ihn als die Erfüllung einer nationalen Sehnsucht, als den Befriediger eines nationalen Geschmackes, so kann man ihm freilich in all seiner Ungesundheit einen gewissen Stil nicht absprechen. Die Deutschen konnten hier endlich einmal die eigene Verdrehtheit aus dem Vollen genießen. Denn Hegel tat auf seine Weise ganze Arbeit. „Die Idee", das Dunkle, Unfaßbare, Ahnungsvolle hob sich gigantisch über die Sinneswelt. Was machte es jenen Romantikern aus, daß bei solchem leidenschaftlichen Verhältnis zu Hegel in Deutschland allgemach „Klarheit ein Einwand, Logik eine Widerlegung" wurde? Profitiert hat von diesem Geschmack hauptsächlich die verschwommene Gallerte Jean Paul.

Der Ausgangspunkt war von Hegel nicht einmal übel gewählt: er wollte alles Apriorische, alle reinen, nach der damaligen Meinung „anschauungslosen" Begriffe sammeln, sichten, zu einem System ineinanderfügen. Doch hatte er Kants prophetische Mahnung vergessen: „Begriffe ohne Anschauung sind leer, Anschauung ohne Begriff ist blind." Jedenfalls wurde von Hegel das Ding an sich nichts weniger als „beseitigt"; vielmehr sollte das unmittelbare Sein der Dinge gleich einem Vorhang, einer Rinde ihr wirkliches Wesen verbergen; was für das Ding an sich nur eine neue Umschreibung ist.

Ebensowenig ist Hegels historischer Grundgedanke stichhaltig, daß nämlich die Vernunft die Welt beherrsche und sich im Gang der Geschichte offenbare, was er als bewiesen voraussetzt.

In Wahrheit dürfte der Fluß des Geschehens durch Menschen und Naturkräfte konform zur übrigen Physik ablaufen: ohne Vorherbestimmung, ohne Endzwecke; zuweilen wohlwollend und gerecht nach unsern Begriffen; zuweilen brutal, grausam, gewissenlos wie die Naturgewalt selbst, ohne — für unsern Verstand — erkennbare Kausalität.

Fragen wir uns nach der wahren Ursache von Hegels Zaubermacht über die deutsche Intelligenz, sodaß er nicht nur etwa einem Fichte, sondern selbst einem Kant für unbedingt überlegen galt, so werden wir doch leider sagen müssen: Hegel glich dem Scharlatan, der jede ärztliche Konkurrenz aus dem Felde schlägt, mit der einen einzigen Renommisterei beim Betreten des Krankenzimmers: „Schicken Sie alle andern fort, ich stelle Sie her!" — und dem der Kranke dann genau so schnell stirbt, als ob er sich in der Behandlung eines Sanitätsrates befunden hätte.

Hegel versprach Gewißheit. Darin lag sein Reiz für alle Suchenden. Und jene Gewißheit sollte erlangbar sein durch reine Spekulation, durch blinde Prinzipientreue. Es ist ja vorgekommen, daß ein überzeugter Student die Frage aufwarf: was denn der Weltgeist eigentlich noch beginnen solle, nachdem er in Hegel seine absolute Vollendung gefunden habe.

Hegels Freunde wenden ein, daß er immerhin auf dem Gebiete der Aesthetik verdienstliche und förderliche Gedanken produziert und somit zur Erziehung der Deutschen mitgewirkt habe. Zugegeben, daß einzelne Urteile von ihm über das Kunstwerk an sich, über die Einheit von Idee und Bild, sich hören lassen können, so muß der andern Behauptung nur desto energischer widersprochen werden. Keiner hat so viel dazu beigetragen, den aufblühenden, ihm trotz einigen versprechenden Anläufen in der „Philosophie des Rechts" von 1821 persönlich wesensfremden deutschen Liberalismus nach den Freiheitskriegen doktrinär zu verseuchen, wie Hegel mit seiner Systemsucht, seinem Absolutismus. „Durch anderthalb Jahrzehnte", sagt Heinrich v. Treitschke, „vom Ende der zwanziger bis zum Anfang der vierziger Jahre, behauptete die Schule Hegels im deutschen Leben eine Macht,

wie nur die Sophisten in Athen; bis zum Uebermaß erfüllte sich, was Stein vor Jahren als die notwendige Folge der politischen Unfreiheit vorausgesagt hatte: die spekulativen Wissenschaften erlangten einen usurpierten Wert." Ein circulus vitiosus; denn durch das Fehlen parlamentarischer Einrichtungen in Preußen, durch den Mangel ausreichender Beschäftigung mit Problemen des Staatshaushaltes gebrach es wiederum an der nötigen Korrektur für aufdringliches Spintisieren, für dieses „Denken des Denkens", wie ein begeisterter Schüler sich einmal ausdrückte.

Gewarnt waren die Deutschen worden durch Hegels Auftreten in Jena 1801: die Behauptungen seiner Habilitationsschrift „De orbitis planetarum" wurden durch die gleichzeitige Entdeckung der Ceres vom Astronomen Piazzi prompt widerlegt. Er war der Philosoph eines unpraktischen Volkes. Darum wird Locke noch mit Ehrfurcht genannt werden, wenn jener längst nur mehr Makulatur ist. Hegel besaß einen Geistesverwandten an dem unseligen Zeitgenossen Major v. Massenbach, einem der Dirigenten des preußischen Hauptquartiers von 1806, der ebenfalls mit hohem Selbstvertrauen und gewaltiger Suade solchen unklaren Köpfen imponierte, in die alles mögliche Komplizierte und Verrückte hineingeht, nur nichts Einfaches.

Unsern vormärzlichen Landsleuten aber ist es mit dem absoluten Idealismus nach Schillers berühmtem Xenion ergangen: „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch." Sie mußten durch idealistische Uebertreibung zunächst einmal völlig erschöpft und abgenützt sein, bis nicht nur gegen Hegel selbst, sondern gegen alles Philosophieren überhaupt, ein sehr notwendiger Widerwille platzgriff. In der Tat hatte, was Alexander v. Humboldt von seiner sibirischen Reise (1829) heimbrachte, schon sämtliche Bemühungen Hegels aufgewogen, die Natur „aus einem Begriff zu konstruieren".

Langsam begann auch die wissenschaftliche Zersetzung des dialektischen Systemes mit seinem Ansichsein, Andersein und Ammdfürsichsein, dem die lebendige Substanz doch nur „die

einfache reine Negativität" bedeutet hatte, oder „die Entzweiung des Einfachen, oder die entgegensetzende Verdoppelung, welche wieder die Negation dieser gleichgültigen Verschiedenheit ihres Gegensatzes ist" usw. usw. Trendelenburg erwies 1839, was Locke ja längst vorbereitet hatte, daß „reines Denken" schlechthin unmöglich sei, vielmehr alles Denken sich durch Anschauung fortentwickle, dagegen aus sich selbst nichts Wirkliches erzeugen könne. Und während in Berlin Michelet, ein geistiger Abkömmling Hegels in direkter Linie, den „Pöbel der empirischen Naturforscher" bekämpfte, begann umgekehrt Herbart in Göttingen seine streng naturwissenschaftliche Beobachtung der Vorgänge der subjektiven Erfahrung, seine „mathematische Psychologie".

Durch Hegels Verheißung aber, daß alle Fortschritte mit naturgesetzlicher Notwendigkeit kämen, es also mit dem Menschengeschlecht überhaupt nur aufwärts gehn könne, durch diese „großartige Idee", die im Denkprozeß der Hegelschen Dialektik dargestellt wurde, hat die unbefriedigte Biologie einen dicken Strich gemacht. Sie hat viele vermeintliche Aufwärtsentwickelungen an ihren Entartungsmerkmalen als tatsächliche Herabzüchtung entlarvt, an der Hegels Schule mit ihrem Kardinalfehler: der Unterschätzung des Lebendigen, Leibhaftigen wegen Ueberschätzung des Absoluten, Idealen, mitschuldig ist.

Bekanntlich ist (1831) auch Hegel mit dem Vorwurf auf den Lippen entschlafen, daß er mißverstanden worden sei. Nun: de profundis! Möchten die Deutschen das nächste Mal besser gerüstet sein, seinesgleichen abzuwehren, das ist alles, was man ihm nachrufen kann. In ähnlichem Sinne äußerte sich neulich Prof. J. Haller (Gießen), Hegel sei so tot, „daß man jüngst sogar von seiner möglichen Auferstehung sprechen konnte, — mit der uns das Schicksal verschonen möge!"

7. Darwin und Nietzſche

Kant hat nie Fruchtbareres geleiſtet, als da er ſich, bevor er für den Menſchen eine Philoſophie zu finden ſuchte, mit deſſen koſmiſchen Bedingungen auseinanderſetzte.

Er tat es zweimal; erſt rein empiriſch (1755) in ſeiner genialen Schrift über „Allgemeine Naturgeſchichte und Theorie des Himmels"; das zweite Mal (1781) ging er von allgemeinen Begriffen aus, in ſeiner „Kritik der reinen Vernunft."

Jener Erſtlingsſchrift von 1755 aber war kein glückliches Los beſchieden. Kant hatte ſie Friedrich dem Großen gewidmet, der damals gerade den Hauptkampf ſeines Lebens vorbereitete. Doch ehe ſie noch vom König hätte geleſen werden können, machte der Verleger Bankrott, das Buch kam garnicht auf die Leipziger Meſſe und blieb auch ſpäterhin ſo völlig unbeachtet, daß Kant noch 1791 durch ſeinen Schüler Genſichen einen Auszug anfertigen ließ, um den Inhalt mehr unter die Leute zu bringen.

Er war intereſſant genug und hätte, wär es nach dem Rechten gegangen, großes Aufſehen unter den Gelehrten hervorrufen, der deutſchen Wiſſenſchaft manche Ernte reifen ſollen.

Großzügig nahm Kant unſer Sonnenſyſtem als ein Glied von vielen ähnlich vorhandenen, als eine Wiederholung der im Weltraume ſchwebenden Fixſternſyſteme. Er ſetzte dieſem Syſtem einen Anfang, ein Werden voraus, und beides in höchſt charakteriſtiſcher Weiſe. Den ganzen Raum der, für ſeine Zeit noch äußerſten, Planetenbahn des Saturn — Uranus und Neptun wurden erſt ſpäter entdeckt — erfüllte er mit Materie, mit

einem Urnebel elementarischen Grundstoffes, wie ihn auch andre Nebelflecken am Sternenhimmel führen mußten.

Diese Masse gerät laut ihm durch Abkühlung, Verdichtung und gegenseitige Anziehung allmählich in eine starke Bewegung. Es entstehen zahllose, sich kreuzende Urwirbel und im Zentrum durch Gravitation des Stoffes eine Sonne. Die Körper, die mit unzweckmäßiger Bewegung auf einander stoßen, lösen sich auf oder werden gar von der Sonne angezogen. In diesem Kampf ums Dasein — und der eben ist das großartig Moderne an der Idee — bleiben durch Auslese neben der Sonne nur solche dichtere Massen übrig, die sich der Bewegung von West nach Ost anschließen, ohne einander zu stören. Zuerst ringartig, werden sie durch Zusammenziehung, wie durch Abstoßung von Stoff in der Peripherie, allmählich zu Kugeln, zu Planeten.

War diese Geschichte des Planetensystems im Kleinen wirklich ein Paradigma für das Weltganze, so mußte ursprünglich auch der gesamte Weltraum mit Stoffteilchen ausgefüllt gewesen sein, bis eine Zentralsonne sich bildete. Weniger der Gedanke einer Weltzentrale, als daß es wiederum eine Sonne sein müßte, wird heute von Astronomen und Geologen lebhaft bestritten. —

Doch die Bearbeitung der „Theorie des Himmels" von 1791 hatte leider gleichfalls nicht gefruchtet. In Deutschland wurde Kants Schrift erst beachtet, seit Alexander v. Humboldt sie, vier Jahrzehnte nach des Autors Tod, im „Kosmos" zum Abdruck brachte. Inzwischen war ihr Inhalt aber in Frankreich vom großen Buffon († 1788) aufgenommen worden; wohl auf diese Weise lernte ihn Laplace kennen und erntete den ganzen Ruhm, als er 1796 im fünften Buch seiner „Exposition du système du monde", jedenfalls vollkommen ehrlich, ohne die mindeste Bewußtheit eines Plagiates, das Wesentliche von Kant, mit einigen inzwischen stattgehabten Fortschritten bereichert und verbrämt, den Europäern darbot.

Unter jenen Schülern und Nachfolgern Kants aber, die seinen *realen* Faden weiterspannen, pflegt außer Herbart auch *Schopenhauer* genannt zu werden. Das ist unverdient; wenn irgend wer, so war Schopenhauer ein idealisierender

Träumer, der nach Eleatenweiſe die ganze Welt für einen Schein, für ein Hirngeſpinſt hielt, ohne ſich die Frage vorzulegen, welcher Schein denn die Hirnfaſer erzeugen könne, vermittels deren die Menſchen ſich die Welt einbilden. Aus dem Komplex der Seele, die Kant für unbeweisbar erklärt hatte, wählte jener ſich ein einzelnes Attribut, den Willen, der hinter allen Dingen, die doch nur eingebildet ſein ſollten, ſtecke, und erbaute auf dieſem Nichts hinter einem Nichts ſein Syſtem der „Welt als Wille und Vorſtellung".

Es hat heute, wiewohl man den geiſtreichen Hypochonder immer gerne leſen wird, nur noch einen philoſophiſchen Kurioſitätswert. Eben darum erſchallt, in Ermangelung einer leitenden, einer befriedigenden Philoſophie, laut und lauter der Ruf: „Zurück zu Kant!" Beſonders Nationalökonomen verkünden den „Neukantianiſmus", um mit deſſen Hilfe die materialiſtiſche Nichtmoral von Karl Marx zu überwinden. Sicher iſt Kant hierzu ſehr brauchbar. Auch birgt in der Tat ſeine Ethik für das deutſche Gemüt einen eigentümlichen Reiz. Allein wer nimmt ihm den Makel der Halbheit und Inkonſequenz?

Nein, zwiſchen dem Kant, der in einem ſeiner lichteſten Augenblicke nur vom Mechaniſmus „eine wirkliche Erklärung aller Erſcheinungen" erwartet, und jenem zweiten Kant, der die notwendige Unterordnung desſelben Mechaniſmus unter das teleologiſche Prinzip geheimer, wundertätiger Schöpferabſichten fordert, weil es ungereimt ſei, „zu hoffen, daß wir die organiſchen Weſen und deren innere Möglichkeit nach bloß mechaniſchen Prinzipien der Natur erklären können," — zwiſchen dieſen beiden Antipoden iſt keine Verbindung herzuſtellen.

Wie hoch alſo der kulturhiſtoriſche Wert Kants auch immer zu bemeſſen ſei und wie fruchtbar die Anregung durch ſein Studium, — zu moderniſieren wäre Kant nur, nachdem wir ihm zuliebe die heutige Phyſiologie totgeſchlagen hätten. Und ſo weit werden uns alle vereinigten Oberkirchenräte nicht mehr bringen. Darum wollen wir es mit Wundt, als er unterſuchte, was Kant uns Heutigen nicht ſein dürfe, bewenden laſſen bei dem lapidaren Wort: „Er ſoll uns nicht ſein ein Lebender unter Lebenden."

Der „zoologischen Philosophie“ aber, die wir brauchen, sind zu rechter Zeit zwei Bahnbrecher aufgestanden, die, wenn auch des Erstgenannten positive Lebensarbeit als größer und gewichtiger gelten muß, sich doch in höchst erwünschter Weise gegenseitig ergänzen.

Charles Darwin veröffentlichte im Jahr 1859 sein epochemachendes Werk „On the origin of species by means of natural selection or the preservation of favoured races in the struggle for life“, welches Buch in Deutschland meistens als „die Entstehung der Arten“ zitiert wird.

Es erscheint freilich zweifelhaft, ob die Uebersetzung von „species“ hier tatsächlich auf alle Fälle zutrifft. Die zoologische Stufenleiter lautet bei Darwin: individual — variety — species — genus (dazu sections und sub-genera) — sub-families — orders — sub-classes — classes. Außerdem hat er noch „groups“ und — man vergleiche den Buchtitel — „races“. Mehr als eine Stelle macht es aber deutlich, daß was wir „Art“ nennen, sich im Englischen eher mit „variety“ decken würde. Nicht minder häufig ist mit „species“ unsere deutsche „Gattung“ gemeint, und es hieße Darwin auch verkennen, hieße die Bedeutung seines Lebenswerkes herabsetzen, wenn er sich nur darüber sollte den Kopf zerbrochen haben, weshalb die Cochinchinahühner gelb, die Wyandottehühner schwarz und braun gefleckt sind. Sein Blick schweifte höher hinauf. Hat doch in seinen Spuren die Forschung seither mit lückenlosen fossilen Belägen ergeben, wie aus einem fünfzehigen Huftierchen, kaum größer als ein Fuchs, allmählich das stolze einhufige Pferd sich entwickelte. Seit Oken († 1851) zu Beginn des vorigen Jahrhunderts am Embryo des Menschen die Anlage von Kiemenspalten nachwies, kann, — da die Natur ein solches Repetitorium für überwundene Urformen liebt, — kein Zweifel mehr bestehen, daß wir von Fischen abstammen. So könnten Pferd und Huhn die gleichen Ahnen gehabt haben, deren Abkömmlinge sich nur unter ungleichen Lebensbedingungen, durch Anpassung an diese, bis zur heutigen Form differenzierten.

Wir wollen der Einfachheit wegen bei den Tieren bleiben,

obschon sich Darwins Aufmerksamkeit ebensowohl auf die Pflanzen richtete.

Die Einteilung der Wirbeltiere durch die heutige Wissenschaft allein nach den Merkmalen, ob sie Schädel, ob sie Kiefer und ob sie Kiemen tragen, hat sich zwar bisher nicht eingebürgert, war aber bei der eingerissenen Verwirrung notwendig. Denn das frühere Schema mit Klasse, Ordnung, Familie, Gattung, Art faßte längst nicht alle Unterschiede. Wo blieben hier die Säugetiere? Wo Warm- und Kaltblüter? Und außerdem wurde noch mit „Gruppen" und „Stämmen" operiert.

Nehmen wir des rascheren Verständnisses wegen die Einteilung, die zur Zeit von Darwins Auftreten in Deutschland üblich war, so erhalten wir folgende zwei Beispiele:

Wirbeltiere	—	Klasse	—	Wirbeltiere
Huftiere	—	Ordnung	—	Vögel
Unpaarzehige	—	Familie	—	Scharrvögel
Pferd	—	Gattung	—	Huhn
Pony	—	Art	—	Rebhuhn

Darwin hat nun tatsächlich, ohne sich durch irgend eine gewagte Behauptung zu kompromittieren, eine erdrückende Fülle von Material dafür beigebracht, daß auch sehr verschieden aussehende Geschöpfe, bei deren Anblick man über den Gedanken eines gemeinsamen Ursprunges lächelt, nur durch den Zwang biologischer Umstände einander so unähnlich geworden sind, aber wohlgemerkt: in einer langen, langen Entwickelungsreihe von Jahrmillionen. Diese „Infinitesimalrechnung" in die Naturgeschichte eingeführt haben, bildet eines von Darwins Hauptverdiensten.

In Deutschland ist Darwin populär durch den ihm untergeschobenen Satz: „Der Mensch stammt vom Affen ab". Zitiert wird dieser Unsinn meist so, als ob Darwin behauptet hätte: das Menschengeschlecht, das sich heut auf Erden tummelt, kann von den Affen erzeugt werden, die als unsere Zeitgenossen in Brasilien oder im ostindischen Archipel auf den Bäumen herum-

klettern. Wie weit dieſer gewiſſenhafte und beſonnene Forſcher in ſeiner ganzen Tendenz von einer ſolchen Voreiligkeit entfernt war, mag folgendes Zitat aus dem zehnten Kapitel ſeines Hauptwerkes beweiſen:

„Vielleicht fragt man mich, um die Sache ins Lächerliche zu ziehen, ob ich glaube, daß das Megatherium und die andern ihm verwandten Ungetüme in Südamerika uns das Faultier, das Armadill und den Ameiſenfreſſer als ihre degenerierten Nachkommen hinterlaſſen haben. Das iſt entſchieden zurückzuweiſen. Jene großen Tiere ſind völlig ausgeſtorben, und ohne Nachkommenſchaft. Aber in den Höhlen Braſiliens finden ſich viele erloſchene Arten, die in Größe und andern Merkmalen mit den noch jetzt in Amerika lebenden Arten nahe verwandt ſind, und einige dieſer Foſſilien mögen wirklich die Stammformen noch jetzt dort lebender Arten geweſen ſein."

Um etwas ſehr Wichtiges vorwegzunehmen: das unlängſt im Vézèretal (bei Le Mouſtier) ausgegrabene Skelett, dem die Gelehrten nach der Erdſchichtung, in der es gefunden wurde, und ſonſtigen Kennzeichen ein Alter von vierhunderttauſend Jahren zuſprechen, gehört zweifellos einem jungen Menſchen, und zwar einem Kulturmenſchen, der ſchon „beſtattet" wurde. Doch es iſt in mancher Beziehung den heutigen „anthropoiden" Affen (Orang Utan, Schimpanſe, Gorilla) verwandter als dem heutigen Menſchen.

Noch weiter zurück reicht der maſſive bei Heidelberg ausgegrabene Unterkiefer eines Urmenſchen, dem die Gelehrten ein Alter von anderthalb Millionen Jahren geben.

Zwei Beſtätigungen für Darwins Vermutung, daß die heutigen Menſchenraſſen nicht von Anbeginn Kulturſchädel getragen, ſondern ſich von beſcheideneren Stammformen abgeleitet haben.

Das Geheimnis von Darwins gewaltiger, immer noch ſteigender und in ihrem letzten Ausſchlag unüberſehbarer Wirkung lag nun darin, daß er unſerm Verſtand etwas als ganz natürlich begreifbar machte, was bis dahin eines göttlichen Wunders bedurft hatte. Die „Schöpfung" war keine mehr.

Statt ihrer gab es nur ein langſames Entſtehen und Werden, eine „Evolution“.

Evolutioniſtiſch wurde ſeither gleichbedeutend mit modern; antimoderniſtiſch gleichbedeutend mit der Erdroſſelung vorhandener und bewieſener Wahrheit.

Man begreift hiernach, daß von allen Gegnern Darwins die Theologen ihn am wütendſten anfielen. Dieſer Kampf iſt umſonſt geweſen; Darwin iſt mit Gründen oder Tatſachen nicht mehr widerlegbar. Höchſtens kann brutale Macht ſich an ſeinen Anhängern rächen.

Er hat auch da gewonnen, wo man zuletzt keine andre Rettung wußte, als zu behaupten: eine gewiſſe Evolution ſei zwar unbeſtreitbar, doch habe Darwin gar kein Verdienſt an dieſem Gedanken; oder wo man ſich krampfhaft bemühte, aus gewiſſen Unvollkommenheiten ſeines Syſtems Kapital gegen ihn zu ſchlagen. Das bringt uns zu ſeinen Vorläufern und ſeinen Quellen.

Der Zuchtwahlgedanke iſt uralt. Wir ſind ihm ſchon bei Empedokles (vgl. S. 14) begegnet; er hat neuerdings den menſchlichen Geiſt in verſchiedenen Perioden wiederkehrend beſchäftigt. Die ſtärkſte Hemmung bildete bis auf den heutigen Tag die Bibel als Niederſchlag babyloniſch-jüdiſcher Anſchauungen etwa aus dem ſiebenten Jahrhundert v. Chr. Der Glaube, daß ein „Schöpfer“ die heutige Erde auf *einen* Schlag oder doch im Lauf einer Woche mitſamt allem Getier von Arten, die bis auf den heutigen Tag konſtant blieben, geſchaffen habe, erwies ſich nicht nur als ein Faulbett für die Forſchung, ſondern es wurden innerhalb der Chriſtenheit Vorahnungen der Wahrheit regelmäßig mit der Begründung niedergeſchlagen, daß ſie gegen den Kirchenglauben verſtießen. So mußte Buffon (1707—88), der dem Geheimnis auf der Spur war, vor der Bigotterie des franzöſiſchen Hofes klein beigeben. Im ſelben Jahrhundert ahnte Kant eine Art von Zuchtwahl und Ausleſe im Lauf der Geſtirne (ſ. oben), ward *Goethe* zum Hauptvertreter der Transmutation oder des Transformiſmus und führte die Pflanzen mit allen Metamorphoſen auf das Keimblatt zurück. Man nahm ihn weder hier noch bei ſeinen fruchtbaren Studien zur ver-

gleichenden Anatomie völlig ernst, sodaß im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts bei den Durchschnittsgebildeten nicht nur, sondern auch bei den wissenschaftlichen Forschern der Glaube an eine Schöpfung herrschend blieb, mit ihm der Glaube an die Konstanz der Tierarten und, leider durch Alexander v. Humboldt befestigt, die Ueberzeugung von den sogenannten Katastrophen, durch die die Erde ruckweise jedesmal ein ganz anderes Aussehen bekommen habe.

In Darwins Geburtsjahr (1809) veröffentlichte Lamarck seine „Philosophie zoologique", in der er schlagend mit vielen Beispielen nachwies, daß innerhalb der Tiergattungen, und zwar durch den Gebrauch oder Nichtgebrauch von Organen je nach der Anpassung an die Umwelt, eine natürliche Zuchtwahl stattfände. Doch er zog aus dieser Beobachtung die letzten Konsequenzen nicht, und als ein Jahr nach seinem Tode sein Schüler Geoffroy Saint-Hilaire im Schoß der französischen Akademie (1830) zu dem berühmten Disput gegen den orthodoxen Zoologen Cuvier antrat, siegte dieser noch vollständig.

Cuvier hatte besonders das eine Argument für sich, das nachher durch Haeckel erst richtig ausgedeutet und harmonisch eingereiht wurde: daß ein Wirbeltier niemals Insekt, ein Insekt niemals Schnecke gewesen sein kann. Der Entwickelungsgedanke trug damals eine derartige Niederlage davon, daß in den nächsten Jahrzehnten junge Gelehrte, die auf ihn zurückgriffen, von den Fachautoritäten fast mit den Tischrückern in eine Linie gestellt wurden.

Aber die Wahrheit war trotzdem unterwegs. In dem nämlichen Jahr 1830, als der Kirchenglaube jenen vermeintlichen großen Sieg erfochten hatte, begann Lyell in England seine „Geologischen Prinzipien" zu veröffentlichen, die auf den jungen Darwin tiefen Eindruck machten. Die Katastrophentheorie kam wiederum ins Wanken. Große Reisen nach Brasilien und der Südsee verschafften Darwin bald ein überreiches, besonders auch urzeitliches (paläontologisches) Material, um den Entwickelungsgedanken zu stützen, und nun kam dem vorsichtig Zögernden der Zufall zu Hilfe. Er stieß auf ein, von seiner eigenen

Wissenschaft abliegendes, nationalökonomisches Buch, das ihm trotzdem zur Formulierung seiner schlummernden Ideen den erwünschten Anstoß gab, ihn allerdings in gewissen Richtungen auch irreführen sollte.

Dies Buch war des Malthus „Essay on the principles of population" aus dem Jahre 1798, ein Buch, das Schule gemacht hat, obschon seine Fehler heut klar zu Tage liegen.

Malthus irrte besonders darin, daß er das englische Fabrikelend seiner Zeit, ganz wie Adam Smith, als eine gegebene, unabänderliche Größe hinnahm, die beiden Begriffe „Arbeiter" und „pauper" auf immer synonym setzte. Zweitens ahnte er nicht, wie weit die Ertragfähigkeit des europäischen Bodens durch intensiven Betrieb, zu dessen wissenschaftlicher Begründung man damals eben erst überging, steigerungsfähig sei. Mit großer agitatorischer Uebertreibung berechnete er, daß die Bevölkerung in geometrischen Verhältnissen anwüchse ($2 \times 4 \times 8 \times 16$), während die Lebensmittel nur in arithmetischer Progression ($1 \times 2 \times 3 \times 4$) zunähmen, sodaß die einzige Rettung vor der Schärfe des Daseinskampfes ein freiwilliger Verzicht auf Nachkommenschaft sei.

Diese kurzsichtige und kleinmütige, in allen Voraussetzungen falsche Lebensmethode enthielt gleichwohl einen guten Gedankenkern: die Beziehung der Fruchtbarkeit zur natürlichen Auslese.

Darwin eignete sich den Gedanken an und fügte der Auslese Lamarcks durch den Gebrauch oder Nichtgebrauch von Organen die weitere durch den Tod, will sagen durch den Untergang von Individuen und ganzen Arten, ganzen Gattungen infolge mangelnder Anpassung, hinzu.

Anpassung bedeutet also: Einstellungsmöglichkeit für ein Leben unter geänderten Bedingungen. Erst die „Variabilität," die Fähigkeit, sich selbst zu ändern, bietet eine Garantie dafür, den aufgedrungenen Kampf ums Dasein zu bestehen.

In dieser Form trug Darwin seine Lehre 1858 in der Royal Society zu London vor — und machte garkeinen Eindruck. Er sah, er müßte breiter anfassen, schrieb sein Buch „on the origin

of species", und ſeitdem haben wir einen Darwiniſmus, haben wir eine ſtetig wachſende Reihe neuer und intereſſanter Probleme, die beſonders durch die Anwendung des darwiniſtiſchen Prinzipes auf unſere heutige ſoziale Verfaſſung entſtanden ſind und zur Löſung drängen.

Hierbei iſt leider ein tatſächlicher Ueberſetzungsfehler dem Verſtändnis Darwins in Deutſchland hinderlich geworden und hat ganze Serien von Mißverſtändniſſen, ſchiefen Frageſtellungen, falſchen Vorwürfen verurſacht. Denn die, welche Darwin ganz beſcheiden die paſſendſten (fittest) nennt, ſind längſt noch nicht die „tüchtigſten", und es iſt ein Unfug, wo Darwin „the fittest" ſagt, immer „die tüchtigſten" zu überſetzen.

„Fittest" iſt Ausdruck für eine unbeurteilte Tatſache; denn es kann jemand ſich anpaſſen durch Eigenſchaften, die uns ganz mißfallen und von unſerer Ethik verworfen werden.

Daß jener Ausdruck lediglich den Grad einer indifferenten Eigenſchaft angeben ſoll, erhellt mit Sicherheit daraus, daß ihn Darwin gelegentlich durch „b e s t-fitted" abwechſelt. Das heißt alſo: zur Anpaſſung am beſten geeignet; allenfalls auch: am tauglichſten. Denn w o z u der Betreffende taugt, muß immer erſt erläutert werden; es kann etwas Gutes, es kann auch etwas ſehr Schlimmes ſein. „Tüchtigſt" aber bedeutet ſtets ein lobendes Werturteil, bedeutet das Gegenteil zum „Untüchtigen", dem wir unſre Achtung verſagen.

Durch dieſen Mißbrauch, der ſich faſt durch unſere geſamte Darwinliteratur hinzieht, iſt zweierlei verſchuldet worden. Einmal hat man dem Publikum alle möglichen Gauner, die, mit Ellbogen und Gewiſſenloſigkeit begabt, im wirtſchaftlichen Daſeinskampf obenauf blieben, als die „tüchtigſten Kräfte der Nation" aufgeredet. Und zweitens mußte Darwin ſelbſt es ſich gefallen laſſen, als Optimiſt angeſprochen zu werden, der im alten teleologiſchen Fahrwaſſer jede Auslеſe als die beſte aller Entwickelungen bewunderte.

Richtig iſt ſoviel, daß Darwin zu einer Begründung der U r ſ a c h e n der Variabilität, alſo zu einer Philoſophie der Anpaſſung und zur Anwendung von Werturteilen auf ſie, nicht

vorgeschritten ist. Man kann es aber nicht wissen, ob nicht auch er viele tatsächliche Anpassungen als Herabzüchtung empfunden, ob er nicht manche ausgestorbene Gattungen, von denen er nur noch die Knochen oder Schalen vorfand, im Vergleich mit den überlebenden für wertvoller gehalten und ihren Untergang bedauert habe.

Wie dem auch sei, für uns ergeben sich in seinen Spuren die wundervollsten Aufgaben. Zunächst einmal, zu prüfen: ob wir Menschen nicht in weit größerem Umfang als bisher imstande sind, die uns umgebenden Daseinsbedingungen aktiv abzuändern, sodaß wir zur Zuchtwahl uns den Züchter modeln, statt von ihm gemodelt und ausgelesen zu werden. Daß wir Sümpfe austrocknen, Raubtiere tilgen, durch Reinlichkeit Seuchen fernhalten, die Landesgrenzen gegen Einfall sichern, gilt alles längst für selbstverständlich. Staatshygiene, biologische Sozialpolitik erfordern weit mehr. Malthus, ein Antisoziologe, hatte gegen die schüchternen Forderungen der englischen Menschenfreunde polemisiert und das Arbeiterelend nicht auf rohe Ausbeutung, nicht auf Mangel staatlicher Kontrolle, nicht auf schlechte Gesetze, nicht auf Stumpfsinn und Härte der Oberklassen, sondern lediglich auf den ganz natürlichen Ausschlag der Vermehrungstendenzen zurückgeführt. In diesem Punkt hat ihm Darwin zuviel geglaubt. Denn die scharfe, rücksichtslose, ungemilderte Auslese ist eine Eigenart *niederer* Rassen, ist kein Menschheitsideal. Aber wenn man auch Darwins Resultate nur mit Vorsicht auf gesellschaftliche Verhältnisse übertragen darf, sieht man soviel, daß für das Prinzip der Erhaltung der Menschenkraft seine Forschung von allergrößter Bedeutung gewesen ist, weshalb wir in diesen Blättern mehr als einmal noch seinem hohen Namen begegnen werden.

Und gerade in solcher sozialphilosophischen Richtung gesellte sich zu Darwin ein seltsamer Eideshelfer, der vielbefehdete, einsame Kulturkritiker *Friedrich Nietzsche* (1844—1900). Wie Darwin ist auch Nietzsche populär nur durch ein paar halbverstandene Schlagworte, wie „Jenseits von Gut und

Böse", „Herrenmoral", „Uebermensch", „Umwertung aller Werte", hat aber selbstverständlich etwas ganz andres im Sinn gehabt, als Laffen und Schurken in ihrem seichtegoistischen Treiben zu beschönigen. Er nahm das Leben in seiner ganzen Fülle, verglich die Menschen aller Zonen, Epochen und Klassen, prüfte ihren jetzigen Zustand, ihre Maximen, ihre Entwickelungsmöglichkeiten und fand: man müsse sie vor allem aus der metaphysischen Sackgasse befreien. Ueber die kranken Wurzeln der Philosophie und ihre kranke Fortsetzung, die in den vorstehenden Blättern bloßgelegt wurden, hat er folgendes Urteil abgegeben: „Die Geschichte der Philosophie ist ein heimliches Wüten gegen die Voraussetzungen des Lebens, gegen die Wertgefühle des Lebens, gegen die Parteinahme zugunsten des Lebens. Die Philosophen haben nie gezögert, eine Welt zu bejahen, vorausgesetzt, daß sie dieser Welt widerspricht, daß sie eine Handhabe abgibt, von dieser Welt schlecht zu reden. Es war bisher die große Schule der Verleumdung". Wie trifft das die Eleaten, einen Platon, einen Augustinus! Und selbst einen Kant mit seiner schroffen Abwehr leiblicher Forderungen.

Ganz im Gegenteil wollte Nietzsche die Vernunft an der Natur regulieren, erklärte er die Vernunft für etwas nachträglich Hinzugekommenes, den Leib für das Primäre, Wichtigere, Ausschlaggebende. Und ganz wie Goethe schon „die Wahrheit der fünf Sinne" gegen Lavater betont, ward Nietzsche zum Verneiner des Mittelalters, das den Leib verachtet und angeschwärzt hatte, sowie aller pfäffischen Nachtreter. Sokrates, Platons Anreger, der nicht spazieren gehen wollte, um nicht an Gegenstände der Wirklichkeit erinnert zu werden, war ihm ein Quell der Lüge Nietzsche mißtraute umgekehrt der etablierten Geistesherrschaft, nannte den Leib einen viel erstaunlicheren Gedanken „als die alte Seele", sprach von „vitaler Rückversicherung", rief Sinn und Instinkt gegen die Logik zu Hilfe. Sein Ziel war Lebensfreudigkeit.

Nie vergessen darf man bei Nietzsche: er ist in erster Linie Aesthet. Stil und Vornehmheit, aristokratische Prägung der

Individuen standen ihm höher als Mitleid und soziales Gewissen. Was nicht ausschließt, daß er an diesem einen Punkt, in der Uebertragung seiner ästhetisch gewonnenen Umwertungen auf soziales Gebiet, um ebensoviel hinter seiner Zeit, die sich während seiner letzten klaren Tage zum sozialpolitischen Völkerfrühling rüstete, zurückblieb, als er ihr in seinem Zorn gegen die Ueberschätzung und Anbetung abgelebter, sauer gewordener Spießbürgermoral voranschritt.

Denn die Herrenmenschen, die Nietzsche sich ersehnte, haben ja geherrscht und gehaust, in jenem Privilegienstaat, der in Frankreich durch die große Revolution, in Preußen durch die Schlacht bei Jena zusammenbrach. Und wie immer auch das Behaben gewisser Einzelexemplare jenes Typus dem Aesthetiker gefallen mag, ihre sozialen Leistungen sind so gemeinschädlich und abschreckend gewesen, daß man es begreift, warum die modernen Völker sich ganz energisch deren Wiederkehr verbitten. Der Beweis, daß die menschliche Natur eine derartige Verwöhnung wie die Erlaubnis zum Herrenmenschentum nicht gut verträgt, vielmehr in harten Mißbrauch umschlägt, ist eben ein für allemal erbracht.

Wir werden also zögern, mit Nietzsche „dieses christliche, demokratische, sozialistische .... Ideal" zu verwerfen, werden vielmehr bei geläuterter biologischer Einsicht jene selben Massen, die Nietzsche als bloße „Tschandala" gleich einer Sklavenherde zur Bedienung der Herren vorrätig angesehn wissen wollte, als unsre biologische Reserve, von deren frischer Gesundheit unsre eigene Weiterexistenz abhängt, sorgsam instandhalten. Denn „sie sterben nicht an den Insulten der Gesellschaft, ohne diese vorher vergiftet zu haben" (Rudolf Goldscheid). Wie man schwere Steine niemals an der Spitze hebt, sondern, um sie zu heben, von unter her anpacken muß, so hebt man auch keine menschliche Gesellschaft dadurch, daß man die Aristokraten noch schärfer herauszüchtet. Ja es ist ein grober Fehler, daß die Frauen, die sich selber heben wollen, nicht dahin zu bringen sind, vor allem ihre tiefst stehenden Schwestern aus der Klas-

ſierung mit herumgehetzten Tieren zu erlöſen, ihnen erſt einmal Menſchen- und Bürgerrechte zu verſchaffen.

Mit Darwin berührte ſich Nietzſche in der Ausſchaltung vorherbeſtimmter (teleologiſcher) Naturzwecke, doch hielt er nun irrtümlich die Kategorie des Zweckes überhaupt für beſeitigt. Denn im Verfolg der Tatſachenreihen der Zuchtwahl ergibt ſich ganz im Gegenteil der zwingende Schluß: daß der Menſch die Zwecke, die der Natur fehlen, ſelbſt betreiben ſoll, weil die Erfahrung lehrt, daß er dies mit beſtem Nutzen *kann*.

Nietzſches Erläuterung der Werte der Stärke gegenüber den Werten der Schwäche bringt für den Nahkampf des Daſeins manches Anfechtbare. Indeſſen hat kein Philoſoph der letzten Jahrzehnte dem Abſcheu vor „biologiſch minderwertigen Exemplaren“ einen ſo ſchneidenden Ausdruck verliehen und jedem, der die ſchwächlichen Scharen wieder zur Kraft emporzüchten möchte, ſo wertvolle dialektiſche Waffen geſchliffen, wie Friedrich Nietzſche.

8. Spinoza

Es waren die Herrſchenden, die Vornehmen, die Mächtigen, ſagt Nietzſche, die „ſich ſelbſt und ihr eigenes Tun“ als erſten Ranges empfanden, mit dem Prädikat „gut“ belegten und es als „die Moral“ andern aufzwangen. Jetzt kommen wir zu einem Philoſophen, vor deſſen mildem klarem Blick der Klaſſenegoiſmus hinſchwindet wie Märzſchnee an der Sonne.

Dem, der Spinoza kennt und ſich wieder einmal in ihn vertieft, wird zu Mut als ob er nach dem Lärm und Gezänk ſchwüler Stuben plötzlich in einen ſtillen, gewölbten Dom träte, und zwar einen ſolchen, wie die Natur ihn auf Bergesgipfeln aus den Kronen hochſtämmiger Nadelbäume zuweilen errichtet. Der Wandrer iſt aus der heißen Ebene emporgeſtiegen und vernimmt in dieſer ſchattigen Kühle außer einem vereinzelten Vogelgezwitſcher nichts weiter als droben ein geheimnisvolles Rauſchen, aus welchem unſre Vorahnen erſchauernd die Gottheit zu hören wähnten. Tief unten liegen Streit und Staub; der Blick ſchweift unbehindert nach weiten Fernen.

In der Tat, eine ſeltſame Beruhigung gewährt uns dieſer Spinoza, neben dem die ſchärfſten Denker zu bloßen Buraliſten und Formelkrämern einſchrumpfen. Alles iſt in großen, reinen, ſchlichten Verhältniſſen bei ihm, wir bewundern eine der gewaltigſten Konzeptionen in dieſer endlich einmal vorausſetzungsloſen, mit ihrer ungezwungenen Logik allen Wahn, jede Furcht, jede törichte Hoffnung abſchneidenden Philoſophie.

Ihrem Urheber ſind Gott und Welt Eins oder Eins und Alles (hen kai pan), dieſes iſt der von Xenophanes übernommene Hauptſatz. Während der Deiſt über das Weltall einen per-

sönlichen Gott setzt, abgesondert von seinem Werk gleich einem Uhrmacher neben seiner Uhr, empfindet Spinoza die Weltseele, den Weltwillen in einem Sandkorn so gut wie in der Sonne. Er nimmt diesen alles durchdringenden Geist als die innere Welturſache an und lehnt es ab, außerhalb des Bestehenden und über ihm einen Schöpfer zu suchen.

Auf der Welt ist ihm der Mensch nur eines unter vielen Dingen, weder etwas Besseres, noch etwas Geringeres als andere Wesen, sondern einfach etwas Vorhandenes. Die Kräfte, die sich im Menschen betätigen, sind nichts Eigenartiges, sondern ein Bruchteil der im ganzen Weltall obwaltenden. Da der Stoff selbst Gott enthält, bedarf Spinoza des Operierens mit dem Begriff „Seele" nicht gleich den Deisten. Der Mensch ist ihm göttlich, doch um nichts göttlicher oder gottähnlicher als ein Baum oder Stein. Vor allem leugnet Spinoza die besondere Aufmerksamkeit des Weltwillens (oder Gottes) für den einzelnen Menschen. Das Weltall erscheint ihm in seinen großen Zügen mit höchster, uns teilweise faßlicher Zweckmäßigkeit entworfen, und seine Gesetze sind für uns unentrinnbar. Doch soll kein Mensch sich einbilden, daß er Herr seiner Geschicke sei. Noch darf der Einzelne sich über Ungerechtigkeit beklagen, falls es ihm nicht nach Wunsch geht. Wohlwollen, so hat Goethe dies erläutert, herrscht nur in den Hauptlinien der Natur, im Einzelnen kann sie häßlich und gleichgültig bis zum Anschein der Grausamkeit sein.

Nun zu der hieraus abstrahierten Ethik. Sie wird sich drehen um die Stellung des Menschen zu der Wahl zwischen Bös und Gut. Er soll seine Zeitlichkeit dazu benützen, um durch Erkenntnis dessen, was für das Menschentum am heilsamsten ist, sein Betragen zur Güte zu regulieren. Erfüllen soll ihn dabei eine dankbare, doch gemäßigte Freude am Dasein, eine Leidenschaftslosigkeit ohne völligen Weltverzicht, und vor allem: Uneigennützigkeit. Es ist Spinozas berühmtester Lehrsatz (der neunzehnte im fünften Teil der Ethik) und vielleicht sein schönster Treffer: „Wer Gott recht liebt, darf nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe."

Am erstaunlichsten an dieser Philosophie ist ihre Modernität. Spinoza war 1632 in Amsterdam als ein Sprößling der dortigen Judengemeinde geboren und ursprünglich für den Rabbinerberuf ausersehen worden. Er machte sich frühzeitig aus dessen Fesseln los; die Fanatiker unter seinen Glaubensgenossen würden den Selbständigen gern verbrannt haben, wenn sie nur gedurft hätten. Wie aber kam er dazu, sogleich die übliche anthropozentrische Auffassung, die um den Menschen die ganze Naturphilosophie sich drehen ließ, in die Totenkammer zu werfen, ein ganzes Heer von Zweifeln, „Quästionen" und Haarspaltereien zu vermeiden, auch solche Begriffe wie die Unsterblichkeit in den einfachsten Linien anzulegen, im tapfern Denker jede unruhige Sehnsucht zu stillen, die bisherige Anmaßung des privilegierten homo sapiens aber auf das gebotene Maß zu bescheiden? Ein Wunder fürwahr.

Und doch auch kein so großes Wunder, daß Spinoza wie ein erratischer Block in Holland aufgeragt wäre. Er hatte Vordermänner im Altertum wie in der Renaissance und ihnen manches Wichtige zu danken. Schon Anaxagoras († 428 v. Chr.) hatte den Pflanzen Empfindung beigelegt, schon Empedokles behauptet: alles — also auch die nach unserm schiefen Ausdruck „unbelebte" Natur — besitzt Denkkraft und Anteil am Verständnis. Das berühmte „hen kai pan" hatte vor Spinoza von dem einzig verständigen Eleaten Xenophanes der bekanntere 1600 zu Rom verbrannte Giordano Bruno schon bezogen, der „das Eine, das Unendliche, das an sich Seiende (lo ente) und in allem Gegenwärtige (e quello ch'è in tutto)" verehrt haben wollte. In der Fassung der Leidenschaftslosigkeit wieder stimmt Spinoza ganz mit Epikur überein, ebenso — womit Epikur freilich nur wiederum einem xenophanischen Gedanken Ausdruck gab — in der Abweisung unruhig mühsäliger Geschäftigkeit für das Göttliche, das dem Erdenbewohner überhaupt keine sonderliche Teilnahme schenke, da sonst nicht so viel ungestraft geschehen könnte, was die Menschen als bös empfänden.

Spinoza hat hier jedoch die naheliegende Folgerung, daß wir auf den kleinen Linien volle Willensfreiheit genössen, nicht ge-

zogen, sondern eher mit den Stoikern an Vorherbestimmung geglaubt.

Vom Scholastiker Scotus Erigena gewann Spinoza die beiden wichtigen dialektischen Formeln „schaffende und geschaffene Natur", „natura naturans" und „natura naturata"; von seinem bald überholten Vorgänger Cartesius die beiden „Substanzen" Denken und Ausdehnung, die er zu einer verschmolz. Mit Francis Bacon verwarf er die teleologischen „causae finales", diese von einem Obergott unserem Dasein untergeschobenen Endzwecke, als ob Mutter Erde nur ein, der Gottheit noch dazu in seinem Ergebnis vorher bekanntes, Experiment abzuarbeiten hätte.

Trotzdem bleibt originell das Wichtigste an Spinozas Werk: der große Wurf; das Einheitliche; das merkwürdig unbefangene, selbstlose Denken. Er wollte nicht ein System begründet haben, sondern die Philosophie. So hatte überall in seiner Ethik ursprünglich „Natur" gestanden, wo wir heute „Gott" nur deshalb lesen, weil Spinozas treuer Freund Dr. Mayer, um der Anklage des Atheismus und der Hinrichtung vorzubeugen, diesen Ausweg empfohlen hatte. Spinoza gab nach, weil er vielleicht schon durch seine Schwindsucht gebrochen war. Er starb (1677), ohne das Erscheinen dieses letzten Werkes zu erleben.

Wäre die Gelehrtenwelt ihm gefolgt, so hätten sich Kants unglückselige Apriorik, es hätten sich die Schmerzen Fichtes und Hegels wegen des zu beseitigenden „Dinges an sich", es hätten sich Schopenhauers gewalttätig idealistische Klitterungen einer „Welt als Wille und Vorstellung" erübrigt. Welch ein Wortwust wird heute noch verursacht durch die eingerissene unspinozische, unsaubere, verschwommene Sprechweise, die zur Erläuterung unseres Innenlebens 1) eine Seele, 2) einen Geist, 3) eine Vernunft, 4) einen Verstand, 5) ein Gemüt, 6) einen Willen, 7) eine Urteilskraft, 8) ein Gefühl, 9) eine Empfindung, 10) einen Charakter, 11) eine Phantasie, ja weiß Gott noch was nötig hat und durcheinandermischt.

Seit Bayles flacher Beurteilung, in dessen „Dictionnaire historique et critique" von 1697, war Spinoza als Atheist ver-

schrieen und galt in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts den Philosophen für einen „toten Hund". Er war Atheist so wenig wie er zu den Pantheisten zählte, die ja den Stoff selbst zum Gott machen. Spinoza läßt vom Geist den Stoff durchdringen, wie man Wasser mit Anilin färbt; man könnte nun nicht mehr sagen, wo das eine fehlt, das andre anfängt. Welt und Gott, Natur und Schöpfer, Körper und Seele, physisches und moralisches Kausalitätsgesetz werden bei ihm eins. Ohne das Wort „zoologische Philosophie" nur zu ahnen, hat er sich nach ihr gerichtet, als er Stoff und Geist aneinanderband. Eben darum bedeutet ihm der Zerfall unseres Leibes nur ein Wiederuntertauchen im Göttlichen. Was Nietzsche „die ewige Wiederkunft", was der Kirchengläubige das ewige Leben nach dem Tode nennt, schenkt Spinoza seinem Jünger, dem Gott und Stoff untrennbar zusammengehören, also Unsterblichkeit von vornherein gesichert ist.

Was will es dem gegenüber besagen, daß dieser Koloß auch seine kleinen Flecke und Risse hat? Den Hauptmangel bedeutet und liefert sein eigentlichster Vorzug: Spinoza ist ein viel zu vornehmer Höhendenker, als daß er die Niederungen jemals für sich gewinnen könnte. So und soviel soll man erst *eingesehen* haben, um sich zur Uneigennützigkeit, der unerläßlichen Vorbedingung glückseligen Lebens, durchzuringen! Ja, lieber Himmel, wie sollte eine Frau jemals dahin gebracht werden können, sich selber plötzlich für unwichtig zu halten, nachdem ihr in empfänglicher Jugend gelehrt worden war, der Schöpfer sei jeden Tag, den er werden ließe, damit beschäftigt, ihre Haare nachzuzählen? Wie soll sie es nun verstehen, daß der Weltgeist sich überhaupt gar nicht um sie kümmert? Und wie soll vollends ein Bauer die ferne Gleichgültigkeit des Weltwillens für sein Pygmäendasein begreifen? Er wird vermutlich empört über sie sein, da sie seinem brennenden Verlangen nach ausgleichender Gerechtigkeit widerspricht. Darwinisten, die von Zuchtwahl und Arterhaltung reden, mögen oft wohl in dem, was uns am Weltlauf als Ungerechtigkeit auffällt, nur den ganz normalen Untergang des Schwächlichen sehen, des Schwächlichen an Urteil,

oder an Lebensmut und Widerstandslust. Aber gibt es Darwinisten unter den Bauern?

Die Ueberschätzung der Einsicht in der Ethik scheint zwar allgemeines Philosophenlos zu sein; hat Eukleides aus Megara doch auf Grund seiner hohen eleatisch-sokratischen Erkenntnis das Nicht*gute* schlankweg als das Nicht*seiende* abgetan. Aber ist es nicht eine Grausamkeit, von armen, wenig erzogenen, irrenden Duzendsterblichen die raffinierte Kritik eines Weltweisen zu fordern, damit sie nun erst fähig würden, ihr Handeln überhaupt regulieren zu können? Denn bevor sie sich nicht für un*wichtig* halten, können sie nicht uneigennützig werden, und ehe sie nicht uneigennützig sind, ist wiederum an ein Erkennen der Vernunft im Weltlauf, an eine Aussöhnung mit ihm, an ihr Vorschreiten zur Tugend garnicht zu denken.

Ethik aber hat mit dem Willen zu tun. Auch dem in der Selbstzucht Vorgeschrittenen gelingt es nur mühsam, und nicht immer, sich vom Verstande leiten zu lassen. Wird aber im Gegenteil diese Möglichkeit als *allgemein* gültig angenommen, so ist, bei der Wahl zwischen Gut und Bös, gerade die Willensfreiheit etabliert, die Spinoza sonst als Prinzip ablehnte.

An diesem Punkt ist es nun hochinteressant, den großen Ostpreußen mit Spinoza zu vergleichen. Kant glaubte an die Möglichkeit absoluter Willensfreiheit bei solchen, die dem kategorischen Imperativ gehorchen. Spinoza dagegen, der Verfechter des Selbsterhaltungstriebes als oberster „Kausalität", stellte den Menschen in die Natur, sah, wie dessen Handeln aus „Motiven" hervorgeht, die zu dieser Umgebung stimmen, und glaubte an die Läuterungsfähigkeit solcher Motive durch zunehmende Erkenntnis. Dieser spinozistische „Determinismus" war also keine eiserne, fatalistische Prädestination, sondern gab die Möglichkeit einer steigenden Unabhängigkeit des Menschen zu, was am Ende doch auf eine Art von Willensfreiheit hinausläuft.

Beide Philosophen sagen hier scheinbar das Gleiche mit etwas andern Worten. Denn was könnte wohl Uneigennützigkeit bedeuten, wenn nicht den Sieg über Neigungen, die dem Gedanken der Pflicht widersprechen? Kant wie Spinoza glaubten

alſo, daß der denkende Menſch, der ſich in der Selbſtbeherrſchung übt und auf die Stimme der Vernunft achten lernt, es fertig bekommt, ſeine Entſchlüſſe mehr und mehr von ſtörenden Trieben zu emanzipieren, ſein Wollen nach den Geboten der Pflicht zu lenken.

Nur ein wichtiger Unterſchied ergibt ſich. Die Willensfreiheit von Kant war durchaus aktiv gedacht, als ein Vorſchreiten zu freier Betätigung; bei Spinoza iſt es eine allmähliche Enthaltung von leidenſchaftlichem, unvernünftigem Handeln, eine ſich beſchränkende Paſſivität. —

Anfechtbar iſt auch Spinozas Auffaſſung vom Böſen an ſich. Denn iſt das Böſe überhaupt in der Welt vorhanden, was Spinoza garnicht leugnet, und als vorhanden notwendig, ſo darf man es auf keinen Fall ganz beſeitigen *wollen*, weil das gegen den Weltwillen verſtieße, noch jemals hoffen, das zu erreichen, weil eine Notwendigkeit eben nie aufhören kann, vorhanden zu ſein. Auch das Böſe muß man alſo begreifen. Es allmählich, in der Hoffnung auf einen endgültigen Sieg, ausſchalten zu wollen durch eigene beſſere Einſicht, Ueberredung von andern und beſchauliches Verhalten aller, hat ſo wenig Sinn wie der Verſuch einer prinzipiellen Wahl zwiſchen Sauerſtoff und Kohlenſäure. Ueberſchuß an Kohlenſäure gereicht jedem Atmenden ſchnell zur Unluſt; aber gerade ſie iſt es, die zum Atmen reizt und die Atmung unterhält, ſie darf niemals fehlen. Ebenſo ſieht der Begreifende: das Böſe reizt zum Widerſtand, zur Energie. Es ſteht zu vermuten, daß das Gute für ſich allein ohne Kraftäußerung verfaulen würde, wie ohne den jagenden Leoparden die Antilope keine Schnelligkeit mehr nötig hätte. Die Exiſtenz lebender Weſen iſt ſomit auf Kampf gerichtet, nicht auf Reſignation; was dem Syſtem Spinozas widerſpricht. Herakleitos hatte hier ſchärfer geſehen, als er den Streit „Allvater“ nannte.

Wiederum zeigt es ſich, weshalb Spinozas Ethik leider nur ſchwer deutſches Gemeingut werden kann. Sie hat etwas phlegmatiſch Beſchauliches und wird einem an ſein Kiſmet glaubenden Türken ſtets beſſer gefallen als dem von aktiven In-

ſtinkten beherrſchten Germanen, den Kants kategoriſcher Imperativ ſchon wegen ſeines militäriſchen Klanges anheimelt. „Kategoriſch“ hatte ja bei Kant eine ganz andere, rein formale Bedeutung, als die ihm durch den Imperativ allmählich im Sprachgebrauch verliehene, wenn z. B. jemand einem Widerſpenſtigen etwas „ganz kategoriſch“ erklärt.

Die Deutſchen Lichtenberg, Leſſing, Goethe, Herder, Friedrich Schlegel, Heinrich Heine ſind gleichwohl mehr oder minder begeiſterte Spinoziſten geweſen. Krypto-Spinoziſten, die ihr Vorbild plünderten, doch zugleich es verbeſſern und überbieten wollten, waren Leibniz, Fichte, Schelling, Hegel und Schopenhauer.

Kant verdankt ihm vieles, hat aber des Rivals „scientia intuitiva“, dieſes naive prophetiſche Schauen in den großen Weltzuſammenhang hinein, als „leere Vernünftelei“ kalt abgelehnt. Kant verzweifelte an der Empirie; Spinoza, der ahnungsreichere, nahm ihre beſten Ergebniſſe vorweg.

Aufbauender Teil

9. Kraft als philosophisches Ziel

Zwei der schwersten Verirrungen des europäischen Denkens: die mittelalterliche Askese der in ewiger Angst vor den eigenen Sinnen sich abquälenden „Gotteskinder" und in der Neuzeit der überspannte Versuch des „absoluten Idealismus", hängen innerlich zusammen; beide beruhten auf dem Gedanken der Minderwertigkeit alles Körperlichen. Sie waren, da der Weg zum Fortschritt meistens quer durch den Irrtum geht, vielleicht unvermeidlich. Aber da sie beide zu keinem positiven Resultat, sondern nur zur Ermattung geführt haben, werden wir ihren Ausgangspunkt beim Umblick nach neuen Richtungen verwerfen müssen, dazu die der „deduktiven" Methode anhaftende Geringschätzung des Tatsachenmaterials, den platonischen Grundsatz: „Die Allgemeinheiten gehen den Dingen voran", verwerfen ganz besonders auch den starr auf das „Jenseits" gerichteten Blick, worin sich leider Augustinus mit Platon in einer für Europa höchst unheilvollen Stunde zusammenfand. Weder die „Frömmigkeit" des Mittelalters, noch auch die „Moral" unserer heutigen Sittenwächter können wir zu einer modernen Philosophie gebrauchen.

Diese wird im Gegenteil dem Leibe geben, was des Leibes ist, und ihn nach langer philosophischer Verstoßung in seine heiligen Rechte wieder einsetzen.

Sie wird also nicht beginnen mit Deduktionen und Forderungen, um sich nach ihnen Menschen zu konstruieren, wie sie sein

sollten; sondern beginnen mit Physik und Physiologie, um zu prüfen, ob die Forderungen, die man früher erhoben hat, nicht unvernünftig waren. Kurz, die neue Philosophie wird aus zwei Augen in die Welt schauen, die Baco von Verulam und Spinoza heißen; ihre Stirn wird mit einem reichlichen Tropfen naturwissenschaftlichen Oeles gesalbt sein; ihre Füße jedoch werden fest und sicher auf dem Fundament ruhen, das uns die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts von Gedankenschutt gesäubert und geebnet hatte.

Was nun versteht man unter Kraft? Als rein physikalischer Begriff genommen ist sie fühlbar, meßbar, zählbar, doch nicht wägbar und nicht greifbar. Von modernen Physikern wird sie meistens als Energie bezeichnet, wohl um der Dynamik nicht ins Gehege zu kommen, die einen viel engeren Kraftbegriff hat. „Was wir heut in der Mechanik Kraft nennen, sagt Ernst Mach, ist nicht etwas in den Vorgängen Verborgenes, sondern ein meßbarer tatsächlicher Bewegungsumstand, das Produkt aus der Masse in die Beschleunigung".

Hier muß es auch dem Laien bereits auffallen, daß die Schwere (Gravitation), solange sie für wägbar gilt, zu den Energien des Physikers nicht hinpaßt. Und in der Tat finden wir, wenn die bekanntesten Erscheinungsformen der Energie als Wärme, Licht, Schall, Arbeit, Elektrizität, chemische Spannung, Molekularbewegung, Magnetismus, Kohäsion usw. aufgeführt werden, die Schwere, die noch Ludwig Büchner in seinem Werk über „Kraft und Stoff" (21. Auflage 1904) regelmäßig mitzählte, neuerdings fortgelassen.

Aber ist das berechtigt? Darf man wirklich die Gravitation von ihren unwägbaren Geschwistern ausschließen? Nur die Wendung: „dieser Stein wiegt zwanzig Pfund" ist korrekt; der Ausdruck: „die Schwere dieses Steins beträgt zwanzig Pfund" ist schon logisch anfechtbar; der Ausdruck: „die Schwere dieses Steins wiegt zwanzig Pfund" ist falsch. Denn in der Dynamik sind Gewicht und Schwere nichts weniger als identisch. Ein bestimmter Stein mag in Asien und Europa die gleichen zwanzig Pfund wiegen, während seine Gravitations-

beſchleunigung in verſchiedenen Breitengraden und an verſchiedenen Punkten der Erdoberfläche u n gleich ausfällt, alſo eine veränderliche, nicht vom betreffenden Körper allein abhängige Größe bildet. Am Aequator wirkt die vom Innern fortſtrebende Schleuderbewegung der Rotation dem Fall entgegen; an den Polen macht die Erdoberfläche ſozuſagen nur kurze Schritte, die Zentrifugalkraft iſt gering, der Stein fällt ſchneller.

Es leuchtet ein, daß auch die Erde ſelbſt an verſchiedenen Punkten ihrer Bahn nicht gleich ſtark nach der Sonne gravitiert. Aber ſo wenig man ſagen darf: „Die Gravitation der Erde w i e g t ſo und ſo viel", ſo verkehrt wäre es, die Gravitation, durch die ein aus freier Höhe fallender Stein zur Erde gezogen wird, wägen zu wollen. Sie zeigt ſich in der Schnelligkeit des Falles. Den beim Aufliegen (ohne Beſchleunigung) ausgeübten Druck nennt man Gewicht.

Das bloße Gewicht von Steinen vermag aber, wie ſchon Galilei feſtſtellte, am gleichen Ort die Raſchheit ihrer Bewegung nicht zu beeinfluſſen, denn große und kleine Steine, die er vom Turm fallen ließ, zeigten keinen Zeitunterſchied bei der Ankunft am Boden. Ebenſo fahren große und kleine Meteoriten nebeneinander mit gleicher Geſchwindigkeit durch den Weltraum.

Als dieſes intereſſante Verhältnis der Gravitation zu den andern phyſikaliſchen Energien vor etwa fünfzehn Jahren in Fachkreiſen lebhaft erörtert wurde, ſchien die Löſung nahe bevorzuſtehen, da die große Aehnlichkeit der Schwere mit den elektriſchen Fernkräften auffiel. Nachdem auch der Einwand: ſie zöge wohl an, aber ſtieße nicht ab, erſchüttert war, wurden Meſſungsverſuche der möglichen Fortpflanzungsgeſchwindigkeit der Gravitation bekannt, die zwar das Vielfache der Lichtgeſchwindigkeit ergaben, doch unter einander nicht übereinſtimmten. Somit waren die Ergebniſſe vorerſt leider „negativ", nur gegen den Aether als Medium der Schwere erhob ſich kaum noch Einſpruch. Allein wie durch die Forſchung längſt ſchon die Identität auch zwiſchen Gewicht und Maſſe (chemiſcher Beſchaffenheit) aufgehoben war, ſo dürfte vom dynamiſchen Gewicht getrennt ſich die Schwere früher oder ſpäter zu dem

reichen Verein phyſikaliſcher Energien, als ein Zwilling des Magnetiſmus, geſellen und ihr eines Tages vielleicht auch die Elaſtizität nachfolgen, die mit Abſtoßung ſo viel wie die Schwere mit Anziehung zu ſchaffen hat, alſo dem Auf und Nieder der Polarität in der Natur, — „am Anfang war der Rhythmus", pflegte Hans v. Bülow zu ſagen, — teilweiſe zugrunde liegt.

Die Unklarheit nur vermehrt haben wie gewöhnlich die Metaphyſiker, die ſich den Begriff der „Funktion" aneigneten, dieſe Funktion als etwas Abgeſondertes und Selbſtändiges neben den Stoff ſetzten, das innige Band aber zwiſchen Stoff und Energie oft bis zum Nichterwähnen dieſes letzten, jedem Phyſiologen ehrwürdigen, Namens vernachläſſigten.

Sehen wir ganz im Gegenteil hier ein, ſo werden wir auf dem Boden der Tatſachen bald reichen Erſatz für die mutwilligen Konſtruktionen der Metaphyſiker finden. Denn wie die Menge des wägbaren Stoffes im Weltraum konſtant iſt, ſo bleibt auch, was Robert Mayer uns in ſeinem 1842 entdeckten Geſetz von der Erhaltung der Kraft gelehrt hat, die Menge der unwägbaren Energie, trotz allerlei Austauſch, allerlei Uebergängen der einen Form in die andere, unvermindert erhalten. Indem wir das unendlich vielfältige und reizvolle Spiel der Kombinationen zwiſchen Stoff und Energie mit Stoffwechſel und Energiewechſel belauſchen, erkennen wir, daß das, was organiſches Leben genannt wird, keines fremden Wunders zur Erklärung bedarf, und auch der von den Metaphyſikern ſo herausfordernd bemühte Geiſt hört auf ein Geheimnis zu ſein. Behalten wir ſeinen bequemen Namen bei, ſo haben wir in ſeinen Leiſtungen doch weder etwas rein „Materielles", noch etwas rein „Immaterielles" zu erblicken, ſondern lediglich die feinſten Spielarten phyſikaliſcher Energie im lebenden Gewebe.

Nicht jeder Laie, der morgens an ſein Telephon eilt, macht ſich klar, daß er Schall in Elektrizität umgeſetzt habe. Kaum hat er hineingeſprochen, durchzittert ſchon eine Schwingungswelle des Lichtäthers die Zwiſchenräume der Drahtmoleküle mit der Geſchwindigkeit von mehreren hundert Kilometern in der Sekunde, und eine Stimme von Hamburg wird in Berlin faſt in dem-

ſelben Augenblick vernommen, da ſie ertönt. Der Behauptung zwar, daß jede Energie ſich unmittelbar in jede andere umſetzen könne, bringe ich einiges Mißtrauen entgegen, und wie z. B. Schall ſich in Gravitation verwandeln ſoll, müßte mir erſt bewieſen werden. Dagegen iſt ein Umſatz über die Zwiſchenſtufen der Molekularbewegung oder der Elektrizität, dieſes Proteus unter den Energien, hinweg zweifellos, und ihr Spiel auf dem Inſtrument des Stoffes von ſolcher unendlichen Abwechſelung wie die Melodien, die auf den Saiten einer Gitarre möglich ſind.

Was immer aber aus dem grundlegenden phyſikaliſchen Geſetz von der Erhaltung der Kraft abgeleitet werde, ſo viel iſt gewiß, daß es mit unſeren Vorſtellungen von Zweckmäßigkeit übereinſtimmt. Und welches noch höhere Prinzip man auch vorausſetzen mag: irgend eine plötzliche Abtötung von Energie muß ihm widerſprechen. Wir beobachten Umſatz des Energiekapitales; doch keinen Verluſt. Unabläſſig hält ſich die Natur enorme Summen freier Kraft vorrätig als eine ſtumme Mahnung an die Menſchen: lernt Kraft binden, lernt ſie benutzen und mit ihr haushalten!

Darum, wie es einen peinlichen Eindruck macht, einen mit reichen Anlagen ausgeſtatteten Jüngling ſich ohne Verantwortlichkeit und Vernunft zugrunde richten zu ſehen, ſo hat es ganze Völker gegeben, die, weil ſie mit der Natur in Widerſpruch lebten, die großen organiſchen Geſetze nicht begriffen und zumal aus dem Trieb der Arterhaltung keine geſunden Pflichten für ſich abzuleiten verſtanden, gleich Schatten aus der Weltgeſchichte hinweggeglitten ſind. —

Obwohl jeder Stoff, und auch unſer leibliches Gewebe, nur je nach ſeiner Disponierung Energie zu binden vermag, gewinnt es nun den Anſchein, als ob dieſe aus dem unermeßlichen Kraftvorrat im Weltenraum herſtammende, uns täglich durch die Sonnenſtrahlung und, wie Sahulka will, durch den andauernden Druck des Lichtäthers, ein Aether-Bombardement, friſch übermittelte Energie ein Erzeugnis der Faſern ſei, an die ſie je nach deren Fähigkeit gebunden *wird*. Allein dieſer Anſchein iſt

falsch. Wenn Zink und Kohle durch eine zweckmäßige Elementenflüssigkeit in Kontakt gesetzt sind, ist der elektrische Strom, der nun entsteht, nicht ein Erzeugnis jener Stoffe. Sondern freie Energie, stets vorhanden und auf der Lauer, sich einem passenden Stoff zu vermählen, unterliegt der Lockung, kann nicht widerstreben, läßt sich binden und wirkt als Strom, bis die verbrauchte Elementenflüssigkeit nicht mehr leitet oder der Stoff abgenutzt ist. Dies ist wenigstens bald schon das Schicksal der Zinkplatten, — ein rechtes Abbild des Lebens selber, das gleichfalls unsere Leibesfaser langsam doch sicher durch die Energien aufzehrt, die es in ihr spielen läßt. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft erfordert die Annahme, daß die Energie selbst niemals verbrauchs-, sondern höchstens umsatzfähig ist. Wenn also durch Explosion in einer Fabrik hundert jener Dynamos, die wir Herz nennen, plötzlich zum Stillstand gebracht wurden, stirbt doch in den hundert Leibern die „Arbeit" genannte Energie nicht zugleich mit dem Stoffwechsel ab; sie entschwebt zurück in den freien Raum und blickt sich weiblich um nach einem neuen stofflichen Verhältnis.

Wie es nun, wenn man gute Elektrizität haben will, unsinnig wäre, Elektrizität an sich züchten zu wollen, wie man vielmehr taugliche Kohle, taugliches Zink vorsorgen muß, die dadurch, daß sie einen guten Tummelplatz für Energie abgeben, einen starken Strom entwickeln können; so unsinnig ist es, das, was die Laien „Geist" nennen, an sich züchten zu wollen; sondern man muß eine gediegene, edle, gesunde Leibesfaser züchten, da verkommene, untaugliche Nervenstränge und Ganglienzellen kein zu Höchstleistungen geeignetes Betriebsfeld für Energie mehr abgeben.

Nur insofern die Instandhaltung seiner Gewebsfaser zur Bindung von möglichst viel Energie tatsächlich in der Macht des Menschen liegt, worauf die gebundene dann nach Umsetzung in Nervenkraft, Muskelkraft, Sinneskraft, Drüsenkraft usw. als scheinbares Eigentum des Menschen wieder auftaucht, und sofern dies Buch ausschließlich auf menschliche Leistungskraft ab-

zielt, seien hier als leitendes Prinzip die drei (nicht rein physikalisch, sondern zoologisch zu nehmenden) Forderungen der

Erzeugung von Kraft,
Erhaltung von Kraft und
rechten Verwendung von Kraft

jeder Philosophie vorangestellt, die zu einer befriedigenden Regulierung unsers Wollens hinführen könnte.

Freilich bin ich mir der Kühnheit meines Unterfanges bewußt. Nietzsche hat zu etwas Aehnlichem Anläufe genommen, ist aber 1889 durch seine Krankheit an der Ausführung verhindert worden und bisher ohne Nachfolge geblieben. Er sah die Notwendigkeit, bei den physiologischen Eigenschaften des Menschen einzusetzen, hat sie jedoch bei jenen Anläufen selbst nicht mitsprechen lassen, weil ihn das Psychologische zu stark anzog.

Wenn eine solche Aufgabe keinem der ausgezeichneten Gelehrten, die bei uns in Amt und Würden die philosophischen Fakultäten leiten, bisher lockend genug erschien, so liegt das an der schon im ersten Teil beklagten platonischen Ueberlieferung. Sie ist leider durch Wilhelm von Humboldt, als er (1808) an die Spitze des preußischen Unterrichtswesens berufen wurde, in seiner Antrittsrede vor der Berliner Akademie dahin erneuert worden, daß die Wissenschaften dem gemeinen Nutzen schlechterdings nicht zu dienen hätten. Nichts kann antibaconischer, nichts unmoderner, nichts unpraktischer sein als eine solche Auffassung. Aber solang unter den Akademikern die Meinung verbreitet ist, daß die freie Wissenschaft nur dann ihren wohltätigsten Segen auf das Leben ausgießen könne, „wenn sie dasselbe gewissermaßen zu vergessen scheint," läßt es sich begreifen, wie schon das bloße Eingehen auf die Möglichkeit einer solchen Herablassung zum Werktag für nicht standesgemäß, für nicht „esoterisch", für eine Blöße, für einen Verstoß angesehen wird. Wohl hat unter unsern Forschern ein weißer Rabe, genannt Wilhelm Ostwald, einem Kapitel seines neuesten Buches* tatsächlich die Ueberschrift gegeben:

* „Der energetische Imperativ." Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft.

„Praktische Philosophie“ und auch in seinen „Monistischen Sonntagspredigten“ dieses Thema gelegentlich gestreift. Allein es bleibt fraglich, ob seine geistvollen, an sich so dankenswerten Ausführungen über Weltanschauung, über wissenschaftliche Methodik und Anwendung des Energiebegriffes auf die verschiedensten Forschungsarbeiten solche Laien sättigen können, die vom Kauen akademischen Gummis müde sind.

Lehnen aber die von Kant schon so getauften „Kyklopen der Gelehrsamkeit“ es mit wenigen rühmlichen Ausnahmen ab, die philosophischen Bedürfnisse naturwissenschaftlich erzogener Nichtfachmänner zu beachten, so kann man es diesen auch nicht verdenken oder gar verwehren, durch einen Akt der Selbsthilfe wenigstens die Richtung zu zeigen, in der sie wünschen, daß die amtlich besoldeten Philosophen arbeiten möchten.

In den folgenden Blättern soll von den Dingen selber geredet werden, nicht von subjektivem, objektivem, dogmatischem oder absolutem Idealismus, von Realismus, Idealrealismus, Realidealismus, Phänomenalismus, Semiphänomenalismus, Hyperphänomenalismus usw. Denen aber, die meine Methode billigen, kann ich ehrlich versichern, daß ich nichts unterlassen habe, um mein eigenes Urteil an dem der schärfsten Denker des Altertums und der Neuzeit nachzuprüfen.

So wollen wir nun im Dienste der Kraft daran gehen, zunächst einmal unser Volk in seinen biologischen Voraussetzungen zu betrachten.

10. Nationale Richtung

Eine Raſſe ſind wir Deutſchen ja leider nicht mehr; es gibt nur noch vereinzelte Familien und Individuen, an denen man die phyſiſchen Merkmale der einſtigen Germanen ableſen oder ſich doch mit Zuhilfenahme einiger Phantaſie ergänzen kann. Dagegen ſind wir, nach Aufnahme vieler fremder Keime und mancher biologiſchen Umwandlung, heut eine Nation.

Das Hauptmerkzeichen einer Nation bleibt ihre gemeinſame Sprache. Denn die iſt ſtets befrachtet mit allen Schätzen der Gemütsbildung wie der in Erſcheinung getretenen Intelligenz eines Volkes. Während ein Knabe ihre tauſend Eigenheiten anwenden lernt, verfällt er ihrem Zauber und wird national gerichtet. Aus dieſen Gründen iſt die Sprache für jede Nation wichtiger noch geworden als alle geographiſchen und ſelbſt anthropologiſchen Bedingungen. Daher ſoll hier keine Philoſophie für Chineſen, Ruſſen oder Spanier geſucht werden, ſondern eine, die, weil ſie von deutſchen Anlagen und Bedürfniſſen ausgeht, nur gelten kann, „ſoweit die deutſche Zunge klingt."

Wir werden uns dabei klarzumachen haben: welche Beweiſe von Kraft hat die deutſche Raſſe auf ihrem Werdegang zur Nation geliefert? Auf welchen Linien ſoll man verſuchen, dieſe Stärke weiter zu entwickeln; auf welchen andern ſie zu erſetzen, wo ſie fehlte oder verloren ging? Und iſt dies Letzte überhaupt möglich?

In einer Beziehung ſind alle Stimmen einig: es hat nirgends auf Erden ein Volk gegeben, das an körperlicher Ausſtattung den alten Germanen gleichgekommen wäre. Immer wieder hatten die Römer über dieſen Rieſenwuchs zu ſtaunen. Die Baſtar-

ner, die um 250 v. Chr. als erſte Vorpoſten der ſpäteren Goten an der Donau auftraten, ſollen bis zu zehn Schuh gemeſſen haben. Die Skelette, die aus der Frühzeit inzwiſchen aufgefunden worden ſind, zeigen meiſtens eine Länge von zwei Metern. Abgünſtige haben ſich dieſen Wuchs nur als eine Art Mißbildung erklären können. Gewiße Garderegimenter, gewiſſe Bauerndörfer beweiſen heute noch, daß er etwas ganz Natürliches war. Karls des Großen mächtig lange Oberſchenkelknochen haben die Ausſage ſeines Biographen beſtätigt, daß er ſieben Fuß hoch geweſen ſei. Und an ſeinem Hof gab es den Oſtgoten Theodulf, einen Biſchof, der über alle andern noch hinwegſah.

Aus dieſer grandioſen Ausrüſtung ſind manche Tugenden wie manche Laſter der Deutſchen erklärlich: ihr wilder Schlachtenzorn, ihre Todesverachtung, ihre Leiſtungsfähigkeit; aber auch ihre Gier, ihre heißen Leidenſchaften, ihr Eigenſinn, ihr Hang zur Unmäßigkeit.

Die geiſtige Begabung ſtand auf der Höhe der leiblichen. Es hat ſeither kein Gebiet menſchlicher Betätigung gegeben, auf dem die Deutſchen, ſei es als Krieger, Staatsmänner, Gelehrte, Forſcher, Erfinder, Dichter, Künſtler, Techniker oder Kaufleute, nicht Großes, Bahnbrechendes, Unvergängliches geleiſtet hätten.

Allein es ſtehen böſe Poſten auch auf der Belaſtungsſeite. Sehen wir davon ab, diejenigen zu buchen, die ſchlechterzogene Deutſche mit allen ſonſtigen ungebildeten Europäern und Amerikanern teilen, ſo finden wir doch andre weit verbreitet, die den Gebrauch der deutſchen Kraft beſchränken, den deutſchen Wert herabſetzen.

Die Fehlerquellen liegen zum Teil ſehr weit zurück. Der endloſe politiſche Kampf zwiſchen Kaiſer und Papſt hat ſchon im elften Jahrhundert den deutſchen Partikulariſmus großgezogen, zunächſt den der Dynaſten, dann den der Stämme, die deutſche „Eigenbrödelei“, mit ihr die Engherzigkeit, die noch immer nicht verſchwunden iſt. Das Heilmittel der preußiſchen Diſziplin wiederum rief den brutalen Ton hervor, die Servilität, die Unſelbſtändigkeit.

Die Kulturvernichtung durch den dreißigjährigen Krieg mit der schrecklichen Verarmung und ästhetischen Verkümmerung nahm uns den ruhigen Stolz, brachte uns die heute noch grassierende Nachäffung des Fremden, eine perverse Hochachtung selbst vor ganz leistungsunfähigen Nationalitäten. Der großen Versuchung durch plötzlich erlangten Reichtum wieder, nach dem neuen industriellen Aufschwung, erlagen unsre Protzen mit schmatzendem Dünkel, mit schlechter Haltung, die zwischen taktlosem Anrempeln, alkoholischer Belästigung und kriechender Verbindlichkeit gegen Leute, die uns nichts angehen, hin- und herschwankt.

Seit zwei Jahrtausenden aber begleitet uns religiöse Verbildung mit haarsträubendem Aberglauben, vereiferter Intoleranz, schnüffelnder Gewissensknechtung, unrechtschaffenem Blick für die vorhandene Natur. Und durch die ganze Nation fast beobachtet man das Laster der politisch Dummen: die Schadenfreude.

So geraten selbst wohlwollende Ausländer in Verlegenheit, wenn sie ein Urteil abgeben sollen. Das Ganze imponiert; sie loben die „Organisation"; der einzelne Deutsche — natürlich mit zahlreichen Ausnahmen — wirkt leicht komisch, hat etwas Schulmeisterhaftes angenommen, belehrt alle andern und weiß sich selber nur schlecht zu helfen. Aufgezäumt, in den eignen Augen „tadellos" und „erstklassig", falls er zum inneren Zirkel der aufsichtführenden Hirten gehört, macht er auf reifere Betrachter doch häufig einen etwas parvenühaften Eindruck; der Herde selbst wieder, dem Bürgertum, fehlt es ungeachtet aller Tüchtigkeit an „habeas corpus"-Gefühl, an Empfindlichkeit gegen Eingriffe in die persönliche Freiheit, an Stil. Die Schichten aber, in denen politischer Trotz lebt, verwerfen den ganzen Staat.

Versuchen wir jetzt, für die im heutigen Reich vorhandenen Bürger eine Bilanz ihrer Kräfte zu ziehen. Zu Cäsars Zeit lebten in ganz Germanien vielleicht zwei Millionen Menschen, also zweihundert auf einer Quadratmeile, während wir im Durchschnitt heute 6500 auf der gleichen Fläche behausen, klei-

den und ernähren. Würde es nun möglich sein, aus unserm heutigen 65 Millionen eine Auslese herzustellen, die jenen einstigen zwei Millionen an Wuchs und Kraft gleichkämen?

Wohl kaum. Freilich müßte man billigerweise den Ausgelesenen erst wiederum fünf oder zehn Jahre der Anpassung gönnen. In dieser Frist, unter Wegfall der modernen Hirnanspannung, der hockenden Lebensweise, der Stadtluft mit all ihren Kulturseuchen, zurück in den Urwald getrieben und einem scharfen Kampf ums nackte Leben exponiert würden sich die „fittest" um ein gleiches Stück zur alten Frische heben, wie die der städtischen Verfeinerung ausgesetzten Urwäldler herunterkommen dürften, doch die alte Hochwertigkeit germanischer Kernfaser wohl unter keinen Umständen wieder erreichen.

Wie dem auch sei: der Urzustand wäre keine Rettung. Denn falls wir tatsächlich in den Urwald zurückversetzt werden könnten, würden wir doch mit allen Kräften der Kultur zustreben, die wir heut haben. Der ganze Unterschied besteht darin, daß die Natur den Menschen akut mit Keulen totschlägt, die Kultur ihn schleichend vergiftet. Somit kann sichs nur darum handeln, o h n e Verzicht auf die Kulturannehmlichkeiten, von denen wir weder Dampfschiffe, noch Briefpost, noch Fernspruch, noch Kunst und Literatur aufgeben möchten, uns doch ein solches Maß von Leiblichkeit zu erhalten, daß wir die Prüfung auf biologischen Eigenwert mit Ehren bestehen.

Ist nun zwar an Kraft und Schönheit leider ein erheblicher Rückgang eingetreten, so sind auch kompensierende Merkmale vorhanden.

Unsre nationale Selbständigkeit vor allem ist niemals gesicherter gewesen. Und auf sämtlichen Gebieten, auf denen unter den großen Kulturvölkern der Wettkampf rast, behauptet sich der Deutsche besser als je. Was immer die Leibesform des Einzelnen sein mag, in der Masse leben Todesverachtung und Pflichtgefühl auf Posten. Der letzte Feldzug in Südwest, wo wenig Ehre, doch furchtbare Strapazen zu holen waren, fand eine überraschend große Zahl von Freiwilligen.

Wollten sich also sechs herkulische Söhne des Urwaldes vor

einem zarten Stubenmenſchen von heut mit ihrem Knochenbau, ihrer Muskelkraft und Schnelligkeit brüſten, ſo brauchte der Moderne nur ſeinen Revolver zu ziehn, um die Angreifer in höchſt reſpektvoller Entfernung zu halten und ihnen ſeine Ueberlegenheit einzuprägen. Das bedeutet: kraftſparende Maſchinen haben uns ſcheinbar der Mühe enthoben, die Stärke des Leibes mit großem Zeitaufwand wie ehedem zu pflegen. Ein Blick auf gewiſſe andre Völker lehrt uns aber, daß die Behauptung: die Zeit der Körperkraft ſei für immer vorbei, ſehr unvorſichtig iſt.

So ſind z. B. die Japaner tief unglücklich darüber, daß für gewiße Zweige der modernen Schwerinduſtrie die Kräfte ihrer heimiſchen Arbeiter zur erfolgreichen Konkurrenz einfach nicht ausreichen, weil ein Amerikaner, Engländer oder Deutſcher durchſchnittlich ſoviel wie drei Japaner leiſtet. Die Japaner denken daran, ihre bisherige, in vieler Beziehung vorteilhafte, frugale Pflanzenkoſt aufzugeben, um ſich womöglich europäiſche Muskeln anzufüttern und dem Wuchs ihrer Raſſe auf dem Wege der Züchtung das hinzuzufügen, was die Natur ihm verſagt hatte. Verſuche mit Fleiſchkoſt ſind freilich, wie man hört, bei den reisgewohnten Rikſcha-Kulis mißlungen. Sie beweiſen aber, daß unſre eigne noch vorhandene Körperkraft einen Gegenſtand rationellen Neides für andre bildet, wir alſo nicht nur undankbar, ſondern auch töricht wären, wenn wir ſprechen wollten: „Mag ruhig unſer Körper verkommen, wir leben im Zeitalter moderner Technik!“ Und es gibt mindeſtens eine leibliche Domäne, wo Maſchinen rein garnichts helfen: die Zeugungskraft.

Mit dem Betreten dieſes Gebietes ändert ſich der nationale Aſpekt. Hier beginnen die Frauen mitzuſpielen, die zwar ſchwächere, doch zahlreichere Hälfte von uns. Es würde ihnen nichts nützen und auch übel anſtehn, gegen die ſchon von den Römern um ihres Kinderſegens willen beneideten Matronen des germaniſchen Urwaldes gleichfalls den Revolver zu ziehen. Hier heißt es: bar bezahlen! Und wie ſteht es damit?

Für etwa zwei Millionen Neugeborene alljährlich bemühen

wir 1,8 Millionen verheiratete Frauen und etwa 180 000 Mädchen. Im Urwald, muß man annehmen, kam jede jüngere verheiratete Frau jedes Jahr nieder; bei uns beteiligt sich nur noch ein innerer Zirkel wiederkehrend an dem Unternehmen, die meisten Frauen sind nach ein oder zwei Versuchen tatsächlich erschöpft. Dazu findet sich der größte Kinderreichtum innerhalb des polnischen, nichtdeutschen Volkselementes vor.

Wären unsre heutigen Frauen so fruchtbar wie die früh heiratenden Germaninnen zu Cäsars Zeiten, dann würden wir statt unsrer 10 Millionen Ehen 18—20 Millionen und in jedem Jahr etwa 12 Millionen Neugeborene haben. Wir wollen das nicht, weil wir dadurch zu einer Ausdehnungspolitik gezwungen wären, um unsern Kindern mit Gewalt Raum zu schaffen. Diese Politik wieder würde sämtliche Nachbarn aufregen, uns eine Welt von Feinden schaffen, wir würden von allen Seiten angefallen werden, und unsre Fruchtbarkeit, einst freiwillig, nun zum Akt der Notwehr wie bei niedern Tieren herabsinken.

Die Biologie freilich muß anders rechnen als die Politik. Wird von Kennern die Zahl unsrer militärtauglichen Männer immer noch auf mehr als durchschnittlich drei Fünftel der Stellungspflichtigen — allerdings mit Einschluß der Ersatzreservisten — geschätzt, so stehen ihnen die Stillungspflichtigen auf dem weiblichen Flügel gegenüber. Und leider hat die Stillfähigkeit der Mütter bei uns in erschreckender Weise abgenommen. Nach der gräulichen, durch die schlechte Information von Aerzten und Hebammen eingerissenen Verlotterung während der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts hat zwar eine bessere Einsicht zu dämmern begonnen. Das Schlimme ist nur, daß manche Frauen, die heut gern stillen möchten, überhaupt keine Milch mehr haben oder daß die Kinder doch von der zu dünnen Milch nicht gedeihen. Von unsern Säuglingen wächst höchstens noch ein Fünftel als wirkliche Brustkinder auf. Ein weiteres Fünftel erhält Brust ein, zwei, drei Monate lang und geht dann, — entweder weil die Mutter zum Weiterstillen unfähig ist, oder weil sie zwar Milch hätte, doch in die Fabrik laufen muß, — in die große Armee der Flaschenkinder über.

Flaschenkinder wachsen aber notwendig zu einem geringeren Grad leiblicher Wertigkeit empor, als die sie an der Mutterbrust hätten erreichen können. Der weiße Strom der Güte ist also am Versiegen.

Damit soll keine Schuldfrage aufgeworfen sein. Die Antwort dürfte zu ungunsten der Männer ausfallen. Der deutsche Mann hat bisher wenig Gescheites mit seiner einst prächtigen Lebensgefährtin anzufangen gewußt. Solange sie dessen recht wert war, hat er sie schlecht verteidigt. Als ihr Leib noch von Kraft und Saft strotzte, gab er ihr ein asketisches Schönheitsideal, mußte die Aermste mit flachen Tüchern ihre blühende Brust zusammenpressen, um sich ein verkümmertes, „heiliges" Aussehen zu verschaffen. Deutsche Wohnungen schienen von jeher nur gebaut zu werden, um Frauen darin einzusperren. „Die Frau gehört ins Haus!" — mit diesem philiströsen Sittenruf hat es der deutsche Haustyrann verstanden, die Verängstigte, Unselbständige zur Sklavin seiner Bequemlichkeit zu machen, sie in den Städten freier und schneller Bewegung, ja des Bedürfnisses nach solcher, völlig zu entwöhnen.

Die Folgen davon hatten sich längst fühlbar gemacht, als die modernen Frauenforderungen hinzutraten, um biologisch die Sache noch zu verschlimmern. Auf jenem Kongreß in Zürich, wo Klara Zetkin die wirtschaftliche Selbstbetätigung der Frau allen häuslichen und Mutterpflichten unter allgemeinem Jubel voranstellte, wurde dem deutschen Säugling ein Krieg auf Leben und Tod angesagt; kein Feldzug konnte mörderischer sein, und ohnehin gab es damals keinen trostloseren Beruf als den eines deutschen Neugeborenen. Durchschnittlich starb fast ein Viertel, in manchen Städten wie z. B. Stettin fast die Hälfte im ersten Lebensjahr. Wenn sich seither, nach Aufrüttelung des öffentlichen Gewissens durch jenen plumpen Angriff, die Dinge etwas gebessert haben, sodaß 1905 — die Totgeborenen immer ungerechnet — nicht viel mehr als zwanzig von hundert, ja 1909 nur noch siebzehn von hundert im Lauf des Jahres fielen, ist der Fortschritt doch nur scheinbar: die künstliche Säuglingshaltung war sachlicher geworden, die Flaschenkinder hatten zu-

genommen. Auf Deutsch: die Sterblichkeit sinkt, aber die Wohlgeratenheit nimmt ab. National nicht mehr ganz so charakterlos wie zur Zeit des letzten französischen Krieges, ermangelt die heutige Deutsche im allgemeinen des biologischen Pflichtgefühles zu sehr, um ein Herausfallen aus der zoologischen Arterhaltung als Schande zu empfinden. Auf täuschende Zurichtungen erpicht äußert sie höchstens, — wie das nach Ursprung und Verlauf der Bewegung auch gar nicht anders zu erwarten stand, — Schadenfreude, sobald der Mann ihr klarmachen will, daß sie zur Blüte der Nation das Ihrige nicht beitrage. Die seltenen, die nicht hoch genug zu preisenden Frauen, die ihre Schuldigkeit erfüllen, leben meistens auf dem Land und abseits von der Oeffentlichkeit.

Wenn von den stellungspflichtigen jungen Männern drei Fünftel, so mögen von den heutigen deutschen Mädchen allenfalls noch zwei Fünftel mäßigen Ansprüchen genügen, sodaß der Hygieniker nicht schon zu verzweifeln braucht. Aber es wäre denkbar, daß bei noch immer weiterer Herabzüchtung, sinkender Mortalität und zunehmender Volkszahl jene Ziffern eines Tages auf nur zwei Fünftel bei den jungen Männern, auf nur ein Fünftel bei den Mädchen einschrumpften. Die Nation könnte, bei dann vielleicht achtzig Millionen Köpfen, immer noch eine ebenso zahlreiche Armee aufstellen wie heut. Aber eine ebenso starke? Nein. Und wie lange hätte man durch anthropologischen Kehricht zu waten, um irgendwo einer weiblichen Gestalt zu begegnen, die mit ihrem Gangwerk, ihrer schönen Form, ihren frischen Farben dem Auge des Betrachters einen angenehmen Eindruck hinterließe!

Jetzt zu den Kompensationen auf sogenannt geistigem Gebiet. Man will am heutigen Deutschen zwar eine gewisse Mittelmäßigkeit bemerken, die sich vom achtzehnten und von der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts unvorteilhaft abhöbe. Indessen ist die Möglichkeit, enorme Aufgaben zu bewältigen, in einer Weise gestiegen, von der sich vergangene Zeiten nichts träumen ließen. In Wirklichkeit hat sich etwas ähnliches voll-

zogen wie im sogenannt körperlichen Bereich: was dort die kraftsparende Maschine, hat hier die Methode bewirkt. Der wachsamste Konkurrent, den wir zur Zeit auf dem ganzen Erdenrund haben: die Japaner, behaupten, daß wir Deutschen das methodischste Volk Europas seien und aus diesem Grunde die größte Zukunft haben. Wenn das Urteil richtig sein sollte, stammt es doch sicher aus Kreisen, die der biologischen Schulung noch entbehrten. So wenig eine mit vorzüglichen Sprengstoffen bewaffnete Armee von schmalbrüstigen Schwindsuchtskandidaten oder verkrüppelten Zwergen unserm Ideal zu entsprechen vermag, so wenig vermag das eine Geistesaristokratie mit den vorzüglichsten Methoden ausgerüsteter Pedanten. Mögen immerhin unsre heutigen Methoden einen Teil der Arbeit leisten, die in früheren Zeiten allein durch die Bemühung einzelner genialer Vollmenschen zu erzielen war, so könnte doch nur verächtlicher Stumpfsinn bei einer nationalen Jugendführung und Lebenshaltung verbleiben wollen, die durch tyrannische Systematik alle frische Selbständigkeit abtötet und den Duft der Genialität von der Begabung streift.

Wir werden uns im folgenden Teil mit diesem Problem energisch zu befassen haben. Vorerst genüge der Hinweis, daß das deutsche Großhirn trotzdem heut gewisse Eigenschaften besitzt, die ihm früher fehlten.

Tacitus berichtet, wie die Germanen zu gewaltigen, doch kurzen Anstrengungen geneigter gewesen seien als zu solchen, die Geduld erfordern. Wie oft waren Sugambrer oder Chatten in heftigem Feuer aufgelodert, um ein paar Tage später, nach erloschenem ersten Antrieb, auseinanderzulaufen und sich bei ihren Hütten totschlagen oder fangen und wegschleppen zu lassen. So gefährlich in offener Feldschlacht, vor ummauerten Römerstädten standen die Urgermanen hilflos; eine Belagerung vermochten sie nicht durchzuhalten. Und gerade hierin haben sich die Enkel gründlich geändert. Wenn irgend eine Tugend uns überhaupt im Kreise neidischer Nachbarn zugesprochen wird, so die, daß wir fleißig und beharrlich seien, pains-taking, wie die Engländer das ärgerlich nennen.

Da unſre Urväter nun mit Sicherheit keine Neurаſthenike waren, ſo liegt hier ein Beiſpiel vor, wie ſich muſkulöſe und vegetative Begabung unter den Anforderungen des Daſeinskampfes in Eigenſchaften des Willens und der Intelligenz umſetzt, die Natur, was ſie mit einer Hand gab, mit der andern wieder nimmt.

Haben wir bei dem Tauſch überhaupt etwas gewonnen? Oder ſind wir gar auf den abſteigenden Aſt geraten?

Leider fehlt es auch an ſolchen nicht, die mit dem biologiſchen Niedergang zugunſten der Nervenverfeinerung durchaus zufrieden ſind und ihn für ein ſehr günſtiges Reſultat halten.

Richtig iſt, daß der Spezies Menſch im Daſeinskampf andre, reichere Waffen zur Verfügung ſtehen als dem Tier und ganz beſonders die Anhäufung wie die geſchickte Verwertung äußerer Arbeitsergebniſſe, des Kapitals in jeder Form, nachdrücklich mitſpricht. Es muß auch zugegeben werden, daß ein einzelnes, biologiſch geringwertiges Individuum durch Leiſtungen dieſer Art, wie durch Verbeſſerungen der Umwelt, in welcher eine Nation zu leben gezwungen iſt, vielfältigen Erſatz dafür bieten kann, daß es perſönlich an der Fortpflanzung keinen Anteil nimmt. Wollte man aber dieſen, wenn auch heute ſchon recht häufigen Fall als das Normale, als das nationale Ziel, aufs innigſte zu wünſchen, hinſtellen, ſo wäre das ein Todesurteil.

Wenn eine Nation früh und unrühmlich zugrunde gehen will, ſo mag ſie ein ſolches Ziel verfolgen. Sie wird eine Nation von Offizieren ohne Heer abgeben; wird auf die Dauer keine ſtillenden Mütter und keine lebensfähigen Kinder mehr haben, wird ſich Polacken kommen laſſen, damit ſie die Feldarbeit, chineſiſche „Boys“, damit ſie das Häusliche beſorgen, wird ſich Söldner mieten, damit ſie die Grenzen verteidigen, Kulis, damit ſie die Dampfſchiffe heizen, und es fehlte nur noch, daß ſie ſich auch Brutanſtalten zulegte, die ihr den Nachwuchs anfertigen. Aber ſie wird eine tief unglückliche, dekadente Nation und vor der Knechtſchaft, vor dem Ausſterben kaum zu retten ſein.

Der einzelne biologiſch minderwertige Hirnmenſch mag in einer verzeihlichen Ueberſchätzung des eignen Zuſtandes eine

so verkehrte Politik ausrufen. Die Hygiene, die Philosophie der Kraft werden ihren schärfsten Einspruch tun. Ihnen ist ein einfach lebendes, robustes junges Ehepaar unter allen Umständen lieber als irgend ein noch so raffinierter Literat oder Gelehrter, der selber keinen Nachwuchs hat, aber sich auch garnicht dafür interessiert, ob andre Landsleute noch dazu fähig blieben. Denn in den Lenden jenes einen gesunden Paares schlummern ganze Generationen, aus denen sich, vernünftige Haltung vorausgesetzt, ohne weitere Bemühung auch die nötige Zahl von Genies entwickeln wird. Nur das Volk sorgt für sich selbst, das darauf sieht, daß in seinen mittleren Lagen ein Stamm unverdorbenen, animalen Menschentumes die Zukunft garantiert, während allzuverfeinerte Hirne stets die Nachkommenschaft gefährden und sehr häufig schon alle Merkmale des Bankrotts an sich tragen.

Die Hygiene allein darf hier Wegweiserin sein; ihr kann man sich ohne Risiko anvertrauen. Sie wird als nationales Ziel fordern: *eine möglichst große Anzahl wohlgewachsener Menschen, denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie gerne leben.* Und zwar leben in jenem primitiven, selbstverständlichen Sinn, der keines fremden Haltes bedarf, um sich zu fühlen; scharf im Anfassen, im Denken von Mann zu Mann auf frischer Fahrt, im schnellen Urteil und Entschluß, nicht erst im *Nach*denken mit dem Kopf in der Hand; von automatischer Sicherheit, unbewußt von Lebensleidenschaft durchdrungen, daher auch voller Stolz, voller Anhänglichkeit für das Gemeinwesen, in welchem sie blutsverwandt erwuchsen.

Von der Anzahl solcher Individuen hängt die Zukunft, die Dauerfähigkeit der Nation ab; sie gilt es zu züchten und zu hegen; ihre Voraussetzungen gilt es zu kennen.

Nicht in der Hoffnung auf eine dadurch erzielbare Uebernation, sondern rein aus biologischem Verstand.

II. Leibliche Grundlagen

Prüfen wir jetzt das in Deutschland vorhandene Menschenmaterial nach unsern hygienischen Ansprüchen, so werden wir schnell genug dahinterkommen, weshalb es keineswegs als Krönung einer langen Evolution mit ungetrübter Freude zu begrüßen ist, wenn auf einer Fläche, die der Ausdehnung des alten Germaniens ungefähr entspricht, heut soviel mehr Einwohner leben als zu Cäsars Zeiten.

Darwinistisch — richtiger: antidarwinistisch — gesprochen sind die Deutschen gleich andern Kulturnationen erfolgreich dazu übergegangen, die aktive Züchtung der Umwelt zu betreiben, statt von dieser Umwelt wie ehedem in viel zu scharfer Wahl sich auslesen zu lassen. Den Nahrungsmangel, den ewigen Nahkampf gegen Raubtier wie raubenden Landesfeind, haben wir überwunden, haben unsre Grenznachbarn gezwungen, zurückhaltend zu werden, und die rauhe Natur, ihre Gefahren zu verlieren.

Also die Sterblichkeitsziffer, die nur allzuviel behandelte „Mortalität" ist heruntergegangen. Während im alten Germanien je nach dem Grade der „Vernichtung" im betreffenden Jahr bei manchen Völkerschaften hundert bis achthundert oder neunhundert vom Tausend hinschwanden und noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der jährliche Verlust in ganz regelmäßigen Zeitläuften bei manchen Städten über vierzig vom Tausend betrug, ist er heute fast überall unter zwanzig, in Schöneberg einmal tatsächlich auf zehn, in einzelnen Kleinstädten gar auf sechs vom Tausend im ganzen Jahr gesunken.

Aber — was für ein entsetzlicher Menschenschund hat sich um den, zum Glück immer noch vorhandenen, Kern versammelt! Und leider pflanzen sich diese Millionen mit allen ihren Entartungsmerkmalen, allen ihren schlechten Anlagen, fleißig fort. Wenn soziales Mitleid, kommunale Fürsorge, wissenschaftliche Forschung nun immer nur dahin zielen, jene Minderwertigkeit noch weiterzupäppeln, ohne Ekel, ohne ernste Gegenwirkung, so wird dies allein dadurch erklärlich, daß es an Ehrfurcht vor dem Leibe und an Kenntnis, wie er eigentlich sein sollte, mangelt. Die orthodoxe Hygiene von heut aber lehrt die Menschen vor allem, sich den lieben langen Tag vor Bazillen zu fürchten, und vernachlässigt positive Anleitungen zu rechter Leibeshaltung, die Hueppe (Prag) doch schon vor Jahrzehnten forderte. Deshalb sind rundumher über den echten Menschen, wie er aussieht und funktioniert, die Begriffe so verworren und vor allem die Ansprüche so tief gesunken, daß einem bisweilen stubenhockende Hypochonder von schlechtester Blutmischung, mit allen möglichen Unzulänglichkeiten, sobald sie nur nicht gerade Lungenentzündung oder Cholera haben, als „ganz gesund" angepriesen werden. Hier das Gegenbild.

Oberste und wichtigste aller leiblichen Kräfte bleibt die Herzkraft, von der die Lungenkraft großenteils abhängt. Herzkraft ist die Urbedingung zum Ertragen und Ueberwinden von Strapazen; Leute, die gleich „außer Atem" kommen, sind für den Lebenskampf schlecht ausgerüstet.

In den Kreisen der Mütter, die Säuglinge mit der Flasche aufziehen, werden fette Kinder geliebt und zuweilen sogar auf Ausstellungen prämiiert. Am ehesten fett aber werden solche Kinder, deren schwächliches und durch allzu reichliche Zufuhr überangestrengtes Herz die ihm obliegende Flüssigkeitsmenge nicht mehr mit ausreichender Kraft durch die Gewebe pressen kann. In diesen Fällen wird Stoff in der Peripherie abgesetzt, während gesunde Kinder mit starken Herzen kein so aufgeschwemmtes Fettpolster anlegen, dafür aber eine viel blutreichere und festere Muskulatur besitzen.

Bei dem Volk, das die Leibespflege zur nationalen Pflicht

entwickelt hat, bei den Engländern, werden daher von Jugend auf in erster Linie Herz- und Muskelkraft systematisch geübt; in den gebildeten Ständen durch Fußball, Wettlauf und Rudern, das auf allen englischen Colleges zum Unterschiede von uns den Rang *vor* der Grammatik hat; in den Mittel- und untern Schichten besonders durch Cricket, das mit seinen Läufen (runs) eine ganz vorzügliche Schule der Ausdauer bildet.

Daher haben die Engländer das Sprichwort: „Wer hundert Meter nicht in elf Sekunden läuft, ist überhaupt kein ganzer Kerl.“ Man sage das einem deutschen Durchschnittslehrer, oder einem jungen Fabrikarbeiter: sie werden so entsetzte, so ungläubige Gesichter machen, als ob man eine fremde Sprache geredet hätte.

Von Herman Brehmer (Görbersdorf) schon wurde darauf hingewiesen, daß Tuberkulose fast immer mit einem zu kleinen, leistungsunfähigen und vermutlich nie recht geübten Herzen einhergeht. Ein kräftiges Herz ist also ein gutes Gegenmittel für die Gefahren der Schwindsucht, der umgekehrt alle Zimmerpflänzchen leicht anheimfallen, weil sie niemals in die Lage kamen, ihre Herzkraft zu fühlen. Immer wird man finden, daß ein starkes Herz den Mann selbst noch bei angegriffenen Lungenspitzen leistungsfähig erhält, während ein untaugliches bald auch die von Hause aus gesunde Lunge in Mitleidenschaft zieht.

Dies alles gewinnt eine erhöhte Wichtigkeit dadurch, daß zu den Kulturaufgaben von heute fast stets das Ertragen verdorbener Luft gehört und, je schwächer ein Herz ist, desto leichter der Mensch den Anforderungen erliegt, die das Atemgeschäft in unreiner, mit CO_2 überladener Luft an ihn stellt.

Muskelkraft, einst die vornehmste Mannestugend, hat in unsern gebildeten Kreisen allmählich einen komischen Anstrich erhalten. Dies wird erklärlich in einer Gesellschaft, die gewohnt ist, sich ihre Freuden zu kaufen. Aber es ist irrationell, weil gerade die unkäuflichen recht eigentlich „Daseinsfreuden“ sind und Leichtigkeit in der Anwendung strotzender Kraft intensivste Lust gewährt. Nichts auf Erden ist der Wonne frohen Erwachens vergleichbar; und nur das Bewußtsein vorhandenen

Kraftüberschusses, der nach Aufgaben drängt, vermag diese Wonne zu verleihen.

Gerade weil die Muskeln das umfänglichste und blutreichste System unsers Körpers darstellen, erneuert ihre Pflege mit schärferem Stoffwechsel, schärferer Durchströmung rückwirkend auch die übrigen Organe und hält sie instand. Unsre großen Drüsen, die kaum durch Knetung direkt gepflegt, sondern höchstens geschont werden können, beziehen indirekt vom Muskelsystem her ihre frische Spannkraft. Sie wiederum regulieren ganz wesentlich den Schlaf.

Schlechtschlafende Völker aber sind angekränkelt; der ungetrübte Schlaf ist immer nur ein Lohn für zweckmäßiges Verhalten. Freilich sind über keinen physiologischen Begriff die Anschauungen des Publikums weniger geklärt. Denn der Schlaf bedeutet keine bloße Annehmlichkeit, keine bloße „Ausspannung", sondern man kann sagen, daß zu keiner andern Zeit der Körper so hart arbeitet. Der Unterschied besteht nur darin, daß während des Wachseins der Mensch in erster Linie mit den vom Willen abhängigen Organen, mit Nerven und Muskeln tätig ist, bei Nacht jedoch das vom Bewußtsein behinderte und gestörte vegetative System in Funktion tritt. Der geöffnete Magen von Windhunden, die man unmittelbar nach der Fütterung rennen ließ, zeigt den Speisebrei noch unverdaut. Aehnlich ergeht es allen Kulturmenschen. Im Schlaf erst beginnen die glatten (unwillkürlichen) Muskeln der Darmwandung recht ihr mechanisches Werk, geben die Verdauungsdrüsen fleißig ihren Saft her, beginnt der Großbetrieb der mächtigen Leber seine vielgestaltige Arbeit. Im Schlaf erst recht werden aus der Eiweißnahrung die „Peptone" fertiggestellt und in die Lücken der Gewebe geschoben, bauen die Zellen ihr bei der Tagesleistung verbrauchtes Protoplasma wieder auf, ordnen sie ihre Geschwader in Reih und Glied, um sich frischgestählt und vollzählig in den Daseinskampf stürzen zu können. Im Schlaf hauptsächlich erfolgt der „Abbau" des erschöpften Materials, das keinen Träger oder Leiter für chemische Spannkraft mehr abzugeben vermag, führen Leber und Nieren die letzten und schwersten Etap-

pen der Eiweißverdauung durch, verbrennt der Sauerstoff, dieser große Straßenkehrer des Leibes, alle schädigen Reste, putzt er alle Winkel sauber, so daß der Zellenstaat morgens wie neugeboren dasteht.

Wer aber kommandiert: „Hirn in Ruh!“ so daß diese ganze wichtige Tätigkeit sich ungehemmt vollziehen kann? Wer macht uns gründlich müde? So gründlich wie scharfe Muskelaktion in freier, zehrender Luft? Mangel an ihr und Unmäßigkeit in der Fleischkost sind die wahren Ursachen fast aller Schlaflosigkeit, gegen die nur unkundige Aerzte sofort mit Betäubungsmitteln, Morphium, Chloral, Sulfonal, Veronal oder Trional vorgehen. Bleibt das Hirn allzusehr angespannt, so wird der Kern des dort entspringenden Magendarmnerven überreizt, gelähmt, und die von ihm abhängigen Organe tun ihre Schuldigkeit schlecht, selbst wenn die Nahrung mäßig war. Zeichnen wir darum als Vorbild zu den übrigen auch noch das einer normalen Nervenkraft.

Sie wird sich zusammensetzen aus Leistungs- und Widerstandskraft. Ihre „Reizschwelle“ wird nicht zu tief liegen, so daß nicht Reaktionen, und womöglich gar ausgiebige, an Eindrücke verschwendet werden, die keine Beachtung verdient hatten; und ihr „Tonus“, d. h. ihr Spannungsverhältnis zwischen Reiz und Rückschlag, ihre funktionelle Güte mit einem Wort, wird zu hochwertiger, langdauernder Arbeit ohne sonderliche Ermüdung fähig sein.

Wir brauchen jetzt nur um uns zu blicken, um inne zu werden, wie wenige unsers Kreises dem hier aufgestellten biologischen Ideal entsprechen. Sinneswerkzeuge, die keiner Instrumente bedürfen, ein starkes Herz mit gesunden Lungen, zum Bergsteigen wie zum schnellen Lauf gleich sehr geeignet, Muskeln, die das athletische Spiel zum Vergnügen, zum Bedürfnis machen und für jeden Roheitsangriff erfolgreiche Selbsthilfe garantieren; eine Konstitution so kräftig, daß sie auch ohne Vorbereitung der Heimkehr zum Urzustand und seinen Strapazen gewachsen wäre; glatte Funktion sämtlicher innern Organe; ein Magen, den man niemals auch nur spürt, eine Leber,

die uns niemals gegen vier Uhr Nachts mit einem Unluſtgefühl aufweckt; eine reine Haut als Beweis vollkommenen Stoffwechſels; feſter Schlaf; eine Zeugungskraft, die geſunden Nachwuchſes gewiß iſt, und Nerven, die jeder Beläſtigung, jeder Anſtrengung zu ſpotten ſcheinen, — ja wo ſind ſie, wo dieſe frohen, elaſtiſchen, leicht ſchreitenden Menſchen, muntern Blickes, feurig beim Erfaſſen jeder Aufgabe, trotzig gegen Druck von oben, furchtlos vor der Gefahr, aufopfernd für die Ihrigen, Menſchen, an deren bloßem Anblick andre ſich erwärmen und aufrichten?

Die Metaphyſik indeſſen hat noch einen ganz beſondern Einwand zu machen, der erledigt ſein will, bevor wir von dieſen leiblichen Grundlagen aus weiterſchreiten können. Sie ſetzt jeder Betonung des Körperlichen das „Seelenleben“ als hundertmal wichtiger entgegen.

12. Von der Seele

Der Sprachgebrauch, der den Ausdruck Seele heut anwendet, iſt verſchwommen. Einige decken mit ihm das geſamte Innenleben des Menſchen; andre ſchließen den „Geiſt“ von der Seele aus und begreifen unter ihr nur die ſogenannte Gemütsſphäre. Vielen iſt ſie etwas Aeſthetiſches, und ſie reden von einer „ſchönen Seele“ oder einer „ſchwarzen Seele“. Noch andre meinen mit ihr nur den Teil des geiſtigen Lebens, der ihnen rätſelhaft iſt; oder faſſen ſie als den Inbegriff der Perſönlichkeit. Den meiſten iſt ſie vor allem das, was ihnen ein Weiterleben nach dem Tode garantieren ſoll, und ein Mittel der kirchlichen Beeinfluſſung.

Die moderne Naturwiſſenſchaft verwendet das Wort nur noch aus Bequemlichkeit, und in der Tat iſt es nicht leicht entbehrbar, gerade wie zur Umfaſſung des Unerforſchlichen der ausgezeichnete Begriff Gott, um deſſen Erſatz ein Spinoziſt, genannt Fauſt, ſich vor Gretchen einmal in faſt ergötzlicher Hilfloſigkeit abmüht. Im 9. Kapitel wurde ſchon angedeutet, warum alle Aeußerungen, die man früher einer geheimnisvollen, irgendwie neben dem Körper und in ihm tätigen Seele zuſchrieb, dem Stoff- und Energiegeſetz unterliegen, vom organiſierten Leben körperlicher Faſern herrühren und ohne dieſes überhaupt nicht ſein würden.

Bei den Hellenen waren es vor allem der Sophiſt Protagoras von Abdera, — den wir leider faſt nur aus der tendenziöſen Entſtellung durch Platon kennen, — Ariſtoteles und Epikuros, die ähnlich dachten und die Seele *mit* dem Leibe aufhören ließen. Sie waren alſo in dieſem Punkt „Moniſten“.

Platon wieder, mit dem die kranke Philoſophie zur Herrſchaft gelangte, trennte ſcharf die Seele vom Leib und begründete jene Abart des „Dualiſmus", die ſich zur modernen Naturwiſſenſchaft antipodiſch verhält.

Jeſus verſtand unter Seele ein neues, perſönliches Lebensprinzip, weshalb er anriet, ſie nicht ſo leicht dahinzugeben oder gar zu verkaufen. Das nach ihm durch Apoſtel Paulus begründete, von den Kirchenvätern ausgebaute Chriſtentum arbeitete dann dieſen Begriff energiſch nach der Wunderſeite hinüber und belud ihn mit dem ärgſten Aberglauben, — ich nenne nur das eine Wort Fegefeuer, eine altparſiſche Vorſtellung, die vom Kirchenvater Origenes im dritten Jahrhundert aufgegriffen wurde, von Chriſtus mit keiner Silbe erwähnt war. Er ſpricht gelegentlich (ſo Mark. IX, 43 ff.) von der Hölle, vom ewigen Feuer, nirgends von einer Vorhölle, dem Fegefeuer.

Die größte Schwierigkeit aber für die Moderniſierung der geheimnisvollen „Seele" beſteht immer noch darin, das Zuſtandekommen ſogenannter geiſtiger Wirkungen ohne Zuhilfenahme jenes Zaubers oder Wunders zu erklären.

Auch kann man nicht behaupten, daß der Materialiſmus hierin eine glückliche Hand gezeigt hätte. Die Wendung, die mit Recht den Spott der Dualiſten hervorruft, daß nämlich „das Hirn Gedanken abſondert wie die Leber Galle", wäre von Karl Vogt beſſer niemals verlautbart worden, ſo ſchief und anfechtbar iſt ſie. Das Hirn iſt keine Drüſe, hat alſo auch keine Ausführungsgänge für irgend ein ſpezifiſches Sekret und ſondert Gedanken ſowenig ab, wie die Muskeln Bewegungen „abſondern". Die Sache kommt anders zuſtande.

Wärme iſt das allgemeine Lebensprinzip, Kälte bedeutet Erſtarrung, Reizloſigkeit, Erlöſchen. Die Nervenfaſer lebt, weil ſie *blutwarm* iſt.

Von verblüffender Beweiskraft ſind hier die ganz modernen Verſuche mit Abkühlung gewiſſer Hirnpartien. Wird einem trepanierten Affen eine beſtimmte, bloßgelegte Hirnhautſtelle kalt berieſelt, ſo ſcheint ihm der von dort verſorgte rechte Arm nicht mehr zu gehören und hängt bei Nahrungsaufnahme ſchlaff

herab; wird sie warm berieselt, so hebt und braucht er denselben Arm sofort wieder.

Es gibt andere Experimente, laut welchen gewisse Leistungen der Peripherie nicht so ganz abhängig vom Zentralorgan erscheinen, und es liegt nahe, in der geübten Künstlerhand z. B. ein teilweise selbständiges Nervenleben und mehr als nur einen auf Befehl marschierenden Soldaten zu erblicken. Aber wenn es auch wahrscheinlich ist, daß Raffael, falls er ohne Arme geboren wäre, mit den Füßen gemalt haben würde, so doch nur deshalb, weil seine ursprüngliche Begabung eben im Großhirn und nicht in irgendwelchen Gliedmaßen lag. Der umgekehrte Versuch, einem großen Maler die „Armregion" des Hirns abzutragen, dürfte daher kaum denselben versöhnenden Effekt erzielen wie bei jenem armen Hunde, dem das Sehzentrum herausgeschnitten wurde und der dennoch wieder „sehen lernte". Kurz, unser Großhirn ist von allen körperlichen Geweben für das, was man bisher Seele nannte, am wesentlichsten. Was will es auch besagen, daß normale Menschen, denen man die Schilddrüse wegnahm, früher oder später idiotisch werden? Man schneide jemandem den Magen oder die Bauchspeicheldrüse heraus, und der Erfolg dürfte für die Frische seines „geistigen" Lebens nicht minder schädlich sein. Hat man dem Auge schon seine spezifischen Leistungen abgestritten, weil es des Blutes und Lymphstromes zur Ernährung bedarf?

Der Sinneseindruck aber, in seinem Verhältnis zum Großhirn, vergleicht sich am besten mit ein paar ganz alltäglichen Vorgängen moderner Technik. Hier ist ein Glasplättchen, hier die Sonne, hier die Umwelt; wenige Sekunden, und ein Bild ist fertig. Die Umwelt lieh die stoffliche Vorlage, die Sonne lieh Kraft und Reiz, die Glasfläche aber bewies eine Eigenschaft, die 1870 durch Ewald Hering als eine allgemeine Funktion (zunächst nur) der organisierten Materie, will sagen der lebenden Substanz, nachgewiesen wurde: Gedächtnis.

Die Bilder von den Gegenständen, die uns umgeben, entstehen auf unsern beiden Netzhäuten ähnlich wie auf einer Platte, als ein „dynamographischer" Abdruck der Außenwelt, sind aber

nicht für die Dauer bestimmt, sondern werden zum Zweck der Aufbewahrung an das Großhirn fortgeleitet, in einer Weise, die wieder dem uns vertrauten Vorwärtseilen des elektrischen Stromes im Telegraphen oder der Tonwellen unsrer Stimme im Telephondraht gleichkommt.

Ebenso kann es uns genügen, darüber sicher informiert zu sein, daß die beiden Bilder, die sich bei wachem Zustand und bei Licht ununterbrochen auf unsern Netzhäuten spiegeln, uns erst im Großhirn zum Bewußtsein kommen.

Hierfür gibt es einen unwiderlegbaren Beweis in den sogenannten Doppelbildern.

Bei normalen Augen werden zwar zwei Bilder geschaut, aber nicht auch zwei empfunden. Das Bewußtsein, das in der grauen Hirnrinde seinen Sitz hat, verschmilzt beide zu einem, solange die Bilder annähernd gleich sind. Dies hört auf, sobald durch Störungen in den Augenmuskeln der eine Augapfel derartig verzogen ist und ein so schiefgestelltes Bild liefert, daß das Bewußtsein bei dem Versuch, es mit dem Bilde der andern Seite zu decken, scheitert. Jetzt sieht der Mensch entweder alles doppelt, bis er operiert wird, und manchmal noch länger. Oder es gelingt dem Bewußtsein allmählich, das eine der Bilder zu unterdrücken, etwa wie wir auch imstande sind, das störende Ticken einer Uhr soweit auszuschalten, daß es nicht ins Oberbewußtsein dringt, sondern sich im sogenannten „Unterbewußtsein" verliert. Nur wird ein solches zum Nichtgebrauch verurteiltes Auge allmählich schwächer und oftmals blind, sodaß ihm nur die Helligkeitsempfindung des verstreuten Tageslichtes erhalten bleibt.

Nun zu jener ehedem als rätselhaft von Laien meistbestaunten „geistigen" Eigentätigkeit, die wir Erinnerung nennen. Sie wird möglich durch die enorme Anzahl von Hirnzellen, die nach dem überall in unserm Organismus herrschenden Prinzip der Arbeitsteilung funktionieren. Es gibt ihrer fünfhundert bis tausend Millionen; und jede von ihnen, einmal angerufen, gereizt, vom Bewußtsein her mit einem Eindruck versorgt, behält eine mehr oder minder deutliche Spur von ihm, sodaß sie

ihn zuweilen ſchon durch die leiſeſte Willensanſtrengung, zuweilen auch erſt nach längerer Bemühung wieder hervorrufen kann.

Die Dauerhaftigkeit der Eindrücke hängt ab von der Güte, von dem „Tonus“ der Nervenfaſer, ſodann von der Stärke des ſtattgehabten Reizes, der bei Stumpferen oft und oft wiederholt werden muß, bis das Reſultat haftet.

Von der möglichen Zahl der aufgeſpeicherten Eindrücke aber hängt wieder die „Kapazität“, die geſchäftliche und zumal wiſſenſchaftliche Begabung eines Menſchen ab. Geradezu bewundernswert iſt es, welch eine Unſumme derartiger Eindrücke das Hirn manches Gelehrten beherbergt und nach Belieben zu reproduzieren vermag. Von Macaulay wie von Disraeli war es bekannt, daß ſie nichts, was ſie einmal geleſen hatten, zu vergeſſen imſtande waren; und Macaulay pflegte eine mäßige Druckſeite mit einem einzigen Blick in ſich aufzunehmen.

Viele Menſchen ſind anſcheinend ſo organiſiert, daß ihre Hirnzellen mehr als einen Eindruck beherbergen können. Zuweilen aber ſollen ſie allzuviel faſſen und erlahmen dann in der Funktion. Sprachkundige wenigſtens haben es öfters ſchon ausgeſagt, daß, während ſie eine neue Sprache lernten, eine früher beherrſchte zurücktrat, augenſcheinlich weil es nur eine beſtimmte Fremdſprachenabteilung im Großhirn gibt. *Einmal imprägnierte Hirnzellen halten jedoch bei normalen, aufgeweckten Menſchen ihre Eindrücke ſo feſt, wie die Platten eines Grammophons die ihrigen.* Wurden ſie nun durch ſpätere Eindrücke ſtark in Anſpruch genommen, ſo vermögen ſie ihre früheren, verblaßten oft erſt nach mehreren Willensimpulſen neu zu beleben, erſt nach Zuleitung von Energieſtrömungen und vorübergehend beſſerer Verſorgung mit Blut unter dieſem Anreiz, nach Sättigung und Rundung ihres Protoplaſmas, den gewünſchten Dienſt zu leiſten. Dann fällt dem Betreffenden, nachdem er ſich lange „den Kopf zerbrochen“ hatte, plötzlich eine Vokabel ein, oder ein Name, oder ein Zuſammenhang wird wiederum licht. Auch gibt es unwillkürliche Gedächtniseindrücke, die niemals ins Bewußtſein gedrungen waren, wie z. B. bei jenem jungen,

im Haushalt eines Rabbi befindlichen Dienstmädchen, das plötzlich, während eines Fiebers, aufgeschnappte hebräische Deklinationen und Tempusformen zu murmeln begann, von denen sie in gesunden Tagen keine Ahnung gehabt hatte.

Sehen wir hier die unscheinbarste Faser in dem Glanz ihrer Leistung, wie kläglich ist da das Gegenstück bei einem vom „Schlag" Getroffenen, wo ganze Hirnprovinzen von ausgetretenem Blut zerquescht wurden! Dieser Mensch ist nicht nur gelähmt an einer Seite, nicht nur hängt ihm der Mund, stiert sein Auge, stockt seine Sprache, sondern er ist auch stumpf geworden und für die Regungen des Zornes, der Freude, der Dankbarkeit oder was noch alles ehedem sein „Seelenleben" ausgemacht hatte, vorerst nicht mehr geeignet. Wenn die Seele tatsächlich vom Körper abgesondert gewesen wäre, so hätte sie nicht durch ein körperliches Leiden derart in Mitleidenschaft gezogen werden können. Wird sie das, dann ist sie eben auch nichts Apartes, vielmehr an den Körper gebunden, von ihm abhängig, lediglich eine Aeußerung seiner Aneignungsfähigkeit physikalischer Energie.

Es war ein grundstürzendes, vom Publikum leider heute noch nicht recht aufgefaßtes Ereignis, als der französische Nervenarzt Broca 1863 die Entdeckung machte, daß bei solchen Schlaganfällen, die den Verlust der artikulierten Sprache zur Folge gehabt hatten, stets eine bestimmte Stelle, nämlich die dritte Stirnwindung der linken Großhirnhemisphäre, durch ausgetretenes Blut zerstört worden war. Wäre es möglich und erlaubt, gesunde Menschen zu trepanieren wie jenes auf S. 101 erwähnte Versuchstier, dann dürfte es sich herausstellen, daß der Trepanierte, je nachdem zur Hirnhaut seiner bloßgelegten dritten Stirnwindung (links) warmes oder kaltes Wasser zugeleitet wird, eine Sprache hat oder nicht. Was für diejenigen, die immer noch behaupten, daß die Sprache eine Aeußerung unsrer unkörperlichen Seele sei, bedeuten würde, daß diese Seele durch einen Gummischlauch und etwas temperiertes Wasser teilweise herstellbar oder abstellbar, somit nichts weniger als göttlich oder unsterblich ist.

Verfolgen wir am besten einmal das Entstehen des sogenannten geistigen Lebens von seinen Anfängen beim Säugling her.

Sinneseindrücke sind das Erste; das Kind fühlt, schmeckt, sieht, hört. Es lernt schnell unterscheiden, was ihm angenehm oder unangenehm, was kalt und warm, weich und hart ist. Es beginnt, Verlangen wie Unlustgefühl durch Gebärden und Laute kundzutun. Seine graue Hirnrinde wächst, vom Unterbewußtsein differenziert sich langsam das Oberbewußtsein als die Fähigkeit, der eignen Nerventätigkeit innezuwerden, als die stärkste und aktivste Form des Gedächtnisses. Sobald irgendwelche Nerven vibrieren, werden wir uns dessen auf der Zentralstation mehr und mehr „bewußt". Auch der Eigenwille, früher nur angefacht von Trieben, regt sich vom Bewußtsein aus, mit ihm die Sucht, ihn gegen andrer Leute Willen durchzusetzen. Die Waffe des Säuglings heißt Geschrei.

Hat er gelernt, Gesichter zu unterscheiden, so bilden sich Zu- und Abneigungen aus. Frühere Bilder tauchen auf, die ersten Erinnerungen geben den Anstoß zum Verknüpfen, zum Vergleichen, bringen Abwechselung in das Triebleben.

Lange bevor das Kind sprechen und gehen gelernt hat, kann es auf den einfachsten Linien „denken"; es kann lieben, fürchten, sich selbst bedauern, wünschen, protestieren. Sind Gang und Sprache erlangt, so geht es an die dialektische Beherrschung der Außenwelt. Das lebhafte Kind will wissen, wie alles heißt, und fragt hundertmal am Tage „warum?" Es lernt seine ersten Pläne schmieden und ist oft erstaunlich gewitzt in der psychologischen Behandlung seiner Machthaber, Eltern oder Wärterinnen. Es beginnt nachzudenken über Gehörtes und Gesehenes; ja die Denkmaschine steht überhaupt nicht mehr still und arbeitet nachts in der Form von Träumen weiter. Damit hat die große Trösterin, aber auch die große Versucherin des Menschen, die Einbildungskraft, ihr Werk begonnen, spinnt angenehme Vorstellungen aus oder malt sich Kommendes zu schwarz, grübelt über noch unfaßbaren Zusammenhängen oder brütet in kindischer Weise über dem, was man begehrt und erlangen will.

Jetzt hängt es nur noch von der Begabung, von der Art der zugeführten Eindrücke wie von der Verstandesübung ab, daß neben solchen primitiven Begriffen wie süß und bitter, schmerzlich oder wohlig auch schon ästhetische wie schön oder häßlich, und moralische wie recht oder unrecht das Nachsinnen beschäftigen, das abstrakte Denken in „Allgemeinheiten" entbinden. Diese Denkform, von der Kantianer und Hegelianer heute noch annehmen, daß sie rein in der Luft schwebe, daher eines Zaubers oder Wunders wie der unkörperlichen „Seele" zur Erklärung bedürfe und als metaphysisch für weit vornehmer als der Körper zu gelten habe, hängt gleichwohl mit unzerreißbaren Fäden an der Sinnenwelt fest. Selbst solche Gefühle wie gekränkter Ehrgeiz oder Verzeihung oder befriedigtes Gerechtigkeitsbedürfnis, anscheinend in eignen Bahnen tätig, sind nicht nur durch Eindrücke von Wort und Schrift (also Gehörtem und Gesehenem) vielfach mit unserem Sinnenleben direkt und eng verbunden, sondern unterscheiden sich der ganzen Art nach überhaupt nicht von andern Reflexionen, die lediglich durch einen Sinneseindruck verursacht wurden.

Wir erinnern uns aus dem ersten Teil, wie schon Hobbes die Ideenverknüpfung als rein mechanisch, als eine stoffliche Leistung auffaßte; wie Locke dann die „angeborenen Ideen" Platons widerlegte, wie Trendelenburg (1839) nachwies, daß „reines" Denken unmöglich sei, vielmehr alles nur aus Anschauungen sich fortentwickle. Wobei zu bemerken ist, daß der Ausdruck Anschauung, als ob wir das Gesicht als einzigen Sinn hätten und kein andrer in Betracht käme, viel zu enge gefaßt ist. Mindestens Anhörung und Anfühlung müßten hinzukommen. Nehmen wir z. B. einen so „abgezogenen", nach Kants und Hegels Meinung so von der Außenwelt losgelösten Begriff wie die Dankbarkeit — etwa für Rettung aus Lebensgefahr bei räuberischem Ueberfall — und verfolgen ihn zu seinem Ursprung, so werden wir finden, daß er sich auf mindestens dreierlei sinnlichen Wahrnehmungen, dem Gefühl von Handgreiflichkeiten, dem Anhören von gerufenen Worten wie sonstigen Geräuschen und dem Erblicken von Vorgängen, gründet, also

durch drei Brücken mit der „Sinneswelt“ zuſammenhängt und ohne dieſe garnicht hätte entſtehen können.

Kant glaubte, daß in unſrer Vernunft ein zwar anſchauendes, doch von der ſinnlichen Wahrnehmung verſchiedenes Erkenntnisvermögen für Allgemeinheiten vorhanden ſei, während wir ſoeben geſehen haben, daß die beiden (Wahrnehmung und abſtraktes Denken) zwar nicht unmittelbar identiſch, doch im Weſensgrunde gleich und von einander durchaus untrennbar ſind. Wie hinfällig es war, ſich zur Erklärung jenes Erkenntnisvermögens die Apriorik zu erfinden, will ich jetzt an einem Vorgang aus dem Alltagsleben erweiſen.

Wer ſich — und faſt alle Gebildeten tun es ja — mit der Schachwelt auch nur flüchtig berührt hat, weiß, daß es auf dieſem Gebiet Künſtler gibt, die ſich „Blindſpieler“ nennen. Der normale Brettſpieler ſitzt vor den vierundſechzig karrierten Feldern, auf denen die Figuren ſtehen, auf die er unabläſſig den Blick richtet und mit denen er die Partie zieht, nach der Anſtandsregel: „berührt, geführt“.

Der Blindſpieler ſitzt im Nebenzimmer, ohne Brett und Figuren vor ſich, das Geſicht mit der Hand bedeckt, oder den Blick in die Ferne gerichtet, und kommandiert ſeine Königin, ſeine Springer und Bauern rein aus der Einbildungskraft.

Hätte Kant, ohne ſchachkundig zu ſein, dieſe beiden beobachtet, ſo würde er vermutlich geſagt haben: „Hier, links, meine Herren, ſehen Sie den rohen Empiriker. Er bedarf des ſinnlichen Eindruckes für ſein Auge, der Betaſtung durch ſeine Hand, um die Partie beginnen und fortſetzen zu können. Jener andre dagegen iſt viel erhabener. Er hat vom transſcendentalen Subjekt a priori ein Anſchauungselement mitbekommen, das ihn befähigt, jenes ſeichten Empiriſmus nicht zu bedürfen. Er zieht ſeine Partie aus der reinen Vernunft und iſt ſchon dadurch überlegen.“

In Wirklichkeit liegen die Dinge genau umgekehrt. Gerade der Blindſpieler hat oft zwanzig, dreißig Jahre vor dem Brett geſeſſen, um ſich den hohen Grad von Uebung der Gedächtniskraft anzueignen, daß er gegen ſchwächere

Gegner nun auch ohne Ansehung des Brettes spielen kann. Aber er kehrt täglich zu ihm zurück, weil er weiß, was er der Empirie zu danken hat, und daß er sich sofort verschlechtern würde, sobald er diesen Boden der Wirklichkeit verlöre. Auch hütet er sich weislich, mit einem Gegner, der ihm nur einigermaßen gewachsen ist, blind anbinden zu wollen.

Wäre an der Apriorik ein gesunder Faden, dann müßten Taubstumme und Blinde, weil der Sinnenwelt weniger teilhaftig, die geborenen Geisteshelden sein. Helen Keller, die taubstumm und blind zur Welt kam, gilt aber für ein Wunder, nur weil sie den Durchschnitt erreichte. Und wie? Dadurch, daß eine andre, ihre Freundin und Gefährtin, für sie sah und hörte und ihr jede Bildungsmöglichkeit — was für die Apriorik besonders beschämend ist — auf dem Wege der Betastung mit den Fingerspitzen zugänglich machte.

Kant wünschte den „Standesunterschied" der Seele, — als ob etwa das metaphysische Denken gräflich, das empirische Anschauen der Sinnenwelt bürgerlich wäre, — auf „das große Privilegium ihrer Unkörperlichkeit" zu gründen. Es fällt schon auf, und nicht zugunsten der Sache, wie der sonst für Freiheit und Menschenrecht eingenommene Mann sein Gleichnis aus dem Privilegienstaat heranholt. Aber man muß in den Darstellungen unsrer jungen Gelehrten dem Spott auf solche Leute begegnet sein, die noch immer die Psyche „transkortikal oder gar extrakraniell", auf Deutsch: jenseits der Großhirnrinde oder gar außerhalb des Schädels, vermuten, dann erst merkt man, wieweit die Entwickelung hier in der Stille vorgeschritten ist und daß sie sich nicht mehr hintanhalten läßt. Auf die schauderhafte Hypothese: „Beständen wir bloß aus Seele", die sich ein Lichtenberg noch im Jahr 1794 (zu „the rake's progress") leistete, dürfte heut ein gebildeter Laie nicht einmal mehr im Scherz verfallen. Jeder Durchschnittsoberlehrer weiß, daß die Fähigkeit rein abstrakten Denkens, also ohne eines Sinneseindruckes als direkten Anstoßes zu bedürfen, eine Pubertätserscheinung ist. Sie kommt, sobald unser Hirn sich an der

Außenwelt hinreichend geübt hat, als ein Zeichen von Wachstum und Reife, nicht als ein Gruß aus dem Jenseits.

Nur zuvieles hielt Kant für wunderbar, was uns Heutigen, exakt erwiesen und alltäglich ist. Um ein ganz krasses Beispiel zu wählen: er behauptet in den „Träumen eines Geisterſehers", daß die Vorstellung, sein Wille bewege seinen Arm, ihm nicht verständlicher sei, als wenn jemand ihm weismachen wolle, der selbe Arm hemme den Mond. Er schloß hieraus, daß Ursache, Kräfte und Wirkungen der Dinge in allen Fällen unerkennbar wären. Nun, wir kennen heute die „Armregion" der Großhirnhälfte ganz genau, die den Bewegungen des Armes der andern Seite vorsteht, und folgen Kant einfach nicht bei jener Behauptung. Warum sollten wir? Weil er hundertmal klüger war als jeder von uns? Gerade darum würde er aufgejauchzt haben, seine Philosophie nach gewissen positiven Kenntnissen korrigieren zu dürfen, die wir heute besitzen.

Versuchen wir, uns dem interessanten Gegenstand auch von der Seite der schlichten Logik zu nähern.

Zugegeben, daß jeder Mensch eine Seele mitbekäme, so müßte sie gleich ihm doch einen Anfang gehabt haben. Wo liegt er? Fährt die Seele schon in den Embryo? Dann hätte jede schwangere Frau zwei Seelen im Leib. Oder erst nach der Geburt? Schnelle Pfaffen nottaufen ja den Steiß. Aber wenn das Kind nun starb, ehe sein Kopf geboren, sein erster Schrei getan war, hat es dann eine „Seele" gehabt oder nicht?

Also bekommt es doch wohl erst eine, wenn mehr als nur der Steiß geboren ist. Aber wann? Bei erhaltener Nabelschnur ist es immer noch ein bloßes Anhängsel des Mutterleibes. Dann wartet die Seele vielleicht auf den Scheerenschnitt der Hebamme, die das Kind abnabelt?

Und wann trennt sich die Seele vom Körper? Gesetzt, ein Ertrunkener liegt für tot; sein Herzschlag steht still, sein Auge ist gebrochen. Jetzt kann er auch keine Seele mehr haben. Da kommt plötzlich ein moderner Samariter des Weges, springt

hinzu, leitet künſtliche Atmung ein, und ſiehe da — die Maſchine ſetzt ſich wieder in Gang. Wo iſt die Seele inzwiſchen geweſen? War ſie ſchon ausgefahren und kehrte wieder zurück? Oder kam eine neue? Kann der ſelbe Menſch um ein Uhr tot ſein und ſeelenlos unter Laien, unter Heilgehilfen erſt um ein Uhr zehn Sekunden, um ein Uhr zwanzig Sekunden unter Doktoren mit Elektriſierapparaten? Richtet ſich aber die Anweſenheit der „Seele“ genau nach dem Teilſtrich der Sekunde, von dem ab eine Wiederbelebung der Atmung und des Herzſchlages auch dem größten Künſtler unmöglich ſein würde, ſo iſt ihre Abhängigkeit von der Materie bewieſen.

Kant, in ſeiner „Kritik der reinen Vernunft“, hat wenigſtens die Unſterblichkeit der Seele als einen Fehlſchluß abgelehnt, weil ſie gleich allen andern „intenſiven“ Größen einem Stufengang von der Realität zur Negation unterworfen ſei, „denn es gibt unendlich viele Grade des Bewußtſeins bis zum Verſchwinden.“ Dies iſt genau, was wir brauchen. Kinder haben keine Greiſenſeelen; Männer keine Kinderſeelen. Eine Seele aber, die wächſt, abnimmt, erliſcht, kann unmöglich etwas Einfaches, darum Beharrliches, Unſterbliches (nach Mendelsſohn) bedeuten, ſondern muß an den mit ihr ausdehnungsfähigen und vergänglichen Stoff gebunden ſein.

Selbſt ein Wundt, der unſrer modernen „zoologiſchen“ Philoſophie verhältnismäßig noch am fernſten unter den heutigen Phyſiologen ſteht, erklärt eine individuelle Unſterblichkeitsidee für metaphyſiſch unhaltbar, für ethiſch minderwertig und läßt ſie nur im Sinne der „Unvergänglichkeit geiſtiger Entwickelung“ zu. So hat der berühmte Anatom Henle beſtritten, daß für die Naturwiſſenſchaft die Seele anders exiſtiere als in Verbindung mit einem Leib und abhängig von deſſen Werkzeugen, von ſeiner Form und ſeinen Miſchungsänderungen. Auch Fechner, der Begründer der ſogenannten Pſychophyſik, ein übrigens frommer Mann, verhehlte ſich doch nicht, daß der Glaube an ein „Jenſeits“ völlig abſurd ſei, vielmehr alles Lebendige mit dem Tode zerfallen müßte.

So kann denn das Credo der zoologischen Philosophie u
lauten: Es ist der Körper, der sich den „Geis
baut. Geist ist nichts als Kraftwechsel im Stoffwechs
Unser geistiges Leben, mit sämtlichen Attributen, für die d
ausgeartete Sprachgebrauch so viele Synonyme nötig hat, e
wächst gleich allem andern Organischen allmählich durch ein
Werdeprozeß. Es ist untrennbar von der Körperfaser, ist vo
Geistesleben der Tiere nur dem Grade nach verschieden u
erlischt wie bei diesen mit dem Tode vollständig.

Die Sache liegt jetzt nicht so, daß das Gebiet, auf dem allein unumstößliche Wahrheiten erlangbar gewesen sein sollten, — die transscendentale Domäne der Metaphysik im Gegensatz zu den angeblich unzuverlässigen Beobachtungen der Sinnenwelt, — sich eingeschränkt hätte, als ob durch Beseitigung des „geistigen" Bezirkes eine Art von Verarmung ausgebrochen sei. Sondern die Eigenschaften des Körpers haben sich in der Schätzung vermehrt und umfassen auch alles, was früher an unserm Innenleben als unabhängig von ihm vermutet wurde. Hieraus folgt mit Notwendigkeit, daß moderne Physiologen die, wie immer auch unvollkommenen, Resultate der Forschung, die auf induktivem Wege durch unsre Sinneswerkzeuge und Instrumente erlangt wurden, für wertvoller halten als jene rein durch Bemühung der Reflexion auf „deduktivem" Weg erzielten Schlüsse, die den früheren Philosophen so ungeheuer imponierten. Bleibt sich die Spekulation ihres Zusammenhanges mit dem Boden der Wirklichkeit bewußt, so gibt es auch nützliche Deduktoren. Die andern, die sich ins Bodenlose verlieren, sind bloße Zeitverschwender.

Unsterblich ist der Stoff, es kann von ihm nichts im Weltraum verloren gehen. Etwas Kohlensäure, Wasser und Ammoniak bilden das erste, was von uns zur Erde heimkehrt, aus der wir uns entwickelt haben. Die übrigen Reste unsers Staubes folgen langsamer, falls wir nicht verbrannt werden. Unsterblich ist auch die Energie; nur verliert unsre zerfallende, des Stoffwechsels, der Erneuerung entbehrende Gewebsfaser fortan

den größten Teil ihrer bisherigen Fähigkeit, Energie zu binden, zu leiten und umzusetzen.

Ewige Fortdauer ist uns dadurch gesichert, daß unsre Bestandteile, nach dem Hinschwinden des Urankstoßes und immer enger gewordener Erdbahn, einst in die Sonne zurückstürzen. Dort erwachen sie vielleicht, nach Billionen von Jahren, — sobald die Sonne sich genügend abgekühlt hat, um ihrerseits eine Vegetation zu erzeugen, — zu einer Metamorphose, für die uns jeder Anhalt fehlt, doch ganz gewiß nicht im irdischen Zusammenhang unsrer Lebzeiten. Es wäre dann freilich eine Sonne ohne Licht, falls man nicht heute schon annehmen wollte, daß auch sie von anderwärts aus dem Weltraum her Licht empfinge.

Die Gründe aber, die für eine aparte und nach dem Tode des Körpers unsterbliche Seele angeführt werden, widersprechen sämtlich ganz bekannten, erhärteten Tatsachen und vertragen keine wissenschaftliche Prüfung. Sie entstammen Wünschen, Hoffnungen, oft liebenswürdigen, doch immer schwächlichen Bedürfnissen und vor allem übler Schulung. So wird man auch beobachten, daß zwar scharfe Denker häufig mit einem Zweifel, mit einer Ungewißheit endigen; wenn aber jemand felsenfest von seiner höchstpersönlichen Weiterexistenz nach dem Tode überzeugt ist, so durchdrungen von seinem Recht auf sie, daß ohne ihn der Jüngste Tag überhaupt garnicht anbrechen dürfte, so findet man diese Hypothese seltsamer Weise zumeist bei Leuten, die sonst in keiner Hinsicht zur Bereicherung unsrer Spezies beitragen.

Spricht man mit abergläubischen Frauen, die im übrigen für sehr gescheit gehalten werden, so merkt man bisweilen, daß sie nicht sowohl über Körper und Seele, als vielmehr über zwei Körper zu verfügen glauben. Während sie mit dem einen noch im Sarge liegen und verwesen, wandern sie mit dem andern bereits herum, teilen Händedrücke aus usw., wozu doch bloße Seelen bis dahin nicht für fähig galten. Aehnliche Besuche hatten sie von Vater, Mutter, Bruder oder Mann sofort nach dem Begräbnis erhalten, während selbst der Kirchenglaube die Auferstehung des Fleisches erst nach dem Jüngsten Gericht lehrt.

Hier liegt natürlich nur eine ganz triviale Halluzination vor, wie sie bei reizbaren Nervensystemen mit verweichlichter Phantasie häufig ist. So beschrieb in einem Briefe Kant seinen damaligen König Friedrich Wilhelm II. als einen, der „ganze Stunden sitzt und weint, und dem der Herr Jesus schon einigemal erschienen ist".

Cartesius, der den Tieren bekanntlich eine Seele absprach, würde das, unterstützt von modernen Beobachtungen, vielleicht nicht mehr tun. Hunde z. B. freuen, schämen und beherrschen sich, trauern, fürchten, hassen, lieben, prahlen, drohen, heucheln ganz wie Menschen, haben Urteil und Pflichtgefühl, Passion für Jagd und allerlei Fertigkeiten, sind Fanatiker des Eigentumbegriffes und geborene Aufsichtsbeamte. Sie lügen sich untereinander an, entweder durch (suggestive) Willensübertragung oder durch Zeichen, die wir noch nicht kennen. Jedenfalls habe ich einmal mit eigenen Augen einen Hund eine Geschichte erzählen sehen. Es handelte sich um ein Mißgeschick, das ihn vor einer Woche für wenige Tage lahm gemacht hatte, doch inzwischen längst erledigt war. Als nun ein alter Freund von ihm das Zimmer betrat, fing das Tierchen, ein sehr aufgeweckter Pinscher, plötzlich an, zu maunzen und zu hinken, trug mit kläglichen Blicken die Sache vor, ließ sich bedauern und sprang, nachdem es begriffen worden war, wieder munter herum. Elefanten sind vielfach noch überlegsamer und schlauer als ein kluger Mensch.

Darwin war es, der den Nachweis erbrachte, daß auch die „Instinkte" der Tiere durchaus nichts Konstantes bedeuten, sondern durch Auslese im Kampf ums Dasein *erworben* werden, sich durch Anpassung weiter abändern und so in veränderter Form wiederum vererben können.

Damit war die Einheit der organischen Natur auch an diesem Punkt hergestellt, und der veraltete dualistische Begriff einer aus der gesamten Zoologie herausfallenden, unkörperlichen, unsterblichen Seele würde bei den Gebildeten schneller an Ansehen verloren haben, falls nicht eine Reihe berühmter deut-

ſcher Naturforſcher, nach kräftigen Anſätzen, wieder umgelernt und, als ob ihnen plötzlich vor ihrer eigenen Kühnheit ſchwindelte, die Zuflucht zum Widerruf genommen hätte. Virchow, — der leider auch dadurch, daß er den berühmten Neandertal-Schädel eines Urmenſchen irrtümlich und eigenſinnig für eine pathologiſche Abnormität aus jüngſter Zeit erklärte, den Gang der deutſchen Anthropologie um Jahrzehnte verzögert hat, — nahm die Führung 1849 durch ſeine „Einheitsbeſtrebungen in der wiſſenſchaftlichen Medizin“ und gab dieſen ſelben Einheitsbeſtrebungen eine ſcharfe Abſage 1877 durch eine Rede auf der Naturforſcherverſammlung in München. Bei gewiſſen andern kann man ſich des traurigen Eindrucks nicht erwehren, daß hauptſächlich illuſionäre Selbſtverwöhnung den Zuſammenbruch verſchuldet habe. Irgend ein Gedanke wird „unerträglich“, z. B. die Gewißheit von dem einſtigen Abwelken aller Kultur und Menſchentradition, wodurch auch das Lebenswerk des großen Forſchers verſchwände, das doch vielmehr eine ganz beſondere Unſterblichkeit verdiente. Dann ſuchen ſolche Helden Rettung beim Wunderbaren und ſchmücken es nach der Weiſe der Scholaſtik „wiſſenſchaftlich“ aus. Man kann Haeckel nur darin beiſtimmen, wenn er angeſichts dieſer Umfälle argwöhnt, daß die großen Männer „in jüngeren Jahren unbefangener und mutiger an ihre ſchwierige Aufgabe herantreten, daß ihr Blick freier und ihre Urteilskraft reiner iſt“, während die Erfahrungen ſpäterer Jahre vielfach nicht nur zur Bereicherung, ſondern auch zur Trübung der Einſicht führen und mit dem Greiſenalter „allmähliche Rückbildung ebenſo im Gehirn wie in andern Organen“ eintritt.

Da leuchtet noch einmal die Rieſengeſtalt Spinozas vor uns auf, des radikalſten und doch zugleich uneigennützigſten Denkers von allen. Welch eine Erquickung und Erlöſung, weder vom gottgewordenen Sohn, noch vom Heiligen Geiſt, noch von der Dreieinigkeit, noch von der Erbſünde, noch von der unbefleckten Empfängnis, noch von der Transſubſtantiation, noch vom Teufel, noch von Engeln eine Silbe bei ihm zu finden. Und doch wie ſchlecht hatte ihn Schopenhauer verſtanden, als er in

dem spinozistischen Satz „Gott und die Welt sind Eins“ nur eine höfliche Wendung erblicken wollte, „dem Herrgott den Abschied zu geben.“ Nicht betete Spinoza den Stoff selbst als göttlich an, sondern er schloß aus dessen Bewegungen auf eine treibende Ursache, die er als natura naturans mit dem Stoff sich vermählen ließ. Er würde sie heute vielleicht Energie nennen.

Viel besser hatte sein leidenschaftlich begeisterter Jünger Goethe ihn begriffen, als er Spinoza „den Heiligen, christianissimum und theissimum“ nannte. Wir dürfen dieses selbstverfertigte Latein nicht auf die Goldwage der Prüfung legen. Doch soviel ist sicher, daß am wenigsten von Spinoza der fromme, naive Glaube zu fürchten hat, der, ohne naturwissenschaftliche Schulung und auch niemals fähig für sie, von der „Seele“ als einer Trägerin alles ethischen Verhaltens, in seiner irdischen Not und Bedrängnis von ihrer „Unsterblichkeit“ nicht lassen will.

Die Philosophie der Kraft wird nicht suchen, diesen Glauben mutwillig in denen zu erschüttern, die seiner als einer Krücke gerade am meisten bedürfen, sondern umgekehrt: ein Volk vorher so stark zu machen, daß es auch ohne Krücke gehen, ohne Krücke denken kann.

13. (Geiſtige) Steigerungen

Iſt bei einem heranwachſenden Menſchen alles Leibliche gut geordnet geweſen, ſo werden wir von ihm nun allmählich jene Steigerungen erwarten, die der Sprachgebrauch zwar „geiſtig“ nennt, von denen wir aber durchſchaut haben, daß es ſich um Leiſtungen körperlicher Gewebsfaſern in Verbindung mit den feinſten und kompliziertesten (z. B. elektrochemiſchen) Miſchformen phyſikaliſcher Energie handelt.

Man pflegt dieſe Leiſtungen hauptſächlich in drei Richtungen zu ſuchen: nach der Seite der Empfindung (des Gemüts), des Willens (oder Charakters) und des Verſtandes (der Intelligenz) hin.

Stärke der Empfindung, des Willens, wie des Verſtandes wird allgemein gelobt; ſeltener deren Feinheit. Von einem gut regulierten Menſchen werden wir verlangen, daß der Wille die Empfindung beherrſcht, der Verſtand den Willen, nicht umgekehrt.

Auch gibt es Männer, die dies durch Natur, Schulung oder Selbſterziehung tatſächlich leiſten. Wenn es dagegen bei H. St. Chamberlain von Auguſtinus heißt: bei ihm „ringt der Charakter in einem verzweifelten Kampfe und ruht nicht eher, bis er ſein Denken zu Boden geworfen und in Feſſeln geſchlagen hat“, ſo iſt das eine Warnung davor, uns einem ſolchen Führer anzuvertrauen. Denn es gibt keine noch ſo verkehrte Bosheit, zu der ein fanatiſcher Wille den gelähmten und geknechteten Verſtand nicht ſchon abgerichtet hätte. Gerade weil bei faſt allen Frauen der Wille den Verſtand, die Empfindung den Willen unterjocht und bei den meiſten eine aus-

geſprochene Neigung beſteht, ſich nach der Seite des Gefühls hin gehen zu laſſen, ſind ſie zur Ausübung von Herrſchaft untauglich. Alles dreht ſich und ſoll ſich drehen um ihre Gunſt; Gerechtigkeit iſt ihnen ein kalter, weſensfremder Begriff. —

Eine wohlgeordnete Perſönlichkeit muß an gewiſſen Eigenſchaften kenntlich ſein; und eben um dieſe Eigenſchaften dreht ſich der Streit. Wir wollen ſie Tugenden benennen. Aber bekanntlich hat im Lauf der Jahrtauſende kein Begriff ſo ſehr gewechſelt wie gerade der.

Die Germanen mindeſtens hatten ein viel ſtolzeres, freieres Menſchheitsideal bevor ſie mit dem Chriſtentum in Berührung kamen. Sie hatten Mut und ſollten ſtatt ſeiner Demut lernen; ſie waren ehrliche Haſſer und ſollten plötzlich ihre Feinde lieben; ſie ſchritten freudig auf der Mutter Erde und ſollten ihren Blick hinweg von ihr nach dem Jenſeits richten; ſie betrieben alles, was den Leib tüchtig machte, hatten Achtung vor ihm und ſollten ſich ſeiner plötzlich ſchämen, ſollten jeder natürlichen Regung mißtrauen.

Zugeben muß man: es iſt dem Chriſtentum nie gelungen, jene ſtarken Naturkinder völlig in ſein Joch zu brechen. Das Chriſtentum hat eben ſeinen Zweck nicht erreicht, hat ſich bis auf den heutigen Tag mit der Hälfte begnügen oder ganz verzichten müſſen. Und das iſt gut ſo. Man denke ſich im Herzen von Europa ein „chriſtliches“ Deutſchland, das die rechte Wange hinhält, ſobald es auf die linke geſchlagen wurde; das alle Feinde liebt und niemals das Seine ſucht; das arm bleiben, ſeinen Wohlſtand hergeben und ſämtlichen andern Völkern dienen, immer nur dienen will, — ach, an Herren, die uns den Fuß in den Nacken ſetzen, würden wir Ueberfluß haben und als eine verachtete Raſſe mit Sklavenſinn auch keines beſſeren Loſes wert ſein.

Feſten Boden betreten wir erſt, ſobald wir uns unter den Schutz der Entwickelungsidee zurückbegeben. Tugenden können den Beifall des Hygienikers nur für ſich haben, ſobald ſie den beiden großen biologiſchen Zwecken des Daſeinskampfes: der Selbſterhaltung und Arterhaltung, nützen.

Zur Selbsterhaltung werden wir die leibliche Energie in allen denkbaren Formen, Muskelkraft wie Hirnkraft, zur Arterhaltung besonders das Verständnis für die heilige Zeugungskraft rechnen.

Daran schließen sich die Tugenden jedes Nahkampfes: Mut, Unerschrockenheit, List: dazu Selbstachtung und Selbstbeherrschung; Willenskraft; Urteil; Härte; Heiterkeit; Vornehmheit und Allgemeinsinn. Dagegen müssen wir grundsätzlich ablehnen solche nur vermeintlichen Tugenden, die zwar für das persönliche Leben sehr laut angepriesen werden, doch sich für größere Zusammenhänge schlecht bewährt haben.

Dem Christentum und seiner Demut konträr, der Selbstachtung verwandt und von ihr untrennbar, sind vor allem Unabhängigkeit und Selbsthilfe.

Bei der Selbsthilfe werden wir des stolzen Wortes von Epikuros gedenken: „Warum erflehen, was man sich selbst verschaffen kann?" Sie hat ihre Wunder weniger in der deutschen, als in der anglo-amerikanischen Welt verrichtet, wo der Kadavergehorsam kein Nationalprinzip ist, wo die Knaben von kleinauf zur Selbstverläßlichkeit geleitet werden und schon auf den Schulen das Sprichwort gilt: „God helps the man, who helps himself". Dort wo Mangel an Rückgrat unter den Tugenden zählt, nimmt Selbsthilfe freilich nur zu häufig die schleichenden Formen der Denunziation und Verleumdung an.

Damit wären wir bei der List. Kann man sie schlechthin loben, da sie doch auf Betrug abzielt?

Es wird vor allem darauf ankommen, ob jemand sich tatsächlich in Kampfstellung befindet; ob er eine gerechte Sache vertritt; und ob er der schwächere Teil ist. Wir preisen unsern Nationalhelden Armin, weil er die Römer täuschte. Wir sehen: es war anders nicht zu machen. Allein wir würden sehr unangenehm überrascht sein, in unserm Privatleben da der List zu begegnen, wo wir Vertrauen geschenkt hatten.

Selbst im Lande des Humbugs, wo man die raffiniertesten Formen des Betruges zuweilen als Beweise von „smartness"

rühmen hört, geht die ganze Wirtſchaft nur vor ſich, weil die überwältigende Mehrzahl der Angeſtellten ehrlich iſt, in Handel und Wandel alſo auf Liſtigkeit verzichtet.

Empfindet man nun „Treu und Glauben“ im Verkehr als Annehmlichkeiten, ſo kann doch nicht geleugnet werden, daß das Gefühl allzugroßer Sicherheit die Wachſamkeit einſchläfert und ſich allmählich in Leichtgläubigkeit umſetzt. Völker, die die Liſt unter ſich ausrotten wollten, dürften das Schickſal junger Mädchen erleiden, die gerade an ihrer Unſchuld ſtraucheln, welche ſich keiner Bosheit verſieht.

Zweifellos zählt alſo Liſt zu den Stärkewerten, und die Fähigkeit, liſtig zu ſein, verleiht im internationalen Wettkampf ſoviel Ueberlegenheit, wie die bekannte „kaufmänniſche Ader“ im bürgerlichen Leben. Der Kaufmann iſt verloren, der Liſt bei ſeinen Geſchäftsfreunden überhaupt nicht mehr vorausſetzt. Und wenn es auch eine großzügige Art des Handelns gibt, die den eignen Vorteil mit dem Vorteil andrer durchaus für vereinbar hält, ſo gehört doch die Ueberliſtung eines kommerziellen Fuchſes zu den ſchönſten Leiſtungen menſchlicher Klugheit.

Aeußerſt liſtig waren die Griechen und ganz naiv dabei. Der noble Troer, der mit einem Danaer Waffen tauſchte, blieb ſicher gründlich angeführt.

Die Schurken freilich unter uns, die die Liſt nur in der Form groben Vertrauensbruches, z. B. durch Unterſchlagung deponierter Gelder, ausüben, verdienen gleich andern Piraten aufs Korn genommen und vertilgt zu werden. Dagegen ſind im politiſchen Wettkampf dem Schwächeren oft genug nur Liſt und Verſchlagenheit zur Organiſierung des Widerſtandes übriggeblieben. —

Der Einzelne jedoch verfügt für dieſen Wettkampf über eine noch weit achtungswertere Form der Selbſthilfe, ja über eine unvergleichlich ſchneidige Waffe, in der *Bedürfnisloſigkeit*.

Sie iſt ein doppelpoliger Begriff und wirkt verſchieden, je nachdem ſie auf größere Verbände oder auf Einzelexiſtenzen Anwendung findet. In der Nähe Friedrich Liſts hätte man ſie

nicht loben dürfen, ohne seinen Zorn zu entladen, und Friedrich List war zweifellos einer der genialsten Kenner der Bedingungen von Deutschlands Wohlfahrt. Nach ihm *sollten* die Völker sich mehr und immer mehr Bedürfnisse anerziehen, weil sich kein besserer Sporn für Erfindungsgabe, Fleiß und Produktivität im allgemeinen denken ließe, als die Notwendigkeit, Bedürfnisse durch eigene Hervorbringung oder Tausch zu befriedigen. Im ganzen sind auch Europas Völker auf dieser Linie gewaltig vorangekommen, indessen nur mit Hilfe einer so differenzierten Arbeitsteilung und Arbeitervermehrung, daß daraus wieder eine ganze Menge sozialer Uebel entstanden ist, mit denen wir heute noch ringen.

Ganz anders stellt sich die Frage für einen Bestimmten, der um sein Dasein kämpft. Welche schwerere Belastung für den Mann mit geringem Einkommen läßt sich denken, als verfeinerte Bedürfnisse zu haben, für die Geld beschafft und der Kredit angespannt werden muß? Wer als Kind von unbeherrschter Gier zu materiellen Genüssen verwöhnt war und aus dem Regen des Elternhauses etwa in die Traufe deutschen Studentenlebens mit seiner zuweilen systematischen Pflege der Unmäßigkeit gerät, verpfuscht seinen Charakter durch Ueberschätzung bloßer Augenblickswerte und belastet seine Zukunft oft unheilbar. Wieviel tausende deutscher Akademiker und Offiziere ruinieren auf diese Weise ihre Laufbahn. Sie „wollen nicht leben wie Postsekretäre". Doch wie frei steht ihnen gegenüber der Bedürfnislose, der die schwere Kunst übt, seine disponibeln Einnahmen zu vermehren, indem er seine Ausgaben einschränkt! Ihm wird Bedürfnislosigkeit zur schönsten Form des Stolzes: *zur Unabhängigkeit*.

Hier klingt schon die *Willenskraft* an. Wo wohnt sie? Wie kann man sie erlangen?

Sie bedeutet einen Ausdruck des Ich, dessen Bewußtsein über die ganze Oberfläche der grauen Hirnrinde verbreitet, also stoffgebunden ist und mit der grauen Hirnrinde zerstört wird.

Sie kann sehr stark entwickelt sein bei rohen, dummen, quer-

köpfigen, abergläubischen Menschen, die dann, womöglich mit Machtmitteln ausgerüstet, verheerend wüten.

Sie kann schwach entwickelt sein bei Menschen, die anscheinend Ueberfluß an Kräften haben, aber, infolge einer gewissen Reizschwäche sowohl ihrer motorischen wie sensiblen Nerven, Hemmungen unterliegen, so daß sie nicht zum freien Gebrauch ihrer Fähigkeiten gelangen, sondern sich zeitlebens mit „schlechter Stimmung" plagen, die wir melancholisch oder hypochondrisch nennen.

Die Willenskraft richtet sich triebartig auf alles, was angenehm ist, und nichts ist angenehmer als das Gefühl des Erfolges, wenn man „seinen Willen bekommt". Der höher entwickelte Mensch empfindet aber die intensivsten Lustgefühle erst nach Besiegung von Widerständen. Deshalb stellt seine Willenskraft sich oft ein Ziel, das nur nach starken Unlustgefühlen, Entbehrungen und Strapazen erreicht werden kann. Die hier zu überwindenden Schwierigkeiten reizen seinen Willen zur höchsten Spannkraft, werden durch Erfolglosigkeit erst recht angefeuert und ruhen nicht eher, als bis durch übermenschliche Leistungen der Energie der Kranz errungen ward.

Eine gute Schulung ist es, der (hier nicht spinozisch zu nehmenden) „Determination", dem Entschluß, immer einen bestimmten, umschriebenen Inhalt zu geben und ihn nicht zu wechseln.

Freilich erwecken engbegrenzte Menschen gerade dadurch oft einen willenskräftigen Eindruck, während Künstler, Dichter und Erfinder gezwungen sind, sich ferne Aufgaben in vorerst nur geahnten Umrissen zu wählen und durch lange Erfolglosigkeit die Nachsicht ihrer Angehörigen erschöpfen.

Eine schlechte Schulung ist es, an Vorsätzen sich durch zufällige Beeinfluffung irremachen und von der ersten Schwierigkeit einschüchtern zu lassen. Die Erinnerung an solche Niederlagen der eignen Willenskraft wirkt lähmend auf spätere Determinationen.

Ganz übel Gewöhnte wie z. B. Säufer sind energisch zuletzt nur noch in Beschaffung der Möglichkeiten zur Frönung ihres Lasters und in jeder andern Hinsicht unzuverlässig.

Kant aber war im Irrtum, als er die Freiheit der Entscheidung in das außersinnliche (intelligible oder transscendentale) Gebiet verlegte. Wir kennen heut aus den Arbeiten der experimentellen Psychologie die „Schwellenwerte" vernünftiger Ueberlegung, ihre Hemmungskraft für triebhafte Willensimpulse, wie die Förderung, die sie solchen Entschlüssen zuteil werden läßt, die rein aus dem Bewußtsein stammen, als Qualitäten der Nervenfaser.

Ist ein Mensch besonnen genug, nach der Determination die nötigen Mittel zur Erreichung seines Zweckes nicht zu vernachlässigen, so ist sein Handeln bis auf unkontrollierbare Widerstände und Rückwirkungen der Außenwelt, also in gewissen Grenzen, frei und er selbst, wenn nicht Herr seines Geschickes, doch Herr seiner Gemütserregungen.

Etwas andres aber ist es: für sich selbst zähen Willen besitzen; etwas andres: den eignen Willen *übertragen*.

Diese Fähigkeit ist weit mehr, als geahnt wird, körperlich. Es gibt Aerzte, die rein dadurch, daß sie ins Zimmer treten, einem Kranken wohltun, einen Aufgeregten beruhigen; es gibt Vorgesetzte, die Gehorsam finden, ohne sich deshalb anstrengen zu müssen.

Der Sprachgebrauch sagt auch von manchen Menschen „kaltblütig". Doch während kein Thermometer diesen Unterschied kennt, machen ihn die Mücken. Die Mücken verfolgen und stechen den Heißblütigen, während sie den Kalten in Ruhe lassen.

Einen ähnlichen Unterschied machen unsre Damen in der ärztlichen Praxis. Der gelassene, wortkarge Arzt unterjocht den Gegenwillen rein durch seine somatische Ausstrahlung; die Patientin hat „Vertrauen". Wo sie diese selbstsichere Ueberlegenheit nicht spürt, wird sie rebellisch und geneigt, ihm, der ihr gebieten sollte, „auf der Nase zu tanzen". Die verständigsten Anordnungen bleiben dann unbefolgt.

Sachkunde, Geschicklichkeit, Ernst haben eben mit dem „Vertrauen" so gut wie nichts zu tun. Der gewissenhafte Skeptiker, der aus Erfahrung die Güte der üblichen Anordnungen be-

zweifelt, der Phantasievolle, dem zehn Möglichkeiten aufgehen statt einer, sind von vornherein im Nachteil gegen einen optimistischen Kurpfuscher, den seine Borniertheit und Ignoranz schon davor behüten, von störender Nebenvorstellung behindert zu werden, der sieghaft ins Krankenzimmer tritt, skrupellos Hoffnungen erweckt, — und dem die heilende Natur schließlich geradeso gut beisteht wie dem größten Gelehrten.

Nichts hindert Willensübertragung mehr als angemerkte Unsicherheit. Man kann sie dadurch mindern, daß man sich immer noch mehr zum Herrn seiner Aufgabe macht; aber auch, sobald man seine Schwäche erst kennt: durch Selbsterziehung.

Jetzt muß es klar geworden sein, weshalb ich unter den Tugenden auch die Härte mit angeführt habe. Denn gemeint war nicht eine rohe Ausnützung zufälliger Ueberlegenheit oder die prinzipielle Verleugnung milderer Triebe. Gemeint war jene Härte, die das Eichenholz vor Linde und Weide voraushat; eine Härte im Sinne von Dauerhaftigkeit.

Soll der Mann sich behaupten, so muß er früh gelernt haben, hart gegen sich selbst zu sein, kritisch gegen die eignen Wünsche, streng in Erfüllung übernommener Pflichten. Unverwöhnt wird er hart gegen Klima und Strapazen, hart in Arbeit und Beruf, aber auch hart genug werden, um Nein sagen zu können, kein Waschlappen, keine Wetterfahne.

Wenn irgendwem, so dem unter Widerständen sich aus eigner Kraft Erhaltenden wird jene Heiterkeit zum Lohn, die nichts als der Abglanz der Ausgeglichenheit, der Uebereinstimmung mit sich selber ist. Die stärksten Hellenen, Aristipp und wiederum Epikur, erblickten in dieser Heiterkeit den Beweis innerer Freiheit. Haben wir die, so werden wir auch nichts überschätzen und, ohne mit dem Leben zu spielen, doch dem Tode lächelnd entgegensehen gleich Sokrates, der mit einem Witz auf den Lippen starb. Schon hatte der Schierling, der von unten herauf seine lähmende Wirkung tut, sich dicht an sein Herz herangeschlichen, da sprach der Erkaltende: „Kriton, wir sind dem Asklepios ein Opferhuhn schuldig“. So verspottete und widerlegte dieser Unbeugsame seine Denunzianten, die ihn verklagt

hatten, die Staatsgötter nicht zu ehren, noch wenige Sekunden, bevor sein Auge brach. —

Vornehmheit ist kein Hochmut, kein protziges Einschärfen des Abstandes gegen andre, sondern lediglich die Kraft zur Einsamkeit.

Wer sein inneres Leben bereichert und ausgebaut hat, bedarf keines Plapperns, um Daseinsgefühle zu haben. Er bedarf noch weniger einer Anerkennung, weil er ohnehin weiß, daß seine Ansprüche an die eigne Tüchtigkeit höher sind als die der etwaigen Lober oder Tadler.

Nur die Seichtigkeit breitet sich auf der Gesellschaft aus wie ein Tropfen Petroleum auf stehendem Wasser und schillert selbstgefällig im Sonnenlicht, getragen von einem Sumpf. Der stolze Epikuros riet: „Lebe verborgen — lathe biosas", was Ovid später in das gefällige Latein übertrug: „Bene vixit, qui bene latuit".

Anschluß suchen muß der Leere, der Gedankenarme, muß wider Willen der Abhängige, der Schuldner. Der muß auch die Launen eines brutalen Gönners ertragen, daß ihm die Bissen im Munde quellen. Wer lediglich Herdentugenden in sich entwickelt hat, ist allerdings ewig schutzbedürftig, braucht viele Genossen, Freunde, Stützen, muß viel reden, um andern angenehm zu sein. Der Einsame spricht wenig, und noch weniger irgendwem zu Gefallen.

In der Tat, keinen stärkeren Beweis als Einsamkeit gibt es dafür, daß man sich in andre nicht länger zu schicken braucht. Selbst die Heimtücke der „guten Gesellschaft" mit ihren gekränkten Wichtigkeitsgefühlen ist ohne Gefahr für den Starken. Sie möchte wohl unnachsichtig aus jedem Einzelnen herauspressen, was an Unterhaltungsstoff in ihm steckt; mit oft gehässigen Verleumdungen verfolgt sie den, der sich absondert, weil er sich nicht zerstreuen, sondern sammeln will. Doch nur in der Konzentration der Stille reifen die Höchstleistungen kräftiger Tugend als Erfindungsgabe in Dichtung, Kunst oder Wissenschaft. Und auch Verschwiegenheit ist eine Stärke; denn, wie es im „Tell" heißt: „Der Starke ist am mächtigsten allein". —

Zwar kann man auch in der Gesellschaft leben und ein ganz verständiger Mensch, man kann sie meiden und gleichwohl ein kompletter Narr sein. Einsamkeit an sich beweist noch nichts; Urteilskraft muß hinzukommen, um sie wertvoll zu machen. Urteil allein lehrt uns, die Klippen der Halsstarrigkeit und des Pedantismus zu vermeiden, so daß nicht Willenskraft an minderwertige Objekte verschwendet wird. Ja, Urteil ist der Anfang aller Dinge. Selbst wenn wir einen immanenten Weltwillen als innere Weltursache, als „Demiurgos" annehmen, muß der Schöpfung Urteil vorangegangen sein. Das Gleiche wiederholt sich bei jeder Reform.

Dies ist ein matter Trost für alle, die des primären schnellen Urteils entbehren und nur im Nachdenken scharf sind. Denn wenn auch gerade sie den kommenden Generationen die neuen Richtlinien aufdecken helfen, die das handelnde Genie nur zuweilen, nicht immer, findet und weit häufiger von vorausgegangenen Denkern entlehnt, werden sie doch unpraktisch gescholten und im Daseinskampf überholt.

Man hat gescherzt: Urteil sei die am gerechtesten in der Welt verbreitete Eigenschaft, denn noch keinen habe man klagen hören, er sei zu kurz gekommen. Aber das ist nicht wahr. Es gibt schon welche, die sich mehr Urteil wünschen, als sie haben, wenn der Fall auch nicht immer günstig liegt. Denn, sofern wir Kant hierin glauben, kann Urteilskraft allenfalls geübt, wo sie vorhanden war, doch nicht gelehrt werden, wo sie fehlte. Der gänzliche Mangel an ihr „ist eigentlich das, was man Dummheit nennt, und einem solchen Gebrechen ist garnicht abzuhelfen".

Leider sind Kants Definitionen von Verstand und Vernunft für unsre Zwecke nicht mehr brauchbar. Man höre: der Verstand eint Erscheinungen durch Regeln; die Vernunft eint Verstandesregeln durch Prinzipien; der Verstand geht auf Erfahrung, die Vernunft auf den Verstand.

Als ob auch die Natur nicht gewußt hätte, was ein Ding und ein Ding an sich ist und ein Ur-Kant ihr erst sein Schema hätte vorlegen müssen, damit sie Verstand und Vernunft einrichten konnte. Tiere sind oft vernünftiger als Menschen, z. B. trinken

sie niemals ohne Durst. Aber tun sie das aus „Prinzip“? Nachdem sie ihre Verstandesregeln in Ordnung gebracht hatten?

In Kants Augen waren Verstand und Vernunft getrennte Domänen, in unsern sind sie Ausflüsse der gleichen Kraft, die sich als Verstand mehr auf Bereicherung der Erkenntnis und Wahrnehmung des Vorteils, als Vernunft mehr auf Zügelung von Trieben und Willensimpulsen richtet.

Urteilskraft mäßigt unser Selbstvertrauen zur Vorsicht, verleiht Autorität zur Gabe des Befehls. Cäsar durfte deshalb von den Legionen das Aeußerste fordern, weil die Soldaten aus Erfahrung wußten: alle seine Befehle waren ausführbar. Doch die Stärke des Urteils wird geschieden durch Bereitschaft. Nur die Schnellen von den Starken werden zu Männern der Tat, zu echten Helden; die Langsameren, wenn auch an sich vielleicht noch Schärferen, müssen sich bestenfalls mit dem Ruhm von Gelehrten begnügen. Oft schilt man sie ängstlich. Aber sie waren in der Jugend vielleicht vorlaut, hastig, „impulsiv“. Das Leben strafte sie für ihr Temperament; drum wünschten sie ihr Handeln dem Verstand zu unterwerfen. Da merkten sie mit Schrecken: dessen Urteil war zu langsam, die Wahl fiel ihm zu schwer, schneller Entschluß wurde falscher Entschluß. So stehn sie nun zaudernd, verwirrt vor praktischen Anforderungen. Wie sollten sie wohl kühn und unternehmend werden? Kühnheit ist weit mehr noch Sache des schnellen Blicks, als eines Reichtums an Kräften.

Am unglücklichsten enden die Seher, die, ohne Männer der Tat zu sein, das Vorhandene doch richtiger einschätzen als ihre Umgebung. Weniges reizt den Zorn zumal der Philister so schwer, als wenn man Dinge anders sieht wie sie. Mancher schon hat dafür zu büßen gehabt, daß er die Majorität zum „Umdenken“ bringen wollte. Aber dies Buch handelt ja nicht vom Glück, sondern von der Kraft. —

Verschwiegenheit wiederum ist eine der Wurzeln zu jener schönen Menschenblüte, die gemeinhin Takt genannt wird. Sie wächst am kräftigsten wild, als ein angeborenes Gefühl für die Rechte andrer. Wer eine instinktive Achtung für diese

mit auf die Welt bringt, wird ſich hüten, ſeine Gefährten durch Betonung der eignen Vorzüge in den Schatten ſtellen zu wollen oder durch ſorgloſe Anſpielung auf ihre Mängel zu verletzen.

Solche, die den andern fortwährend Grobheiten, ſich ſelber Schmeicheleien ſagen, rühmen zuweilen ihren Freimut. Aber die Genugtuungen, die ſie ſich dadurch verſchaffen, halten keinen Vergleich mit den Vorteilen aus, die durch das Beſtreben der Schonung im Verkehr zu gewinnen ſind. Wer ſich in jungen Jahren „den Mund verbrannt" hat und klug genug iſt, wird ſich in fleißiger Selbſtzucht das anerziehen, was Beſſeren ſchon angeboren wurde. Dieſer Takt gründet ſich dann weniger auf Herzensgüte, als auf Schlauheit, iſt aber nicht minder wertvoll für die ſchwere Kunſt der Diplomatie: Leute dahin zu bringen, wohin man ſie haben will. Natürlich gibt es auch einen angedrillten Takt, der lediglich auf Nachahmung beruht; und es gibt ſehr feinfühlige Leute, die dennoch aus „Impulſivität" oder Zerſtreutheit gegen den Takt ſündigen. Stets aber wird ein Taktvoller dem Taktloſen im Lebenskampf überlegen ſein.

Der Allgemeinſinn endlich widerſpricht nur dialektiſch der Selbſterhaltung und hängt auf dem Wege der Arterhaltung deſto feſter mit ihr zuſammen. Er bildet die Zierde der Menſchen mit überſchüſſigen Kräften, die bei der bloßen Selbſtſorge keine ausreichende Betätigung finden. Allgemeinſinn iſt alſo ganz beſonders die Tugend des Starken in nationaler Hinſicht.

Freilich darf man ſich nicht von denen täuſchen laſſen, die gar keinen Allgemeinſinn hegen, doch oft in virtuoſer Weiſe die für das Allgemeinwohl eingerichteten Bewegungsformen ausnützen, um ſich ſelber in Szene zu ſetzen und ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen.

An ſolchen Patrioten herrſcht im heutigen Deutſchland leider kein Mangel.

14. Kraftfördernde Faktoren

Auch der Lebenskampf kann starke Eigenschaften nur dort entwickeln, wo die unerläßlichen leiblichen Grundlagen vorhanden waren. Aus nichts wird nichts und kein Sprichwort wahr wie: „Das Kind ist der Vater des Mannes".

Daß gesunde Herkunft mit reinen Säften und einem Grundgut zäher Gewebsfaser das wertvollste Erbe sei, das jemand von seinen Eltern ins Leben mit hinausnehmen könne, lehrt eine neue Wissenschaft, die sich unter uns angebaut hat: Eugenik, die Wohlgeratenheit. Sie stellt nächst der Wohlgeborenheit in hygienischem Sinn eine gesunde Kindheit, ein gesundes Auswachsen zur Reife obenan und fordert beides als eine Pflicht für die Erzeuger, als ein Recht für die Sprossen.

Nur die Muttermilch führt gewisse Schutzstoffe, die das Kind vor schlechten Gärungen beim Spalten und Verarbeiten des Nährstoffes behüten; sie allein hält Maß, weil Mutter und Kind fast immer gut aufeinander eingestimmt sind; sie allein ist auch ungekocht, während bei Flaschenkindern stets die Gefahr besteht, daß sie mit hartgesottener Kuhmilch und ihrem schweren Käsestoff krankgefüttert werden, worauf die hieraus entstehenden Darmkatarrhe samt ihren Schleimhautverlusten eine viel schlimmere Schädigung bilden als alle etwaigen Bazillen, die man glaubte durch heftiges Kochen töten zu müssen, obschon gesunde Säfte völlig dazu hinreichen.

Nur auf Mutterarmen ist das Kleine gesichert gegen unheilvolle Berührungen und Beeinflussungen, die von unreifen, lüsternen und gewissenlosen Dienstboten erfahrungsgemäß häufig vorgenommen werden, die gern auch die Kleinen „zum Spaß"

erschrecken, was auf den Tonus der Nervenfaser zerstörend einwirkt und eine gesunde Entwickelung verhindert. Ungeschreckt, unabgehetzt, unangebraucht, an frischer Landluft, in steter Berührung mit der Natur, wachsen die härtesten Dauermenschen empor.

Von der Kost sei hier nur soviel gesagt, daß unnütze Reizungen gleichbedeutend mit Schwächungen sind. Die Kinderkost sei eine Sache für sich; als Milch und Haferbrei ihre Grundlage bildeten, bauten sich unsre Kleinen kräftigere Nerven, festere Knochen auf als heute, wo sie ganz überflüssigerweise mit sämtlichen Reizmitteln der Erwachsenen Bekanntschaft zu machen pflegen. Je später mit der Fleischnahrung begonnen und je vorsichtiger sie angewendet wird, einen desto erquicklicheren Schlaf werden die Kinder haben und von unerwünschten Erregungen frei bleiben. Ueppige, überwürzte Kost und der wiederkehrende Anblick lüsterner Bilder, die man vor den jungen Augen nicht achtsam genug verbarg, führen oft schon früh zu einem ankränkelnden Phantasieleben gerade bei den Begabteren, die aller Sorgfalt wert gewesen wären.

Glücklich, wer an diesen bösen Jugendklippen mit ungeschmälerten Anlagen vorüberkommt und in guter Kameradschaft seine wachsenden Kräfte zu messen beginnt. Ob die öffentliche Schule, die kaum noch vermeidbare, dann zu einem Faktor wirklicher Stärkung, oder zu einem Faktor des Verbrauches und der Ermüdung wird, hängt von Umständen ab.

Trieb und Eifer unter Schülern zu wecken, soll nach der Ansicht von Pedanten der bloße Befehl des Lehrers und die Zauberwirkung seines Lobes oder Tadels hinreichen. Die Nation aber, die von allen europäischen ihre Jugend am rationellsten zu behandeln versteht und deren Beispiel viel zu langsam, unter großem Widerstreben, bei uns nachgeahmt wird, hat sich eine bessere Methode durch das Wettspiel systematisch entwickelt. Der englische Bub weiß ganz genau, wie hoch und wie weit er springt, und zwar gibt es in England keine „Sprungbretter", die die Natur verfälschen wie bei unserm Turnen. Er weiß auf die Sekunde, in wie langer Zeit er eine bestimmte

Strecke durchläuft oder durchrudert; wie weit er den Cricketball wirft; was für Aussichten er beim Fußball als Stürmer oder als Torwächter haben würde.

Die Schulfeste, zu denen die Eltern geladen werden, sind keine Schau-Examina wie bei uns, wo eingepaukte Kenntnisse abgefragt werden und allenfalls ein paar Hefte mit Zeichnungen, einige Vorträge in Deklamation und Gesang von erworbenen Fertigkeiten Kunde geben. In England sind es stets Sportfeste mit Wettrudern, Wettspringen, Wettlaufen, Wettwerfen, usw. Niemals schließt eine Kneiperei sich an, es wird Tee gereicht für die Damen, die immer sehr sachkundig an jeder Leistung Anteil nehmen. Der Vater aber, der sich nach dem Sohn beim Direktor erkundigen kommt, fragt nicht: „Was hat er für Extemporalien geschrieben?“ sondern: „Hat er im Sport irgendwelche Lorbeeren errungen — has he won any prizes?“

Man nimmt es eben, weil durch reiche Erfahrung bestätigt, als selbstverständlich an, daß diejenigen, die sich im Sport ausgezeichnet haben, auch im spätern Leben ihren Mann stehn werden. Die Knaben, sobald sie für irgendeinen Sportzweig in die repräsentative Mannschaft ihres College aufrücken, fühlen sich im Zusammenhang mit einer der großartigsten nationalen Einrichtungen, mit einer, die in der ganzen Welt von sich reden macht und auf deren einzelnen Gebieten die Englishmen fast immer noch, wenn sie das Festland besuchen, siegen wie sie wollen oder allenfalls von ihren gelehrigsten Schülern überboten werden. Auch ist es zweifellos ein weit bekömmlicherer Wunsch, eines Tages auf der Universität in den Kreis der gefeierten „acht Blauen“ einzutreten, die dunkelblau für Oxford, hellblau für Cambridge die berühmten Ruderwettkämpfe bestreiten, als schon auf der Sekunda „Kulörstudent“ zu spielen und sich in heimlichen Spelunken zum Quantitätentrinker auszubilden.

Kraftfördernd unter Umständen wirkt die Notwendigkeit, sich in jungen Jahren schon *sein Brot selbst zu verdienen*; nämlich dann, wenn dies in der Richtung des eignen praktisch genommenen Lebensideales liegt. Bei unsrer nationalen

Vorliebe für Studium und Kunſt kann umgekehrt ein Zwang, dem innerſten Trieb zu entſagen, die dem Ziel entſprechende Vorbildung vernachläſſigen zu ſollen und alle Zeit an den Broterwerb zu wenden, zu einer furchtbaren Folter werden. Da nur ausnahmsweiſe die wirkliche Begabung früh feſtſteht, es deshalb auch ſehr ſchwer abzuſchätzen iſt, ob die zu ihren Ungunſten geforderte Entſagung nicht den Lebensnerv trifft, hat ſich in Deutſchland ein milder Uſus eingebürgert, der es jungen Leuten, ohne daß ſie dadurch der allgemeinen Verachtung anheimfielen, ſehr lange geſtattet, auf der Eltern Koſten zu leben. So human dieſer Zug iſt, läßt es ſich doch nicht leugnen, daß er unſre Jugend verwöhnt und zu allerlei Mißbrauch herausgefordert hat. Wir haben deshalb auch keinen Grund, noch länger auf die „banauſiſchen“ Amerikaner herabzuſehn, bei denen es umgekehrt Landesſitte iſt, die Vollendung der Allgemeinbildung zugunſten des höheren Ideals früher perſönlicher Unabhängigkeit preiszugeben.

Zweifellos hat dieſer auf „independence“ gerichtete nationale Geſchmack bei den jungen Amerikanern Züge von Selbſtverläßlichkeit und Sicherheit entwickelt, durch die der Mangel an Literatur- und Kunſtverſtändnis mehr als wettgemacht wird. Es ſteht zu vermuten, daß dieſe jungen Leute, die keine ehrliche Arbeit ſchändet, bei Zurückverſetzung in den Urzuſtand ſich beſſer zurechtfinden würden, als unſre Studenten, die gemeinhin ihren Eltern auf der Taſche liegen oder borgen. Deshalb wirkt nichts erfreulicher als das Beiſpiel ſolcher Deutſcher, die einem proſaiſchen Broterwerb zum Trotz ihr höheres Ideal zu erreichen verſtanden, self-made-men gleich dem berühmten Aſtronomen Wilhelm Herſchel, der, 1783 in Hannover geboren, als armer Militärmuſiker nach London kam, von den Intervallen der Noten auf die Abſtände der Planeten geriet und, weil er aus eignen Mitteln keinen Optiker beſolden konnte, ſich ſein Spiegelteleſkop, das erſte in Europa, ſelbſt baute.

So muß man ſagen, daß, wie es für die Härte, die Dauerhaftigkeit einer Raſſe keine beſſere Förderung und Sicherung geben kann, als ein mittleres Klima, ſo keine beſſere Hilfe zur

Anregung von Tätigkeit und Findigkeit, als eine mittlere ökonomische Ausrüstung für den Beginn des Daseinskampfes. Zu reiche Mittel erschlaffen und lähmen; zu geringe erfordern oft ein ganzes Jahrzehnt, bis der Nichtbegünstigte sich aus den ärgsten Nöten emporgerappelt hat und an bessere Gelegenheiten des Fortkommens herangelangt ist. Begabte junge Leute, die „auf Schulden" studieren mußten, gleichen zuweilen einer Truppe, die sich, bevor sie in Aktion trat, aus einem Hohlweg herauszuwinden hatte, wo ihr die Hälfte der Mannschaft abgeschossen wurde. Eine mäßige Bemittelung, die zum Erlangen von Fachbildung und Weltkenntnis hinreicht, aber keinen fortgesetzten Müßiggang erlaubt, sondern im Dahinschmelzen gebieterisch zum Eigenerwerb vorwärts drängt, das ist ein ausgezeichneter Kraftmotor.

Mit Vorliebe hat Bismarck das Wort Imponderabilien im Munde geführt, jene unkontrollierbaren, unkäuflichen, unwillkürlichen Gesinnungen, die doch so festsitzen und in den Tagen der Krisis mitunter einen gewaltigen nationalen Ausschlag in gutem oder üblem Sinne geben.

Fragt man, welche Bande eigentlich das deutsche Volkstum von heute mit seinem Staatswesen verknüpfen; ob nur träge Gewohnheit, ob Zwang durch den Mangel an Mitteln, sich anderswohin zu wenden, ob ökonomische Vorteile, oder eine bewußte, persönlich gut begründbare Anhänglichkeit, so muß man sich auf oft genug schmerzlich unbefriedigende Antworten gefaßt machen. Bei der Jugend aber wird etwaige Begeisterung stets eher auf Personen als auf Einrichtungen gehn.

Das ist ein Fingerzeig, solche Deutsche, die es mehr als andre verdienen, der Jugend in ihren empfänglichsten Jahren auch wirklich näherzurücken.

Nichts macht elastischer, unternehmungslustiger als Vertrautheit mit den Kämpfen, die unvermeidlich sind, um jemanden aus den Engen der Armut, des Irrtums, des Fehlschlags, unter tausend Gefahren und Mühen, gegen eine Welt von Feinden und nicht zum wenigsten gegen Feinde in der eignen Brust, zu

den klaren Höhen des Erfolges und der nachhallenden Wirkung emporzuführen.

Die Bekanntschaft mit solchen Helden entzündet in jungen Gemütern den Hang zur Nacheiferung, den Ehrgeiz. Es gibt einen minderwertigen, den wir bei der Eitelkeit noch kennen lernen werden; und einen sachlichen, der schon den Knaben dazu treibt, das was er in Angriff nimmt, so gut auszuführen, als er es irgend vermag; den jungen Mann dazu, Leistungen aufzuweisen, die ohne ihn überhaupt nicht entstanden sein würden. Dies ist der Ehrgeiz des Schöpferischen in Technik und Forschung, in Kunst und Staatskunst.

Ob es möglich ist, gleich dem Willen auch die Intelligenz noch zu kräftigen? Es gibt Pessimisten, die in dieser Hinsicht das Kind im Mutterleibe für fertig halten, sodaß es wohl dümmer, d. h. stumpfsinniger, doch nicht klüger, d. h. aufgeweckter gemacht werden könnte, als da es zur Welt kam. Andre sprechen deshalb von einer Züchtung des Keims, einer Regulierung des Zeugungsaktes, um das Keimplasma etwaigen Schädigungen durch den beherbergenden Körper zu entrücken, — und sicher wird z. B. ein Alkoholrausch der Eltern häufig die Ursache von Idiotie bei Kindern.

Ist eine Stärkung der Intelligenz möglich, so wird sie wesentlich abhängen von den Aufgaben, die der Lehrer dem Knaben, der Jüngling sich selber stellt und die wohl Kräfte wecken, aber nicht erschöpfen dürfen; von den Eigenschaften seiner nächsten Umgebung und davon, ob seine Nation ihm frei Feld gewährt.

Für Großzügigkeit in der Behandlung von Schülern und Nachfolgern waren musterhaft zwei unsrer Allerstärksten und Besten: Liebig und Moltke. Seinen Praktikanten gab Liebig, seinen Unterbefehlshabern Moltke niemals gebundene Marschrouten. Ein Ziel wurde gesteckt; und nun sieh zu, wie du es erreichst! Das allein gibt Zutrauen zu sich selber und öffnet innere Hilfsquellen. Aber haben jene beiden viel Nachahmung gefunden? Im ganzen geht die deutsche Tendenz auf Erstarrung, auf Regeln, auf Kommando.

Was Raum und Gelegenheit zur Betätigung anlangt, stellt

wohl Deutschland seine Söhne besser als früher; ob so gut als es könnte, wird bezweifelt. Wer eine Begabung spürt, die sich schlechterdings nur in großen Verhältnissen genugtun kann, ist nicht mehr geradzu gezwungen, auszuwandern. Ob aber unser Vaterland alles Gute, was in seinen Söhnen steckt, auch tatsächlich herausholt; ob es viele nicht heillos ankränkelt; ob Mangel an geistiger Freiheit, Mangel an Fähigkeit richtigen Sehens nicht schon durch nationale Verbildung zu allgemein geworden sind, um nicht auch starke Intellekte zu knicken und zu verpfuschen, — das eben ist sehr die Frage.

Für den Erwachsenen wird eine Tätigkeit mit Widerständen, die zu überwinden sind, zum Stahlbad seiner Energie. Darum beobachtet man es häufig, wie Leute plötzlich zusammenbrechen, nachdem sie ihre gewohnte Beschäftigung aufgegeben hatten. Herzverfettung ist die typische Todesursache der Rentner.

Diejenigen, die Freiluft lieben gelernt und sich über den Beruf hinaus geistige Interessen angewöhnt hatten, werden dem Schwachsinn zwar nicht so leicht verfallen, doch ihren täglichen *Aerger* zur Auffrischung der Lebensgeister nichtsdestoweniger vermissen. Trotzdem sagt ein deutsches Sprichwort: „Mensch, ärgere dich *nicht*".

Aufgerüttelt, vorwärtsgeführt, gehoben ist aber die Menschheit noch niemals von Phlegmatikern worden, sondern stets von Leuten, die sich geärgert hatten. An egoistischem Selbsterhaltungstrieb sind Phlegmatiker fast stets überlegen; weitblickende Vorsorge für Arterhaltung findet man am häufigsten bei Cholerikern, die am Weltlauf Anstoß nahmen.

Aerger ist eben nur ein andrer Ausdruck für Willenskreuzung, also für den Versuch, unser Ich zu unterdrücken, ein Aufruf zur Gegenwehr unsers Ichs gegen diesen Versuch, ein beklömmlicher Zwang, uns gegen andre zu behaupten. Denn so wenig wie es ein *ungereiztes* Nervensystem geben darf, wie es ohne Reiz verstumpft und seinen Tonus einbüßt, so wenig kann das Leben eines Vollmenschen glatt einherfließen, und die kein höheres Ideal kennen, als das berüchtigte „nice and easy life" der

Amerikanerinnen im Schaukelstuhl, sinken zu unnützen Drohnen herab.

Mag eine Willenskreuzung im Augenblick auch „ärgerlich" sein, die Unlust nach einer verfehlten und erfolglosen Handlung führt zur Anregung und Anstauung von Energie, zu einem zweiten Willensakt, der kräftiger einsetzt als der erste. Ja gerade der Mißerfolg verhindert das Einschläfern unsrer Wachsamkeit, und auf jedem Lebensgebiet vermag eine „wurmende Niederlage" den Anlaß zu glänzenden Siegen zu geben, weshalb kein Philosoph sich und andern ein Dasein ohne Hindernis und Aerger wünschen wird.

Das alles ist hundertmal bezeugt auf dem Gebiete der Kunst wie der Dichtung, die herrlichste Lyrik uns erblüht, weil das „genus irritabile vatum" auf Reize ganz anders wie wir gewöhnliche Sterbliche reagiert. Weil die faden Sitten des Schönemanns ihn ärgerten, dichtete Wolfgang Goethe „Lillis Park", weil der weimarische Hof, erfand er den Widerstreit zwischen Tasso und Antonio; weil die Franzosen in Deutschland ihn ärgerten, schuf Kleist seine Hermannschlacht und seinen unvergänglichen Aufruf Germanias an ihre Kinder; weil Puschkins Tod im Duell ihn ärgerte, schrieb Lermontoff jene Ode, die ihm zwar die Verbannung nach dem Kaukasus, doch auch seinen europäischen Ruhm eintrug; weil der englische „cant" ihn ärgerte, begann Lord Byron seinen „Don Juan"; weil das Elend londoner Näherinnen ihn ärgerte, sang Hood sein berühmtes Lied vom Hemde, mit dem Kehrreim: „Stich, Stich, Stich! Himmel, erbarme dich!"

Ja fast jede große künstlerische Leistung entspringt einem Gemütserlebnis, bei dem auch die Galle sich geregt hatte. Selbst Bismarck pflegte zu sagen, daß er niemals besser gesprochen habe, als wenn er sich „auf nüchternen Magen geärgert" und nachher eine halbe Flasche Sekt getrunken hatte.

Natürlich ist hier nicht jener Aerger gemeint, der mit Ohnmacht verwandt ist und wegen zu geringer Widerstandskraft, wegen Ueberschätzung des Unwichtigen, wegen Mangels an Selbstbeherrschung aufkommt. Jeder wirkliche Lebenskünstler

muß einen Stoß vertragen können, ohne zunächſt auch nur ſeine Stimme zu heben. Aber nichts Aergerliches mehr zu ſehn und anzuerkennen, heißt einem ſeichten Optimiſmus verfallen, der in Ruheſeligkeit alles, auch das Niederträchtigſte, für vorzüglich erklärt, nur um es nicht ändern und abſtellen zu müſſen. Demgegenüber wollen wir jene Form des Aergers preiſen, die man auch „Unwillen“ taufen könnte, und als ein höheres Menſchheitsideal den Spruch ausrufen: „Menſch, ärgere dich!“

Stimmt er weder zur Hedonik eines Ariſtippos, noch auch zu dem „Nichts fürchten, nichts hoffen“ der ſokratiſchen innern Freiheit, ſo muß man bedenken, daß eine derartig abgeſtimmte mittlere Gemütslage doch am eheſten bei völliger Verantwortungsloſigkeit gedeiht, wie denn jene Philoſophie tatſächlich eine Geſittung vor ſich hatte, die noch keine ſozialen Pflichten kannte. In den winzigen, menſchenarmen helleniſchen Republiken war Politik auch nichts weiter als irgend ein andrer ariſtokratiſcher Zeitvertreib. Die Pflege der freien Perſönlichkeit hatte hier ſtets die Verknechtung von neun Zehnteln aller Einwohner zur unerläßlichen, gottgewollten Vorausſetzung. Der rabiateſte atheniſche Demokrat zu Kleons Zeiten würde eine allgemeine Wehrpflicht, d. h. eine Bewaffnung der Sklaven mit gleichzeitiger Verleihung des Stimmrechts, als Verrücktheit und politiſchen Selbſtmord abgelehnt haben. So konnte ſich von jener engen Baſis, deren Aufgaben das Herz nicht weiteten, der Einzelne wohl aus dem Parteigezänk zurückziehen, um ſeinen perſönlichen Stil zu retten. Aber wenn man einem Turgenjeff hätte zumuten wollen, ſich doch über die ruſſiſche Leibeigenſchaft nicht zu ärgern und ſein „Tagebuch eines Jägers“ ungeſchrieben zu laſſen, weil das viel vornehmer ſei, oder Frau Beecher-Stowe, ſtatt in „Onkel Toms Hütte“ die Greuel der nordamerikaniſchen Negerſklaverei aufzudecken, ſich lieber mit Senecas Abhandlung über den Grimm zu beſchwichtigen, ſo wird vor der Abſurdität ſolcher Vorſtellungen das Inkommenſurable der alten Hedonik ſowohl wie der alten Stoik mit modernen ſozialen Pflichtauffaſſungen klar. Bei keinem

dieſer vorchriſtlichen Philoſophen darf man vergeſſen, daß die Sklaverei den Urgrund ſeiner politiſchen Ueberzeugung bildete und alle Ethik nur für einen Zirkel Bevorzugter gedacht war.

Der Krieg ſchließt ſich dem Aerger an als höchſter Ausdruck nationalen Zornes. Sofern er Leben und Werte zerſtört, iſt er eine Ausleſe, durch die wir vorübergehend auf eine ſchon überwundene Stufe zurückzuſinken ſcheinen, doch hat der Krieg noch einige andre Eigenſchaften, die wohl Erwähnung verdienen.

Unſchätzbar bleibt er als der wirkliche Kraftmeſſer unter den Nationen. Wo immer eine Nation die andre tyranniſiert, ſie auf Grund eingebildeter Verdienſte beeinträchtigt und ausnützt, bleibt der Krieg die einzige Rettung. Wo immer eine Nation ſich infolge vorübergehender Erſchlaffung überrumpeln und in Feſſeln ſchlagen ließ, wird der Befreiungskrieg die edelſten Leidenſchaften der Menſchenbruſt: Todesverachtung, Wagemut, Aufopferung fürs große Ganze, entflammen. Geſetzt, daß im heiligen Frühjahr von 1813, als die Preußen aufſtanden, Bertha v. Suttner mit ihrem „Die Waffen nieder!“ hätte dazwiſchentreten dürfen, welch ein Quickborn geſündeſter politiſcher Energie, für ein ganzes Jahrhundert zum Vorhalten beſtimmt, wäre auf einen Schlag zum Verſiegen gebracht worden!

Frauen empfinden allerdings nicht wie der Mann inſtinktiven Ekel gegen eine verlogene Welt ſich brüſtender falſcher Größen. Der Krieg aber, der mit ſeinem unerbittlichen Realiſmus die Anmaßung auf ihr wahres, oft ſo geringes Verdienſt reduziert, greift der Frauen eigenſte Domäne des ſchönen Scheines an. Kurzſichtig der Gegenwart zugewendet vermögen ſie ſich die Männer nicht auszumalen, die nach Beſiegelung des ewigen Weltfriedens wachſen würden. Sie bilden ſich ein, daß auch im ewigen Frieden die Eigenſchaften der Mannhaftigkeit gedeihen müßten, zu denen ſich die Menſchheit in einem Daſeinskampf, der Jahrtauſende hindurch im weſentlichen mit Krieg identiſch war, emporgezüchtet hatte.

Nein, der Anblick der europäischen Gesellschaft nach dem definitiven „Sieg des Guten" dürfte höchst unästhetisch ausfallen. Ueberall selbstzufriedene Sattheit, nur mit Begattungsgedanken beschäftigt, feist, feig, wortreich und verlogen! Denn der Betrug würde den Platz ausfüllen, den früher der Krieg eingenommen hatte.

Völker, die aufhörten, den Krieg zu fürchten, oder ihn zwar fürchteten, doch sich schönrednerisch in Sicherheit lullten, sind noch stets verfettet und unrühmlich eingegangen. Darum ist der heutige Zustand Europas: in steter Kriegsbereitschaft die überscharfe Auslese durch den Krieg selbst zwar zu vermeiden, doch die starken Eigenschaften zu pflegen, die wir dem Krieg verdanken, biologisch höchst empfehlenswert. Die allgemeine Wehrpflicht, mit der Preußen begonnen und zu der es durch sein Beispiel fast alle andern Nationen genötigt hat, ist vorläufig noch der Jungbrunnen für die europäischen Massen. Die diesen Jungbrunnen abschaffen wollen, versündigen sich unverantwortlich an der Zukunft ihres eignen Nachwuchses.

Unsagbar geschmacklos aber die Nation, die, obschon sie sich stark zu fühlen allen Anlaß hätte, doch fortwährend nach Frieden winselt. Björnson hat auf diesem Felde während der letzten Jahrzehnte viel Unklarheit gestiftet, — er selbst der Sprößling eines zwar gesunden, doch winzigen Völkchens, das seine Sicherheit nicht aus eignen Kräften, sondern von größeren Nationen „garantiert" erhält, die zu diesem Zweck ihre junge Mannschaft aufbieten und kriegsbereit machen müssen. Sehr drollig, wenn der Alte solchen im Gedränge stehenden, von neidischen Nachbarn umlagerten Völkern den Text las, als wenn eine Fliege dem Elefanten das Gravitationsgesetz erklären wollte: „Sehn Sie, ich laufe hier an der Decke, den Rücken nach unten. Versuchen Sie's nur, es geht ganz leicht!" Inzwischen ist es hiervon stiller geworden.

Ob der wirtschaftliche Daseinskampf jemals den Krieg als den großen Nachprüfer wirklichen Wertes ersetzen kann, ist fraglich. Wahrscheinlich würde auch er ganz andre Formen annehmen, sobald eine Möglichkeit für wirklichen Krieg aufgehört hätte,

zu existieren. So wird es am besten wohl dabei bleiben, daß dieser von Zeit zu Zeit seinen erzieherischen Schatten vorauswirft, damit empfindsame Phrasen aus dem Lager, das weniger weiblich als weibisch zu heißen verdient, sich nicht allzu breit machen. Treffend hat Anna Schellenberg der neuen Frau nachgesagt, daß sie die Form eines idealisierten friedliebenden Mannes mit schonungsbedürftiger Kraft und Hochschulbildung zeige. Diese „pazifistische" neue Frau ist also bei Licht besehen ein recht alter Herr. Abweisender noch klangen die Akzente Winston Churchills, als er am 30. Oktober 1912 in Sheffield militärische Stärke „das beste Heilmittel für erlittenes Unrecht" nannte, die sonst rühmlichen Eigenschaften Geduld und Friedensliebe jedoch als „nicht ausreichend" für Wahrung nationaler Interessen bezeichnete.

Das pazifistische Prinzip richtet sich auch allein schon durch seine Unwissenschaftlichkeit, da es den Daseinskampf mißversteht und Arterhaltung in einem Sinne betrieben haben will, der die Art verschlechtert. Schonung um jeden Preis ist vielfach mit Herabzüchtung identisch. Wenn mitleidige Jäger in einem Revier alle Füchse wegschießen, entarten die Hasen dort, weil der Fuchs doch nur die langsamen, schwächlichen oder kranken Exemplare fängt, die zur Fortpflanzung wenig taugten. Und wo in einem Fischteich die Brut ohne den „grausamen" Hecht belassen wird, vermehrt sie sich zwar enorm, verkümmert aber zugleich. Erst wenn Hechte zugelassen werden, wachsen die überlebenden Karauschen, Schleie, Karpfen stattlich und kräftig heran. Daß die Tugenden der Landesverteidigung sich frisch erhalten, diese Ueberlieferung ist mit gutem Grund vom Nachwuchs der aus einem Feldzug Heimgekehrten zu erwarten, nicht, wie gewisse übergeistreiche Pazifisten uns einreden möchten, ausschließlich von den Gefallenen, d. h. vergebens.

Stets ist es daher ein Zeichen umnebelten Urteils weit mehr noch als schläfrigen Willens, wenn eine zahlreiche Nation mit ihrem Blut plötzlich zu knausern beginnt, während kleine, junge, starke Völker verschwenderisch damit umgehn. „Ein gerechter Krieg ist auf die Dauer für die Seele eines Volkes viel

gesünder, als der blühendste Friede, der durch Dulden von Unrecht und Ungerechtigkeit erkauft wird. Ja, es kann sogar besser sein, im Kriege geschlagen zu werden, als überhaupt nicht gekämpft zu haben," sprach Roosevelt im Dezember 1906 zu Washington. Es ist, als ob er die Schlacht von Jena gemeint hätte, die vor hundert Jahren ebenfalls an sich rühmlicher und gesünder war, als der ganze faule Friede vorher, und recht eigentlich den Aufschwung zum Bessern gab. Darum lehrt auch Heinrich v. Treitschke: „Es sind immer nur die müden, geistlosen und erschlafften Zeiten gewesen, welche mit dem Traume vom ewigen Frieden gespielt haben." Nur in solchen Zeiten gewöhnen sich große Völker daran, ihre Lebensinteressen vor lauter Friedensliebe geringzuschätzen oder gar sich von Fremden bevormunden und benachteiligen, sich auch von Minderstarken verhöhnen und übers Ohr hauen zu lassen. Sie schlagen nicht, wenn sie sollen, sondern erst wenn sie müssen, d. h. hineingezogen durch Verwickelungen, zu deren Herbeiführung weder, noch zu deren Beseitigung sie mitgewirkt hatten, weil niemand sie mehr ernst nahm.

15. Schwächende Faktoren

Triebhafte Sucht nach ſchneller Hirnverfeinerung, nicht nur ein Gefühl von ſozialer Zurückgebliebenheit, hat während der letzten vier Jahrzehnte unſre Landarbeiter in die großen Städte und nach den Induſtriezentren geſcheucht. Das Landleben erſchien zu reizlos, zu arm an Eindrücken und an Gelegenheiten, in den Städten war „mehr los“. Deshalb wurden häufig durchaus behagliche Exiſtenzbedingungen aufgegeben, um dem bunteren, doch ungeſunden ſtädtiſchen Daſein zuzuſtreben. Die relative Individualverbeſſerung, die nicht geleugnet werden ſoll, wurde faſt überall mit einer Artverſchlechterung erkauft. D. h. wer auf ſeinem Dorf zu einem robuſten Steinträger emporgewachſen war, blieb das vorerſt auch in der Stadt; allenfalls der auf dem Land geborene und mitgebrachte Nachwuchs gedieh noch auf ſtädtiſchem Boden leidlich; doch ſchon die zweite, die dritte reinſtädtiſche Generation zeigen ein Abwelken. Die Militärtauglichkeit rein ländlicher Bezirke gegen rein induſtrielle betrug zur Zeit des franzöſiſchen Krieges — ohne „Erſatzreſerve“ — etwa 60 Prozent gegen 20 Prozent. Dies Verhältnis iſt ſeither ziemlich konſtant geblieben.

Die ſtädtiſchen Vertreter haben freilich ein begreifliches Intereſſe daran, die Wahrheit hiervon nicht gelten zu laſſen. Auch kam ihren Statiſtiken der Umſtand zugute, daß regelmäßig tauſende von jungen Leuten, die noch die Vorteile ländlicher Aufzucht genoſſen hatten, in den Städten zur Aushebung gelangten. Von den Sozialökonomen aber, die ſich mit dieſen Fragen beſchäftigen, erwarb ſich Prof. Franz Oppenheimer das Ver-

dienſt, ohne dem ländlich-konſervativen Lager anzugehören, die biologiſche Ueberlegenheit des Landvolkes und die ganz ſelbſtverſtändliche Degeneration der ſtädtiſchen Maſſen unumwunden zuzugeben.

Dies ſtimmt auch durchaus mit andern Tatſachen überein. Der Schritt, den die Evolution von der kraftvollen Natürlichkeit zu erkünſtelten Lebensbedingungen mit erhöhter Nervenanſpannung tut, iſt endgültig und nicht rückgängig zu machen; Völker, die erſt einmal überwiegend aus Hirnmenſchen mit verkümmerter Leiblichkeit beſtehen, vermöchten ſich durch keine noch ſo raffinierten Zerebralanſtrengungen einen Zuſtand robuſter Geſundheit und animaliſcher Kraft wiederzuſchenken. Genies pflegen kinderlos zu ſterben oder eine geſchwächte Nachkommenſchaft zu hinterlaſſen; Ausnahmen ſind ſelten. Die Nation ſorgt alſo ſchlecht für ſich, die durchaus Genies züchten und zu deren Gunſten den Reſt ausnützen will. Schlagend iſt es auch, daß ländliche Arbeiter wohl den Städten zuſtrömen, um ſich hier zu „gelernten“ Fabrikarbeitern zu differenzieren, erfahrungsgemäß aber der Weg aus der Stadt auf das Land zurück, ſelbſt wenn hier der größte Arbeitermangel herrſcht und gute Lohnbedingungen winken, nicht angetreten wird.

Es würde auch zu nichts führen. Will man Koloniſten anſetzen, muß man Bauernſöhne nehmen, die den Landboden noch nicht verlaſſen hatten; Induſtriearbeiter ſind zum Bewirtſchaften einer Ackerſcholle, zumal auch wegen der verzärtelten Angehörigen, die nicht mehr ordentlich zupacken können, untauglich geworden.

So blicke man jetzt auf dieſe blaſſen, großſtädtiſchen Kinderſcharen mit ihren Drüſen, Ausſchlägen, Säbelbeinen, Hängebäuchen, wie ſie watſchelnd in dunkeln Hinterhöfen auf Aſphalt abgeſchnürt von der Erde ihr junges Daſein verbringen. Keines iſt jemals durch hohes Wieſengras den Schmetterlingen nachgeſprungen, keines hat im ſommerlichen Bach gebadet und ſchwimmen gelernt, keines im wogenden Aehrenfeld nach der „Kornmutter“ ausgeſchaut. Was ein duftender Jasmingang iſt, oder ein Fiſchzug im ſchilfumſtandenen Teich, oder Vieh

auf der Weide; wie man auf leerem Leiterwagen zum Erntefeld hinauskutſchiert, auf beladenem heimkommt oder zur Winterzeit auf einem Handſchlitten den Hügel herabſauſt; was der Storch bedeutet, was die Schwalbe, was der Habicht, — alles das bleibt für ein berliner Proletarierkind aus dem Oſten oder Norden der Stadt rätſelhaft, umnebelt, ohne Vorſtellung und Begriff. Tratſch und Stank von hundert Parteien auf dieſen röhrenförmigen Hinterhöfen, in denen wie in gewiſſen gar zu engen Alpentälern der Kropf ſich einniſtet, bilden die geiſtige Nahrung der Kleinen. Und die von ſorgenden Müttern nicht „auf die Gaſſe“ hinausgelaſſen werden, damit ſie keine übeln Angewohnheiten und Anſteckungen heimbringen, die verkümmern wieder in dem Stuben- und Bettklima, werden blutarm und legen die Dispoſition zur ſpäteren Schwindſucht an.

Die Schule wird nun zur Rettungsinſel. Denn hier kann es ja nur Gutes geben. Sind Buben und Mädel erſt in der Schule, ſo ſind ſie nach der Elternmeinung auch geborgen. Dann haben ſie Beſchäftigung und Aufgaben, kommen nicht mehr auf unnütze Gedanken. Es kann ihnen nichts paſſieren, denn die deutſchen Schulen ſind ja ganz vorzüglich.

Wenn die deutſche Schule bei der allgemeinen Wertſchätzung, die ſie genießt, bei dem blinden Vertrauen, das man ihr ſchenkt, und bei der enormen Ausdehnung, die man ihr gegeben hat, ihre Schuldigkeit etwa nicht erfüllte, ſo läge ein Verbrechen an der nationalen Wohlfahrt vor, wie es ſchlimmer kaum gedacht werden kann.

Nicht daß die Schule berufstechniſch zu wenig leiſtete; ſie leiſtet viel, viel zuviel. Doch eben daß ſie zuviel leiſten muß, leiſten will, das macht ſie auf die Dauer zu einem gefährlichen Inſtitut.

Die Schule beanſprucht gerade die wichtigen und langen Jahre, da die heranwachſenden Geſchlechter dem Einfluß des Elternhauſes einigermaßen entzogen, aber noch nicht ſelbſtändig ſind. Hier könnte der Staat nun Wunder tun, falls er es richtig anfinge.

An Sturmsignalen fehlt es längst nicht mehr. Nur aus Deutschland kommt die seltsame, doch uns ganz alltägliche Kunde einer Verängstigung, die im Kindesalter schon auf Selbstzerstörung sinnt. Ein großer Teil derer aber, die die Schule durchmachen, ist wie geistig ermüdet, ohne Schwung und Frische. Weshalb? Weil eine viel zu scharfe Methodik den vollen Ernst schon von der Jugend fordert, dem Knaben- und Mädchenhirn die Leistungen Erwachsener abverlangt.

Dieses zu scharfe Anspannen wirkt rückwärts leider auf die Kost im Hause. Denn geistig abgemüdete Menschen sind mit reizloser Kost selten zufrieden, sie brauchen gewürzte, um ihren Appetit anzuregen. Wenn es nur wenigstens hülfe! Doch allgemein geht die Klage der Eltern über ihre kleinen Töchter, die aus der Schule kommen und „nichts essen wollen". Sie taumeln rettungslos der Bleichsucht entgegen, doch die Mütter wünschen nicht zu bemerken, woran es liegt, und schelten auch noch auf die armen Opfer.

Fast überall gelangt heut in deutschen Bürgerhäusern auf den Tisch eine übersalzene Gasthauskost, wie sie ursprünglich nur zum Kitzel des Durstes erfunden wurde, an der aber heut auch die Kinder teilnehmen.

So vereinigen sich übermäßiges Hocken in geschlossenen Räumen, übermäßiges Aufmerken und falsche Ernährung, um außer einem gesunden Emporwachsen auch das Allerwichtigste zu verhindern: das Erreichen einer makellosen geschlechtlichen Reife. Es kommt heute nur noch als Ausnahme vor, daß Zöglinge deutscher Mittelschulen die Anstalt völlig unbeschmutzt von Masturbation verlassen.

Und kein systematischer, unerschrockener, zäher, auf radikale Aenderung der Grundlagen abzielender Feldzug sämtlicher Schulmänner dagegen? Woher nicht? Weil das ganze sexuelle Gebiet für die Verantwortlichen nur anstößig, nicht aber ein Gegenstand vernünftiger Vorsorge ist. Die Bedürfnisfrage wird schlechthin verneint, also der Geschlechtstrieb „verboten". Was in Deutschland bekanntlich unter allen Umständen genügt. Haben Tertianer, Sekundaner und Primaner nun doch welchen, so sind

sie nicht natürlich, sondern „unsittlich", daher ein Gegenstand für Anpredigung, nicht für Hygiene.

Hygiene darf sich mit krummen Rücken, schlechten Zähnen und kurzsichtigen Augen befassen, beileibe nicht mit „unsittlichen" Dingen, die womöglich das Schamgefühl der Herren Lehrer verletzen. Solche Dinge sind Sache der „Moral" und der Schuldisziplin, werden „getadelt" und „bestraft", und damit basta.

So geschieht es, daß unsre sittsamen Direktoren und Oberlehrer gemeinhin mit festgeschlossenen Augen die Ausbreitung der Gefahr dulden und bloße Wortmacherei für Dinge haben, die durchaus der Organisation und praktischen Ablenkung bedürften. Kaltherzig überlassen sie die ihnen anvertraute Jugend ihrem Schicksal, und dies Schicksal ist auch danach.

Von den pathologischen Fällen, die durch Masturbation zur Zernichtung des Individuums führen, hab ich in meiner Monographie über „Die sieben Todfeinde der Menschheit" (1911, bei Albert Langen) das Nötige ausgesagt. Uns interessieren hier hauptsächlich die nur Geschwächten, denen man äußerlich oft garnichts anmerkt. Ihre Psychologie ist von den Engländern schärfer untersucht worden als bei uns; man will dort an Sündern, die nicht zu frühem Ausgleich und einem befriedigenden Sexualleben gelangten, gewisse Allgemeinzüge bemerkt haben, die ich unter Vorbehalt wiedergebe. Gedrücktes Wesen soll abwechseln mit Selbstüberschätzung; es gebricht an Ausdauer, gleichwohl wird viel unternommen, und neue Projekte tauchen fortwährend auf; Anmaßung besteht neben mangelnder Selbstachtung, die sich in kleinen Unredlichkeiten wie in der Neigung zu feiger Heimtücke statt aufrechten Trotzes äußert; die Widerstandskraft gegen jede Art von Versuchung ist gering, die Reizbarkeit und Empfindlichkeit sind um so größer. Ich kann aus einer langen ärztlichen Praxis, in der ich vielen solcher Unglücklichen die Beichte habe hören müssen, hinzufügen, daß die Besseren sich hauptsächlich auch durch den Zwang beschwert fühlen, vor der Welt eine Tüchtigkeit zu heucheln, die ihnen tatsächlich abgeht. Sie empfinden die Einbuße auf der ganzen Linie ihres Charakters.

In einem Punkt aber muß ich widersprechen. Man will an jenen Verirrten auch einen Hang zu dilettantischer künstlerischer Betätigung wahrgenommen haben. Hier dürfte Wirkung mit Ursache verwechselt worden sein. Es sind die Phantasiebegabten, Aufgewecktesten, dichterisch und künstlerisch Veranlagten, die, weil sie am frühesten durch Lektüre, Bilder, Liebkosungen, üppige Kost, mangelnde aktive Leibespflege gefährdet werden, auch am sichersten jenem Jugendlaster verfallen. Regt sich nun ihre künstlerische oder dichterische Ader, so sind ihnen Schwung, Originalität und Kraft wie weggenommen.

Hier liegt der nationale Schnittpunkt. Der wertvollste, für Höchstleistungen bestimmte Teil des deutschen Nachwuchses kann hinter seiner Bestimmung zurückbleiben, solange die Schulgewaltigen bei dem bisher beliebten „moralischen" Prinzip, — das auf dem sokratischen Irrtum fußt, alle Dinge ließen sich rein durch Einsicht bessern, — eigensinnig und selbstgefällig beharren, statt endlich zu einer radikalen Aenderung der Lebensweise, der Leibessitten überzugehn.

Blastophtheorie nennt sich die Keim-, Säfte-, Wachstumsverderbnis bei Kindern, vonseiten der Eltern oder der Umgebung. Syphilis und Tuberkulose stehn hier obenan.

Für Tuberkulose wird die notwendige „Disposition" oft schon ererbt, oft erst im Stuben- und Bettklima erzeugt. Erworben wird die eigentliche Krankheit dann meistens im Zusammenleben mit kranken Eltern, Geschwistern und sonstigen Nachbarn in einer Luft, die mit getrockneten Tuberkulosekeimen gesättigt ist; durch Einatmen dieser Luft, und durch sogenannte Schmier-Infektion, bei Berührung mit Wäsche und andern Gebrauchsgegenständen, an denen sich trockene Tuberkelbazillen befinden. Die feuchten, durch Anhusten, Küssen usw. übertragenen Keime können ebenfalls gefährlich werden, sobald sie getrocknet sind.

Die Aufnahme des Giftes erfolgt vonseiten der Schleimhäute des Mundes, des Nasen-Rachenraumes und der Luftwege. Infektionen durch die Schleimhäute des Magen-Darmkanales hin-

gegen, zumal durch Kuhmilch, spielen laut Robert Koch und Aufrecht (Magdeburg) keine Rolle.

Nur disponierte Körper reagieren sofort auf die Infektion und erkranken schwer. Alle aber nehmen den Kampf mit den eingedrungenen Schädlingen auf und lagern deren Gift in den Lymphdrüsen ab, die unter diesem Reiz anschwellen. Die meisten Stadtkinder führen, ohne skrofulös zu sein, am Hals solche kaffeebohnengroße Drüsen, die jahrelang stationär bleiben und, falls der Körper den Sieg davonträgt, verkalken oder ganz verschwinden, in ungünstigen Fällen aber bei irgend einem Anstoß das beherbergte Gift aufs neue in die Saftbahn vorschicken. Schulärzte haben in manchen Klassen von hundert Kindern bei fünfundsiebzig die Tuberkulose-Reaktion, also die Anwesenheit schlummernden Giftes festgestellt.

Außerordentlich gefährdet sind sommers in allen Industriestädten sämtliche Gassenkinder, durch Einatmung des nach ungenügender Sprengung aufgestörten trocknen Straßenkehrichts, der stets von lungenkranken Passanten, zumal Fabrikarbeitern, Giftkeime zu Millionen enthält. Im ganzen ist unser Volk und sind viele Stadtverwaltungen in der Beseitigung und Verhütung dieser Ansteckungsmöglichkeiten, trotz vielen schönen Worten, noch zu ungeschickt, zu träg, zu unreinlich.

Alkohol wirkt je früher desto schädlicher auf die Kinder, macht sie störrisch, launisch, unfleißig, herumtreiberisch, reizt sie zur Ueberhebung, mindert ihr Verantwortlichkeitsgefühl, weckt verbrecherischen Hang. Unsre Akademiker haben hier durch ihre Vergötterung des alkoholischen Trunkes eine schwere Schuld auf sich geladen. Denn die niedern Stände begehen alkoholische Sünden nicht aus Bosheit, sondern aus Nachahmung. Wenn die Studierten das Bier so schätzen und preisen, denken Bauer und Arbeiter, muß es ja ganz vorzüglich sein. Warum sollen die Kinder nicht „etwas Kräftiges“ bekommen?

Natürlich darf man nicht erwarten, jeden Jungen vor Allem bewahren zu können. Ein gar zu vernünftig reguliertes, polizeilich behütetes Leben wird völlig zum Ekel, wird

ein Zuchthaus, dem ja heut vielfach schon unreife Knaben den Tod vorziehn. Ebensowenig können alle Männer davon befreit werden, einen Teil ihrer Kraft und Gesundheit im Lebenskampf dranzugeben und zu verbrauchen. Darum aber sollte man der Jugend nicht fortnehmen, worüber sie doch selbst eines Tages verfügen will, sondern jeden jungen Mann mit einer möglichst großen Kapitalreserve von Leistungsfähigkeit ins Leben entlassen.

Grausam ist in den ärmeren Schichten besonders die Entziehung von Schlaf bei Knaben, ihr zu frühes Einspannen in den Dienst von Ausgewachsenen. Ich erinnere hier nur an die Opfer unsrer alkoholischen Kultur, die sich Pikkolos nennen; sie sind nicht Zwerge von Geburt, sondern bleiben im Wachstum zurück, weil sie in zu jungen Jahren schon gezwungen wurden, die Nacht zum Tage zu machen.

Aus Experimenten mit vorsätzlich übermüdeten Hunden weiß man heute, daß die Verhinderung von Schlaf sich hauptsächlich an den Nervenzellen rächt, die ihre (Protoplasma-) Füllung einbüßen und verschrumpfen, weil man ihnen die Wiederherstellung nach der Arbeit nicht gönnte. Auch scheint sich, durch so hintangehaltenen Stoffwechsel, ein Selbstgift im Körper zu bilden, weil man den Zustand auf gesunde, wohlausgeschlafene Hunde durch das Blutserum von übermüdeten verimpfen kann.

In gebildeten Kreisen wird Knaben und Mädchen nicht sowohl der Schlaf entzogen, als verschlechtert und das Hirn auf andre Weise, teils durch Ueberbürdung, teils durch verhinderten Ausgleich, in eine chronische Abschwächung versetzt.

Von den sonstigen typischen Schulprodukten, die den Schüler belasten, seine Kraft vermindern und im spätern Leben schwer wieder loszuwerden sind, sei hier noch eines hervorgehoben: die Angst.

Sie ist stets ein Beweis zerebraler Unzulänglichkeit, oft ein Degenerationszeichen. Dem Laien veranschaulicht am besten vielleicht ein Gleichnis, um was es sich handelt.

Man denke sich unter der Zentralnervenstation, dem Gehirn, einen Bahnhof, dessen Weichenstellerei in Unordnung ist. Nun

können Züge nicht auslaufen, obwohl ſie gern möchten; andre jedoch, die nicht dazu beſtimmt waren, laufen ein und richten Verheerung an.

Das entwickelte Großhirn iſt u. a. ein Zentrum für gewiſſe Schließmuskeln, die zunächſt kaum funktionieren. Beim Säugling ſprudelt es vorwärts und rückwärts; er wird dann eben „trockengelegt“, und man erwartet, daß er ſeine Schließmuskeln allmählich in die Gewalt bekomme. Dies tritt aber bei manchen Kindern ſo ſpät ein, weil ſie von Eltern mit ſchon herabgekommener Leiblichkeit, verdorbenen Säften und erblicher Belaſtung geboren wurden. Solche Kinder, die noch ihr drittes, viertes, fünftes Jahr in ewiger Angſt verbracht haben, daß ſie verunglücken, um dann Prügel und Vorwürfe davonzutragen, unterliegen ſehr leicht nachher auch der Schulangſt. Jede harte Frage des Lehrers verſetzt ſie in einen Schreck, daß ihr Herz ſchlägt und ſie zittern. Bei gewiſſen acht- und neunjährigen beſonders nervös veranlagten Knaben iſt ein ſolcher Schreck bisweilen mit halb wollüſtigen Säfteverluſten verbunden, die außerordentlich ſchwächen und die ſexuelle Sphäre für die Zukunft ruinieren. Doch auch normale, nur zarter beſaitete Kinder werden unter tyranniſcher Fuchtel allmählich zur Angſt abgerichtet.

Wirkt nun das tüchtige Großhirn durch ſein Oberbewußtſein wohltätig hemmend auf unwillkürliche Vorgänge wie Zittern und Herzklopfen, ſo erfolgen umgekehrt vom Unterbewußtſein her und aus den ſtörenden „Komplexen“, die da verankert liegen, Hemmungen für Willensimpulſe, die das Oberbewußtſein beabſichtigt hatte, deren Ausführung aber infolge der unbewußten Hemmung nicht zuſtande kommt. Den häufigſten und im Sexualleben der Neuraſtheniker weitverbreiteten Komplex bildet die Erinnerung an frühere Mißerfolge. Der objektive Tatbeſtand würde gewiſſe Handlungen erlauben, die jedoch der ſeiner ſelbſt unſicher Gewordene nicht fertig bekommt.

Aehnliches paſſiert freilich auch unverdorbenen Naturkindern, ſobald ſie prompt, auf ſchnellen Anruf, eine Aufgabe bewältigen ſollen, die dem trainierten Kulturmenſchen keine Schwierigkeit

verursacht, während sie den Ungeübten überrascht und lähmt. Es geschieht häufig, daß muskulösen Schwarzen plötzlich die Kniee schlottern, sobald sie unter den Augen des Vorgesetzten einen mäßigen Graben oder Zaun überspringen sollen. Das miserable Schießen der Neger, sodaß sie, mindestens in Zentralafrika, für das Feuergefecht als Gegner früher kaum in Betracht kamen, hatte die gleiche Ursache. Uebrigens erschrecken auch zahlreiche Europäer, deren Logik hinreicht, um ein Rebhuhn nicht zu fürchten, dennoch vor dem schlurrend aufgehenden Tierchen, weil sie aus Erfahrung wissen, daß sie den Aufgaben des richtigen „Vorhaltens" beim Zielen und des rechtzeitigen „Abkommens" nicht gewachsen sind. Einige weitere sehr bekannte Formen der Angst sind das „Lampenfieber", das „Examenfieber", das „Reisefieber", dazu die „Erwartungsangst", ein mangelndes Vermögen, seine Ungeduld zu zügeln, eine Neigung der Phantasie, in schwarzen Vorahnungen zu schwelgen.

Schülern, von denen die Angst Besitz ergriffen hat, versagt mitunter das Gedächtnis vollständig, sobald sie gefragt werden. Sie klappen auch bei jeder andern Gelegenheit zusammen, wo an ihre Schlagfertigkeit oder Entschlußkraft eine Anforderung herantritt. Während der normale Mensch nirgend so besonnen und Herr aller seiner geistigen Kräfte ist wie in der Gefahr, wirken Angsthuber leider ansteckend. Sie tragen ihre Angst zumal in die Aemter und bekommen vor jeder Inspektion, ach! vor jedem Auftrag einen roten Kopf. Mit ihrer Ueberschätzung fast jedes einschlägigen Wertes wachsen sie sich zu Kraftverschwendern übelster Sorte aus, machen mit ihrer „zappligen" Aufregung sich selbst und allen Untergebenen das Dasein zur Hölle, quälen als richtige Hypochonder und Neurastheniker ihre Familie, wenn sie eine haben, und fühlen sich höchstens beim Abendschoppen wohl, wo sie unter Gleichgesinnten ihren Schmerz und ihre Besorgnis ausstöhnen können.

Aber „Niedergeschlagenheit", sagt Spinozas Ethik, „ist keine Tugend", sie „ist Unlust, welche daraus entspringt, daß der Mensch sein Unvermögen betrachtet". Wodurch „sein Tätigkeitsvermögen gehemmt wird". Was keine Nation, die Selbst-

erhaltung und Arterhaltung pflegen will, unter ſich aufkommen laſſen dürfte. Wir täten daher beſſer, die minderbegabten, tyranniſchen Direktoren zu entfernen, die ſich durch die Angſt, die ſie verbreiten, geſchmeichelt fühlen.

Es iſt allerdings richtig, daß die Schule hier dem deutſchen Elternhaus in die Hände arbeitet, das gleichfalls auf die Tugenden, die eine Philoſophie der Kraft am höchſten ſchätzen muß: Selbſtachtung, Selbſthilfe, Selbſtändigkeit, geringen oder garkeinen Wert legt und nur *gehorſame* Kinder haben will, mögen ſie auch unſelbſtändig zum Erbarmen ſein.

Der Gehorſam hat beſtechende Vorzüge für Maſſenwirkung. Dort, wo zuſammengeballtes Volkstum in den Kampf geſtellt wird, kann man ſeiner nicht entbehren. Doch er iſt ein Knecht und vermag daher nicht zugleich auch die Tugenden der ſtarken Perſönlichkeit zu wecken, die für den Einzelnahkampf unerläßlich ſind. Wenn ein deutſcher Auswandrer daheim das Gehorchen gar zu wohl gelernt hat, wird er „drüben" ſchnell unter die Füße kommen; hat er nichts gelernt als befehlen, ſo wird er drüben keine Untergebenen finden.

Darum ſoll eine Nation ſich dreimal beſinnen, bevor ſie den Drill zum Ideal macht. Seine hiſtoriſchen Verdienſte behält der Gehorſam nur, wo moderne Kritik ihn reguliert. Er bedeutete die Rettung, als die Deutſchen durch mangelnde Disziplin und mangelnden Zuſammenſchluß fortwährend ſich ihre Maſſenwirkungen verdarben, ſich um den Genuß ihrer Stärke betrogen und aneinander aufrieben. Nun wir organiſiert *ſind*, wäre es an der Zeit, uns auf andre Quellen der Kraft zurückzubeſinnen, als die gerade gut genug waren, um ein politiſch verblödetes Volk im Nothehelf wieder zur Vernunft zu bringen. Die Sucht, alles das, was der Einzelne leiſten könnte, von Organiſation zu erwarten und nur noch in gedrillten Vereinen aufzutreten, wirkt entnervend und verleiht unſrer Geſellſchaft auf die Dauer etwas Lächerliches. Die Gewaltigen mögen ſich einbilden, mit den Hilfsmitteln barbariſchen Drilles Maſſen bei einer Sache feſtzuhalten, die dieſe ſelben Maſſen verabſcheuen. Aber es kann der Tag kommen, wo der innere Wider-

wille ſich ſtärker erweiſt als die Furcht vor Zuchtmitteln; dann rächt es ſich, die Selbſtachtung in den Untergebenen mit Füßen getreten zu haben.

Noch wäre eine Eigenſchaft zu nennen, die den Charakter bricht, den Verſtand verdunkelt. Selbſtliebe iſt mit ihr verſchwiſtert; alſo nach Nietzſche wohl ein Stärke-Wert. Aber auch Selbſtgefälligkeit und Selbſtverblendung ſind es; wie verhält es ſich mit denen? Der ganze Komplex geht unter dem Namen Eitelkeit.

Bismarck hat ſehr hart über ſie geurteilt und oft von der Eitelkeits-Hypothek geſprochen, mit der dieſer oder jener Intellekt belaſtet ſei. Wolle man die wirkliche Bilanz von jemandem haben, ſo müſſe man ſeine Eitelkeit von ſeinen Fähigkeiten abziehen.

Wie entſteht Eitelkeit?

Sie iſt faſt immer angeboren, und eine ihrer Haupturſachen heißt Mangel an Urteil. Hiermit behaftete Kinder gewinnen faſt niemals den richtigen Abſtand zu ihrer Umwelt, halten ſich für wichtiger, als ſie ſind, und wenn ſie ohne Geſchwiſter aufwachſen, von Mutter und Wärterin verhätſchelt, während jeder Beſuch „das hübſche Kind“ lobt und liebkoſt, ſo iſt die Eitelkeit fertig.

Sie äußert ſich unvorteilhaft ſchon früh dadurch, daß alles Angenehme geglaubt, alles Zweideutige angenehm ausgelegt wird, wie durch viel zu genaues Achtgeben auf die eigne Perſon und den Eindruck, den ſie hervorruft. Stets bildet der Eitle ſich ein, daß aller Augen auf ihn gerichtet ſeien. Hieraus reſultiert wieder ein ſehr ſchädliches Moment der Schwäche: die Abhängigkeit vom Urteil andrer, der übertriebene Wert, der auf die gute oder üble Meinung Fremder gelegt wird, und eine Empfindlichkeit gegen dieſes Urteil, die keine Selbſtändigkeit aufkommen läßt, ſondern unermüdlich berechnet, wie man ſich in Gunſt ſetzen könnte.

Doch auch Stärkere, die den ſchwächlichen Trieb garnicht hegen, fortwährend Anſtrengungen zu machen, um das Urteil andrer für

ſich zu gewinnen, verfallen der Eitelkeit, indem ſie ſich auf angeborene Vorzüge zuviel einbilden. Dieſer Hochmut der Begabten iſt außerordentlich verbreitet, macht viele junge Leute anmaßend und abſprechend. Ihre Logik ſollte hinreichen, um ihnen zuzuflüſtern, daß Angeborenes höchſtens ein Verdienſt ihrer Eltern ſein könne; doch ſie pochen auf ihren Wuchs, ihre Muſkulatur, ihre Sprungfeſſeln, ihr ſcharfes Auge, wie der Protz auf ſeinen Geldſack ſchlägt. Um ein alltägliches Beiſpiel anzuführen, wie oft hört man auf Tennisplätzen von den Lippen eines „Erſtklaſſigen“ unter den Zuſchauern folgende Wendung: „Der Dummkopf! Rennt er da um jeden Ball herum! Warum ſchlägt er nicht einfach zu?“ Solche jungen Thebaner ſind nicht nur etwa ſtolz auf ihren geſchmeidigen Arm, der ihnen erlaubt, jederzeit ohne Frontwechſel von rechts oder von links den Schlag zu führen, ſondern ſie möchten ſich dieſe Ausrüſtung ihrer Bänder und Sehnen auch noch als einen Beweis von Klugheit anrechnen, um das ſteife Handgelenk der Minderbegabten, die ſich für jeden Schlag erſt umſtändlich in Poſition bringen müſſen, als töricht verachten zu können.

Umgekehrt ſcheinen Feinfühligere ſich ihrer Vorzüge eher zu ſchämen. Gleichviel ob dieſe Tendenz auf Schonung, — denn die Gefühle der Zurückgeſetzten ſind bitter und ſchmerzlich, — mühelos durch eine angeborene Stärke des Urteils oder durch einen charaktervollen Sieg über ſich ſelbſt zuſtandekommt, hier liegen die Wurzeln der Popularität für jeden, der ſich ſpäter einmal in der Oeffentlichkeit bewegen und Parteien führen will. Denn der „Arrogante“, der jede zufällige Ueberlegenheit in Ausübung oder auch nur Anſchauung und Begründung von Dingen zu einer empfindlichen Niederlage für den Opponenten ausgeſtalten möchte, wird immer unbeliebt ſein.

Die gebräuchlichſten Formen der Eitelkeit bei Erwachſenen beſtehn außer in dem übertriebenem Zeitaufwand für die äußere Erſcheinung und der ſchon erwähnten Leichtgläubigkeit, infolge deren eitle Menſchen betrogen und immer wieder zum Beſten gehalten, „zum Narren gemacht“ werden, hauptſächlich in einem fehlenden Gefühl für die eigenen Mängel; in einer Ueber-

ſchätzung der eignen Leiſtungen; und in der Sucht, etwas andres vorzuſtellen, als man tatſächlich iſt.

Eine krankhafte Selbſtbeobachtung, eine nie ruhende Analyſe des eignen Seelenlebens und ein Hinarbeiten auf „Eindruck machen“ pflegen erſt im Sarge nachzulaſſen.

Es gibt nun Unglückliche, die von der Natur nicht als eitel gedacht waren, ſondern tatſächlich erſt von einer ſorgloſen, unklugen Umgebung in früher Kindheit dazu verzogen wurden. Dieſe, ſobald ſie ihren Zuſtand erkannt haben, arbeiten oft wie Verzweifelte, ihn abzuſtellen, und arbeiten vergebens. Niemand kann ſachlicher im Ehrgeiz, kritiſcher gegen das eigne Werk, offner und empfänglicher für Widerſpruch ſein, als Einer, der ſich ſelbſt ertappt hat und an den Zügel nimmt; eine gewiſſe naive Selbſtgefälligkeit bleibt und iſt nicht auszurotten. Denn Eitelkeit wird aus einer Eigenſchaft ſchnell zu einem Zuſtand, einer Lebensauffaſſung, einer beſondern Art, Dinge zu nehmen und ſich ſelber zu geben. Erſt Alter und Einſamkeit löſen den Zauber, den die Umgebung, als ewig gefüllter Zuſchauerraum, auf den Darſtellenden ausgeübt hatte.

Andre wieder, von Hauſe aus nicht eitel oder doch nicht eitler als ihre Durchſchnittsmitmenſchen, werden es nach dem erſten Erfolg, zumal wenn dieſer Erfolg unverdient war. Und es iſt unglaublich, auf was für Kindereien ſolche Tröpfe zuweilen eingebildet ſind, in dem ſchmeichleriſchen Wahn, etwas Auszeichnendes erlangt zu haben. —

Die weibliche Eitelkeit auf ſchöne Form iſt um vieles harmloſer und erträglicher, weil ganz natürlich. Im Gegenteil pflegt eine Frau, die nicht gefallen will und ſich über das Urteil ihrer Umgebung hinwegſetzt, bald unleidlich zu werden. Darum nennt auch ein ſo feiner Kenner wie der Earl of Beaconsfield Koketterie die Eigenſchaft, die unſre Damen ſo reizend mache. Weniger harmlos iſt weibliche Rechthaberei, die mit endloſer Rabuliſtik der Verdunkelung eines Streitfalles dient, weil die Eitelkeit nicht zugeben kann, daß man ſich vergaloppiert hatte.

Zuſammengehören die Eitelkeit von Königen, „die die Wahr-

heit nicht hören können", mit der von Mäzenen, die ſelber dichten, und von ſonſtigen großen oder kleinen Tyrannen, die ihre Macht über jeden Erreichbaren ausbeuten, um ſich Schmeicheleien zu erzwingen.

Dagegen bildet die Eitelkeit der Schauſpieler eine Klaſſe für ſich. Sie müſſen um den Beifall der Menge buhlen, ſie ſind beruflich dazu gezwungen und leiden unter dem Nachteil, daß ihre eigne Perſon ihr Kunſtwerk iſt, ſie ſich alſo nicht gleich andern Künſtlern ihrer Leiſtung gegenüber objektivieren können. Das kann der Maler, der ſich kritiſch vor ſein Bild hinſtellt; der Schauſpieler ſteckt unlösbar in ſeiner Maſke und iſt auf den Spiegel angewieſen, demnächſt auf den Applaus. Beides iſt ein Umgang, der Eitelkeit befördert und großzieht. Auch iſt das viele Wechſeln der Rollen, dieſes profeſſionelle Scheinleben in die verſchiedenſten Temperamente, der Unwahrhaftigkeit zu nahe verwandt, als daß haltloſe Charaktere nicht bald auch im Alltagsleben ihre Rolle ſpielen und etwas andres darzuſtellen verſuchen ſollten, als ſie tatſächlich ſind.

Aus allen dieſen Gründen ſprechen die Philoſophen gemeinhin ſehr ungünſtig über Schauſpielereitelkeit, aber es iſt im Gegenteil viel verwunderlicher, daß trotz den großen Verſuchungen, denen dieſer Stand ausgeſetzt iſt, ſich immer noch ſoviel Geſcheitheit, Einfachheit und Biederkeit in ſeinen Reihen findet. Weit peinlicher wirkt das Auftreten richtiger „Komödianten" in andern Geſellſchaftsklaſſen; ſo wenn Pfarrer ein ſalbungsvolles, hochtrabendes, geziertes Weſen zeigen, oder wenn Parlamentarier und Rechtsanwälte nun auch im kleinen Kreis immer das große Wort führen und alle Aufmerkſamkeit für ſich allein beanſpruchen; oder Selbſtzufriedene ſich von jeder neuen Bekanntſchaft mit der Ueberzeugung verabſchieden, einen unauslöſchlichen Eindruck hinterlaſſen zu haben; oder Perſonen in hoher Stellung ihre Pflicht verſäumen, weil ſie jeden Tag irgend einem Bildhauer, Porträtiſten oder Photographen ſitzen müſſen.

Gefährlich und zuweilen ungeheuer koſtſpielig iſt die Eitelkeit ganzer Nationen. Solche Völker haben ſchon teuer dafür be-

zahlen und bluten müſſen, wenn ſie ſich falſch abgeſchätzt und zuviel eingebildet hatten. Ich erinnere an die „grande nation“ von 1870. Doch werden Stimmen laut, welche behaupten, daß die Deutſchen darin die Erbſchaft der Franzoſen angetreten hätten, daß ſie ſich ſelbſt zu hoch bewerten und gegen die Eigenart andrer blind ſind.

Als ein Schmeichelwert hängt mit der Eitelkeit zuſammen ein Begriff, der leider, durch die Religion empfohlen, ſich der Herzen zumal unſrer Frauen in viel zu hohem Grade bemächtigt hat und ihnen als Lebensprinzip kaum noch entreißbar ſein wird: die Hoffnung.

Die Hellenen dachten ſehr ungünſtig von ihr und nannten ſie eine Täuſcherin, eine Betrügerin. Es iſt einfach nicht wahr, daß Pandora (die Eva der Griechen) ihre Büchſe voller Uebel auf die Menſchheit entleert, aber ihnen als Troſt die Hoffnung geſchenkt habe. Wir ſehen da, für den Gebrauch von Chriſten, eine Verfälſchung des alten Mythos, der in der Faſſung des Heſiod („Erga kai hemerai“ 94 ff.) genau umgekehrt lautet:

„Aber Pandora hob von der mächtigen Truhe den Deckel,
Rüttelte ſchwingend ſie um und erſchuf uns Leiden die Menge.
Einzig die Hoffnung blieb in dem undurchbrechbar'n Gehäuſe
Unter dem Deckel im Innern zurück.“

Die Menſchen verdanken alſo laut Heſiod jenem Urweib alles Arge; nur mit der Hoffnung verſchonte ſie Pandora und ſchlug den Deckel zu, gerad als dieſe ihre Flügel ſchon ſpreizte, um ſich gleichfalls auf die Sterblichen zu ſtürzen. Heſiod ſagt nicht, woher wir jenes Uebel nun haben, und ſcheint anzunehmen, daß die Menſchen ſich ihre ſchlimmſte Geißel ſelbſt gebunden hätten.

Denn zweifellos trübt Hoffnung den Blick, ſchläfert das Urteil ein und macht eigenſinnig. Sokrates wieder lehnte die Hoffnung, als unvereinbar mit dem Ideal der innern Freiheit, ab; der Freiheit von Angſt. Wer nichts fürchtet, darf ſelbſtverſtändlich auch nichts hoffen; ſonſt kommt er nicht ins Gleichgewicht.

Die verheerenden Wirkungen einer entgegengesetzten Gemütsrichtung kann man alle Tage an unsern liebenswürdigen Närrinnen studieren. Wünschen ist für sie Hoffen, Hoffen ist Erwarten, Erwarten ist Gewißheit. Ihre Illusionen sind eisern, was natürlich ihre eigne Dauerhaftigkeit im praktischen Leben herabsetzt, sie in ganzen Scharen an Schwindler und Gauner ausliefert. Wer sich die Mühe nimmt, ihnen falsche Vorspiegelungen zu machen, hat sie in der Schlinge; denn sie glauben alles, was angenehm ist, und geben es um keinen Preis wieder her. Man muß doch hoffen! Bei dem schwunghaften Export deutscher Mädchen in auswärtige Sklaverei niedrigster Art spielt Hoffnung die Kupplerin.

Mag man aber die Fähigkeit, Unglückliche hinzuhalten, eine lobenswerte soziale Leistung nennen, — während Hinhalten mit faulen Versprechungen sonst für schändlich gilt, — so kann doch kein Hoffender stärker sein, als der Stoiker, der dem Uebel furchtlos ins Auge blickt und sich das Schwärzeste eingesteht. Soviel höher Bismarck, der mitten im Glück den möglichen Fehlschlag vorausberechnete, als Staatsmann über gewissen „sanguinischen" Gegnern stand, soviel tiefer steht der Illusionär des Alltags unter nüchternen Durchschnittsbürgern.

Darum lautet der 47. Lehrsatz im vierten Teil von Spinozas Ethik: „Die Affekte der Hoffnung und Furcht können nicht an und für sich gut sein". Weil sie nämlich „einen Mangel an Erkenntnis und ein Unvermögen des Geistes anzeigen". „Die Affekte der Ueberschätzung und Unterschätzung" aber „sind immer schlecht".

Die Japaner, die unter allen Umständen, „das Gesicht bewahren", d. h. weder Hoffnungen lärmend zur Schau tragen, noch auch bei Fehlschlägen mit Gewissensbissen der Verzweiflung anheimfallen, sind gebildeter als die Deutschen von heute, die sich der Hingabe an einen schwächenden Affekt noch rühmen.

Die philosophische Kontrastfarbe zur Hoffnung heißt nicht Hoffnungslosigkeit, sondern Furchtlosigkeit. Es ist schwer möglich, dem Wachsamen, der das Gefühl der Kraft wie das Bewußtsein der Pflichterfüllung hegt, eine ruhige Zuversicht zu

rauben; das Spiel mit angenehmen Träumen hingegen ist eine Art von femininem Alkoholismus, macht weichlich und unvernünftig. Etwas mehr Herbigkeit wäre unsern Mädchen daher zu wünschen. Das deutsche Volksgewissen war weit verständiger als der Evangelist Johannes, in dem guten alten Sprichwort: „Hoffen und Harren macht manchen zum Narren".

Dem kann sich eine Philosophie der Kraft nur anschließen. Das Unerwartete geschieht häufiger als das Erwartete, gerade dem Optimisten, der alles falsch einschätzt; und Fassung ist verdienstlicher als Hoffnung.

16. Nietzsches Werte der Schwäche

Versuchen wir, die Gesinnung des Christentums in hygienischem Betracht auf eine knappe Formel zu bringen, so dürfte sie lauten: „Ein schwächlicher, kranker Christ ist hundertmal soviel wert wie ein starker gesunder Heide". Pascal ging bekanntlich noch weiter und behauptete, ein kranker Christ sei mehr wert als ein gesunder Christ.

Diese Gesinnung war durch und durch pauliniſch, also orthodox. Denn Apostel Paulus hat ja die christlichen Batterien demaskiert, die gegen unsre Gesundheit gerichtet sind, im ersten Kapitel seines ersten Korintherbriefes, in den Worten: „Sondern was t ö r i c h t ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden machte; und was s c h w a c h ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden machte, was stark ist. Und das U n e d l e vor der Welt und das V e r a c h t e t e hat Gott erwählet, und das da n i c h t s ist, daß er zunichte machte, was etwas ist."

Nietzsche traf also ins Schwarze, wenn er im Christentum eine unterirdische Verschwörung sah „gegen Gesundheit, Schönheit, Wohlgeratenheit, Tapferkeit, Geist, Güte der Seele, gegen das Leben selbst," . . . einen Aufruf zum Hochmut an alle feichten Schwätzer und körperlich Mißbildeten, einen Aufruf „gegen das große Ja zu allen hohen, schönen, verwegenen Dingen".

Was Nietzsche dem Christentum als den Urquell aller Fehler vorwirft, ist, daß es die wahre Welt zur bloßen Fabel gemacht und aus dieser Fabel heraus den Menschen mit falschen Direktiven fürs Leben ausgestattet habe. Er schalt das Christentum

ne verneinende Religion, indeß der Lebensfreudige, starke trotz allem Erdenleid sein Dasein immer noch höher schätzen sollte als irgend eine Seligkeit, die durch vermeintliche Weltflucht etwa zu erreichen wäre. So prüfte er die Tugenden nach, die das Christentum lehrt, und fand sie alle verderblich, als Werte der Schwäche: Demut, Niedrigkeit, Milde, Trauer, dazu die, welche ebenfalls mit dem Wörtchen Selbst beginnen, doch in schroffem Gegensatz zu jenen stehn, die im 3. Kapitel als „Steigerungen" aufgezählt wurden, nämlich: Selbstverleugnung, Selbstvergessenheit, Selbstverzicht und — in erster Ablehnung ihm Aristoteles und Spinoza vorangegangen waren — Mitleid.

Nun liegen die Dinge folgendermaßen:

Das Christentum herrscht nicht, und jedermann handelt seinen fundamentalen Geboten entgegen; aber es hat verstanden, sich mit den wichtigsten Einrichtungen unsres Staates gleichwohl zu identifizieren, als „offizielle Staatsreligion". So haben wir eine „christliche" Schule; wir haben eine „christliche" Familie; wir haben „christliche" Universitäten; wir haben eine „christliche" Armee; wir haben eine „christliche" Justiz; wir haben einen „christlichen" Reichskanzler.

Zwar Jesus hat befohlen: Du sollst nicht schwören. Und unsre Gerichte haben den Eid; also sind sie antichristlich.

Jesus hat befohlen, unsre Feinde zu lieben. Und unsre Soldaten, unsre Generale wollen im Kriegsfall den Feind vernichten; also sind sie antichristlich.

Jesus hat befohlen, Haus und Hof zu verlassen. Unsern Familien fällt das im Traum nicht ein; also sind sie antichristlich.

Jesus hat Armut befohlen. Unsre staatlichen Volkswirtschaftslehrer aber, unser Kanzler streben Deutschlands Reichtum an; also sind sie antichristlich.

Als Bismarck wieder einmal schlaflos gelegen hatte und ein Hausfreund ihn frug, womit er sich die Zeit vertrieben habe, antwortete er düster: „Ich habe die ganze Nacht gehaßt". Und dieser Mann betonte sein Christentum!

Hat irgendwer jemals beobachtet, daß Bismarck, wie Christus doch forderte, wohltat denen, die ihn beleidigten und verfolgten? Man braucht nur die beiden Namen Harry Arnim und Rudolf Meyer zu nennen, von hunderten, um innezuwerden, wie Bismarck in diesem Punkt gesonnen war. Er hat Lothar Bucher, der ihm einmal dreinreden wollte, heftig angefahren: „Ach, das verstehen Sie nicht! Wer mich haut, den hau ich wieder.“ Und das ist antichristlich.

Aber es scheint fast, als ob, sobald ein Deutscher sich dem Tempel des „offiziellen“ Christentums nähert, Ehrlichkeit und Logik beim Pförtner abgegeben werden. Daher auch der Notstand unsrer armen Schüler, die unter „geistlicher Aufsicht“ stehn.

Wenn unsre Schule eine törichte, wortgläubige, demütige, gehorsame, schwächliche, unedle, verkümmerte Jugend anstrebt, unter systematischer Vernachlässigung des Leibes, dann ist sie echt christlich, weil in strenger Uebereinstimmung mit dem oben aus dem Korintherbrief angeführten paulinischen Ideal. Und wir wissen: es gibt solche Schulen in Deutschland zu Tausenden. Wo die Lehrer umgekehrt eine aufgeklärte, charaktervolle, frische, körperfeste, nobeldenkende Jugend heranziehn oder doch behaupten, sie heranziehen zu wollen, ist es ein frommer Betrug, sobald sie sich christlich nennen; sie sind antichristlich.

Und eben der jugendmörderische Körperhaß, der dem Christentum anhaftet, diese gegen die Arterhaltung selbst gerichtete, auf Austilgung der Zeugungskraft sinnende Lebensverneinung ist es, was das echte, wahre Christentum heute noch genau so staatsfeindlich macht, wie es von jeher war, weshalb eine Philosophie der Kraft ganz besondern Anlaß hat, dieser „Staatsreligion“ ins Angesicht zu leuchten. Der Staat, wenn er damit fortfährt, wie er langsam begonnen hat, den Fragen nachzugehn: „Was ist stark? Was macht stark? Und was erhält stark?“ wird es schwer haben, die Jugend eines Tages aus diesen Klauen zurückzufordern, und kaum daran vorbeikommen, sich von der Kirche zu trennen. Dann wird das mühsälige, korrumpierende Geschäft: in Deutschland jung zu sein, vielleicht einmal noch bessern Tagen weichen, die eine neue Blüte heranführen.

Nietzsche nannte wegen der Lebensverneinung Jesum „den öfesten aller Menschen“ und vermutete in ihm ein physiologisch minderwertiges Exemplar unsrer Gattung. Was denn wissen wir überhaupt von Jesus?

Man hat neuerdings bestritten, daß er existiert habe. Doch die bekanntesten Aussprüche Jesu sind von so gewaltiger plastischer Kraft und so wunderbar scharfsinnig, daß sie nur einem bestimmten Naturell entstammen konnten, daß man also einen zweiten, verborgen gebliebenen Jesus, der zum Erfinden solcher Genialität und zum innern Erleben einer solchen Figur fähig, d. h. mit ihr gleichwertig war, unterschieben müßte, um den der Bibel zu ersetzen. Wonach man wieder auf dem alten Fleck wäre.

Die beiden berühmten jüdischen Geschichtsschreiber Philo (20 v. bis 50 n. Chr.) und Josefus (38—93) erwähnen in ihren die Zeit Jesu behandelnden Werken dessen Namen freilich nicht; die Stelle bei Josefus ist eine plumpe Einfälschung. Römische Autoren aber bringen spärliche Nachrichten über ihn erst um die Wende des zweiten Jahrhunderts und ganz beiläufig. Entweder war also innerhalb des eigentlichen Judentums das Auftreten des „Messias“ ohne tieferen Eindruck und seine Lehre das Gemeingut eines engsten Kreises geblieben; oder Josefus und Philo haben aus Unduldsamkeit eine ihnen verhaßte Heterodoxie totschweigen wollen. Denn die Konkurrenz des Christentums, zumal durch Schmälerung der nach Jerusalem hin zentralisierten Tempelabgaben, machte sich schnell fühlbar, und vornehme Heiden, die Monotheisten werden wollten, vermieden neuerdings den Umweg über die Synagoge. Daher ein fressender Geschäftsneid und überall Juden als Anhetzer der Staatsgewalt zur Christenverfolgung, die wiederum den Haß der Christen gegen die Juden großzog.

So fließen uns nur zwei spärliche Quellen: das kurze, weil am wenigsten zurechtgefälschte, Markus-Evangelium aus der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts; und die als Ganzes verloren gegangenen, doch auch in den übrigen Evangelien kenntlichen „Herrenworte“, die bald nach des Heilands Tod von den

Jüngern gesammelt worden waren. Geben wir die Resultate der Textforschung vorweg:

Jesus war garkein richtiger Jude, sondern stammte aus Galiläa, dessen Bewohner, bei gleicher Religion dem Judentum wesensfremd, sich durch hohen Mut und heißblütigen Gedankenschwung auszeichneten. Schon seine ganz abweichende Anschauung über das, was den Menschen „verunreinigte" (Markus VII, 15—21), daß nichts, was in ihn einginge, dazu fähig wäre, sondern er allein durch das unrein würde, was aus dem Innern und zumal aus seinem Herzen als böse Gedanken von ihm ginge, diese Freiheit beweist uns, daß ihm das jüdische Gesetz niemals imponiert haben und er niemals mit der jüdischen Orthodoxie verwachsen gewesen sein kann.

Ueber die Herkunft der galiläischen Bevölkerung sind nach vielfältigen Verwüstungen, Einpflanzungen und Blutaufmischungen höchstens Vermutungen erlaubt. Vielleicht war Jesus ein Syrer, ein Hetiter, vielleicht auch der Sprößling irgend einer andern nichtjüdischen Rasse, seine Muttersprache jedenfalls Aramäisch, da das Hebräische zu jener Zeit selbst in Judäa bereits aufgehört hatte, Verkehrssprache zu sein. Aramäisch waren seine letzten Worte am Kreuz: „Eli, Eli, lama asabthani — mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?"

In Bethlehem ist Jesus mit Sicherheit nicht geboren worden, da in seinem Geburtsjahr keine Volkszählung stattfand und ein andrer Anlaß für seine unbemittelten galiläischen Eltern, die weite Reise nach Judäa zu machen, als eben jene ganz unglaubwürdige „Schätzung", von Lukas nicht erwähnt wird.

Er wuchs als Zimmermannslehrling in Nazareth unter seinen Geschwistern auf. Sein erstes großes Erlebnis war die merkwürdige tiefe Sehnsucht seiner Zeit nach Erlösung, eine Sehnsucht, die er nicht empfand, weil er in sich selbst sicher war. Aus dem Hause trieb ihn mit eingetretener geistiger Reife der Widerspruch zu den Seinigen, ein Widerspruch, der nie behoben wurde, sondern sich im Lauf seines Lebens verschärfte. Anhang suchte Jesus unter Leuten seines Standes, einfachem, tagwerken-

dem Volk. Wir würden mehr von ihm wissen, wenn seine Jünger etwas intelligenter gewesen wären.

Unverkennbar ist des Heilands Kindergeschichte den aus der Bibel bekannten Schicksalen des jungen Moses nachgebildet worden. Deshalb muß auch der arme Josef, der vermutlich die Umgebung Nazareths nie verließ, bis nach Aegypten wandern. Markus bringt garkeine Jugendgeschichte, weil sie zu seiner Zeit noch nicht erfunden worden war; in seinem ersten Kapitel schon predigt Christus, beruft Jünger und heilt.

Vom Aeußern Jesu wissen wir nichts Genaues. Der Philosoph Celsus behauptet zwar in seiner 176 erschienenen, sehr klaren und verständigen Polemik gegen das Christentum, daß Jesus ein niedriges Aussehen gehabt habe, doch welche Nachrichten ihm für diese Behauptung zu Gebote standen, vermag niemand mehr zu sagen. Immerhin erscheint er glaubwürdiger als sein Gegner Origenes, der im dritten Jahrhundert eine „niedrige" Gestalt Jesu bestreitet und nur eine „häßliche" zugibt. Aber sehen wir näher hin, so ist sein Gewährsmann der Prophet Jesaias mit der am Eingang des 53. Kapitels zu findenden ganz dunkeln Weissagung, daß „mein Knecht" erhöht, aber seine Gestalt häßlicher als die andrer Leute sein werde, — keine überzeugende Autorität. Jesus *kann* freilich klein und buckelig gewesen sein, aber sein aggressives Auftreten im Tempel, als er die Tische der Wechsler umstieß und alle Händler mit Geißelhieben austrieb, läßt ihn robust erscheinen. Am wenigsten dürfte wohl Dürers vor vierhundert Jahren aufgestelltes und heut über die ganze Welt verbreitetes Idealbild zutreffen, weil es gerade die legendären, vor der Kritik nicht bestehenden Züge herausgearbeitet hat. Weit näher liegt die Vermutung, daß Jesus gleich einer berühmten Größe des achtzehnten Jahrhunderts, die von Gesicht häßlich war und doch alles auf den ersten Blick für sich einnahm, seinen mächtigsten Zauber in ein paar schwermütigen, ruhigen, tiefen dunkeln Augen gehabt habe. Jedenfalls gehörte er zu den magnetischen Naturen, die, von großer Selbstsicherheit wegen ihres durchdringend scharfen und schnellen Urteils, zu starker Willenskonzentration und eben hier-

durch auch zur Uebertragung ihres Willens auf andre fähig sind.

Kein Wunder, daß Christus ein gesuchter Arzt wurde. Er heilte — mindestens vorübergehend — vermöge seiner somatischen Ausstrahlung viele nervöse Leiden, vor allem durch Hysterie entstandene Lähmungen und sonstige funktionelle Störungen. Wenn wir hören, daß er auch Aussätzige „geheilt" habe, so werden wir freilich bereits an Legendenbildung denken.

Allein das Heilen war garnicht sein Ziel. Er gab es bald auf, eben weil er seinen eigentlichen Beruf erkannt zu haben glaubte. Ihn dauerte die Selbstquälerei eines durch hundert Forderungen des Zeremonialgesetzes bei jeder alltäglichen Hantierung belästigten, eingeschnürten, unzufriedenen, ja verzweifelt nach Erlösung verlangenden Volkes.

Das hatte Johannes der Täufer angerichtet, der, selbst kein Erlöser und in großer Verlegenheit, unentwegt auf einen kommenden hinwies. Die Messiasidee keimte in Jesus und schlug Wurzel. Nervenfeinheit schuf die Möglichkeit für Halluzinationen des Gesichts wie des Gehörs, zumal nach Nahrungsentziehung. Hier stehn wir bei Jesus von Nazareth vor der Grenze des Pathologischen; mit der festen Annahme, der Messias zu sein, ward sie beschritten. Denn die Vorstellung, daß Jesus den Versucher in der Wüste „überwunden" habe, ist sehr wohlwollend; er überwand nur den kleineren Anreiz: die ihm verliehene Kraft für äußere Herrschaft auszubeuten. Der stärkeren Versuchung, sich für den Sohn Gottes zu halten, ist er erlegen. Der Verlauf der Angelegenheit, aus Markus noch ersichtlich, zeigt uns den unvermeidbaren Zusammenbruch. Mit den Worten: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?" bekundete Jesus seinen Irrtum, wenn es auch die Legende bald unternahm, jenes Leiden als von vornherein gottgewollt hinzustellen, obwohl die logischen Widersprüche, die sich hieraus ergeben, für den unvoreingenommenen Verstand unüberbrückbar sind. Fragt man einen arglosen Christen: „Gesetzt, du hättest eine schwere Schuld auf dich geladen; würdest du es dulden, oder auch nur wünschen, daß ein völlig Unschuldiger für dich

leidet?" so lehnt er eine solche Zumutung entrüstet ab. Fragt man weiter: „Würdest du es billigen, wenn ein Vater seinen eignen Sohn drangäbe, um für die Schuld andrer gemordet zu werden?" so spricht er womöglich von überlebter und schauderhafter heidnischer Opferungsidee. Beides haben aber die Christen in ihrer Religoin und finden es wunderschön.

Jesus selbst wollte durchaus nicht leiden und sterben, noch das Kreuz auf sich nehmen, er wollte sehr lebendig siegen und murrte daher gegen sein Geschick. Schon Lukas unterschlägt einfach das todesverzagte: „Eli, Eli, lama asabthani", weil es in die Legende nicht hineinpaßte.

Doch längst bevor Jesus am Kreuze litt, hatten quälende Zweifel ihm die frühere Sicherheit genommen, ihm seine magnetische Kraft geraubt. Er war anscheinend einmal noch nach Nazareth heimgekehrt, um den Seinigen, von denen er sich in Unfrieden getrennt hatte, die neue Lehre zu predigen. Er überzeugte nicht. Nur das bittere Wort: „Der Prophet gilt nirgend weniger denn in seinem Vaterland und daheim bei den Seinen" (Mark. VI, 4) stammt von dieser Gelegenheit her. Aber welch ein seltsames Licht fällt auf die Gottesmutter! Sie und die Ihrigen (Mark. III, 21) fürchteten, Jesus könnte noch von Sinnen kommen, und versuchten, ihn von seiner Lehrtätigkeit, die ihnen so wenig behagte, zurückzuhalten. Dann steht Maria mit den Brüdern Jesu vor einer Haustür und läßt den Sohn herausrufen. Worauf Jesus antwortet: „Wer ist meine Mutter, wer sind meine Brüder?" Ihm gehn seine Jünger und Bekenner voran. Das Verhältnis zur Mutter kann hiernach weder innig noch vergeistigt gewesen sein.

Bald steigen die Schrecken der letzten Nacht herauf. Der Heiland, mit erschüttertem Glauben an seine Sendung, ist gleichwohl nicht ergeben in das Schicksal, das er kommen sah, sondern „betrübt bis in den Tod;" so kampiert er im Freien, jedem Verfolger leicht erreichbar. Alles, worauf er gehofft hatte: daß Engel von irgendwo herabsteigen, für ihn streiten und „das neue Reich" ankündigen oder sonstwie Wunder geschehen würden, blieb aus. Die Jünger wollen schlafen, nicht mit dem

Meister wachen, den sie weniger als je verstehn. Sobald die bewaffneten Häscher den Gefangenen fortgeführt haben, zerstreuen sich die Jünger.

Was den Heiland für die Pharisäer wie für das Volk von Jerusalem so anstößig werden ließ, war die Wegnahme der „Verheißung". Das Einzige, was die Beobachtung des Zeremonialgesetzes den geplagten Juden erträglich gemacht hatte, war ja die Hoffnung gewesen, daß, wenn sie Gott fürchteten und sein Gesetz hielten, ihnen eines Tages die Herrschaft über alle andern Völker zufallen müßte. Sie sollten ihren Fuß in den Nacken der bisherigen fremden Gebieter setzen und ein starker Held auftreten, um ihnen diese Genugtuung zu verschaffen. Nun kam er, von dem seine Jünger behaupteten, er sei der Messias und der wahre König der Juden; doch der Mann selbst sagte gelassen: „Mein Reich ist n i c h t von dieser Welt . . . In euch selbst ruht eure Seligkeit, in euren Herzen das Reich Gottes . . . Dort könnt ihr es euch selber schaffen, durch Umkehr." Daher bei diesen enttäuschten Alltagsmenschen der Ingrimm gegen Jesus. Die Jerusalemer dünkten sich von ihm zum Besten gehalten und herausgefordert.

Jesus vor Gericht verteidigt sich garnicht, eben weil er sich schuldig fühlt. Verurteilt wird er an einen Pfahl geschlagen, abgenommen und irgendwo verscharrt. Die Anwesenheit der Mutter, die er in Galiläa doch abgeschüttelt hatte, und andrer Frauen ist eine mit Fingern greifbare Zutat, nicht minder das Abenteuer mit dem Jüngling im leeren Grab. Wir finden solche Zutaten überquellend bei Matthäus und Lukas. Johannes, wie leider vor ihm schon Paulus, interessiert sich überhaupt nur noch für den „auferstandenen" Gott. Des Paulus Logik bei dieser Gelegenheit verdient es, tiefer gehängt zu werden. Sie lautet (1. Korinth. XV, 14): „Ist aber Christus n i c h t auferstanden, so wäre unsre Predigt vergebens, euer Glaube eitel". Und da das nicht gut angeht, m u ß eben Christ auferstanden sein.

Aesthetisch am bedauerlichsten an der Jesus-Mythologie ist die Umfälschung eines starken, heißblütigen Menschen in eine milde,

salbungsvolle, friedliebende Gottesfigur, die den Zügen des Markus-Evangelium kraß widerspricht. Jesus war, solang er an sich selber glaubte, ein Kämpfer voll Heftigkeit und Parteilichkeit; er hat sich für eine rasche, höchst unduldsame Antwort einmal von einer Heidenfrau beschämen lassen müssen (Markus VII, 26—29). Und was soll man zu den furchtbaren Akzenten sagen, die er in seinem Zorn anklingen läßt? „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert" (Matth. X, 34). „Doch jene meine Feinde, die nicht wollten, daß ich über sie herrsche, bringet her und erwürget sie vor mir!" (Luk. XIX, 27).

Am vorzüglichsten gelingt Jesus die Betonung des Kernes gegen den Schein, die schneidende Ablehnung alles leeren, formalen Getues, die Forderung inneren Wertes. Auf diesem Gebiet des richtigen Empfindens liegt seine wahre Größe, von da stammen seine besten Bilder, seine knappsten, leuchtendsten Repliken. Da findet er in gefährlicher Bedrängnis Worte, die die Sache sofort zu seinen Gunsten entscheiden und den Gegner verstummen machen, Worte, „die das Goldgepräge der Ewigkeit tragen." (R. v. Delius).

Bei metaphysischen Debatten weit schwächer, oft nur spitzfindig, ohne den Nagel auf den Kopf zu treffen, verwickelt er sich auch beim Projizieren sittlicher Forderungen aufs Alltagsleben oft in Widersprüche. Man kann sagen, daß *mit* dem vollendeten christlichen Ideal die Menschheit innerhalb weniger Generationen hätte aussterben oder durch unaufhaltsamen ökonomischen Rückschritt verlieren müssen. Darum schränkte er an andern Stellen seine hochgespannten Forderungen wieder ein. Aber da er niemals den Wunsch gehegt haben kann, Unordnung und Roheit recht zu stärken, Unterdrückung und Mordlust ihr Aeußerstes gegen den Harmlosen wagen zu lassen, wie befremdlich dann der Rat zum Hinhalten der linken Backe nach einem Schlag auf die rechte! Alle praktischen Ethiker sind sich heute darin einig, daß jener Rat, außer zur Rückkehr in einen bestialischen Urzustand nach Ausrottung und Versklavung der sanfteren Elemente untauglich ist. Gerade die Zarteren müssen sich

doch wehren lernen, wenn sie nicht unter die Füße geraten wollen, bevor sie überhaupt Gutes stiften konnten. Jesus selbst hat die „paradoxe Idealethik" der Feindesliebe mehrfach gründlich vergessen, um seinen Haß und seine Wut in Scheltworten und Racheflüchen zu entladen.

Nietzsche, und schon andre vor ihm, haben freilich den Verdacht geäußert, daß wie bei sonstigen Sekten, so auch beim Christentum die sogenannte Apologetik ihren Helden nachträglich mit den Zügen ausgeschmückt hätte, deren sie bedurfte. Also auch mit den Zügen der Feindseligkeit und Rachsucht. *In der Tat finden sich die beiden oben zitierten, aus der Religion der Demut und Liebe ganz herausfallenden Kampfrufe nicht bei Markus.* Und wie hier gearbeitet worden ist, ersieht man deutlicher noch aus dem Werdegang eines andern vielzitierten Wortes. Da nämlich die Jünger melden, daß jemand des Heilandes Namen zur Teufelanstreibung mißbraucht habe, mahnt Jesus davon ab, den Mann zu verfolgen, und sagt läßlich (Mark. IX, 40): „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns." Bei Matthäus aber (XII, 30) heißt es schon umgekehrt, unduldsam und vereifert: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich".

Noch andre haben uns glauben machen wollen, daß in Jesu Munde das Paradoxon von der Feindesliebe nur ein Gleichnis mehr gewesen sei, um den Menschen die völlige innere Umkehr, — noch zutreffender wohl Umkehrung, Umwandlung, — worin „das Geheimnis", „die frohe Botschaft" Jesu bestand, nahezulegen. Wenn es auf die frühere Weise nicht weitergeht, muß eben alles und jedes, daher auch der Selbsterhaltungstrieb, auf den Kopf gestellt werden, das ist ja noch stets die Heilmethode des Radikalismus gewesen. Etwa so, wie achtzehn Jahrhunderte später Ultrasozialisten die Formeln prägten: „Eigentum ist Diebstahl", „Ehe ist Unzucht", sagte Christus: „Die Ersten werden die Letzten sein, — die Armen sind die Seligen, — der verworfene Stein wird Eckstein, — die Ausgestoßenen sind die Erben des Reiches, — man braucht nur zu wollen." Aber sobald wir die Mechanik des neuen Heiles durch-

schauen, sinkt es in der Schätzung, und die Kompromisse, die der Heiland mit der Welt eingeht, heben es nicht.

Richtig ist soviel: er hat nur gelegentlich zur Austreibung „unsaubrer Geister" das Fasten empfohlen (Mark. IX, 29), die Büßer berufen sich vergebens auf ihn. Vieles, was seiner Lebensart und seiner Lehre widerspricht, ist erst durch das Dogma, durch die gewaltsame Auslegung der pauliniſchen Briefe, in das Christentum hineingeraten. Dennoch muß man dabei bleiben, daß das neue Reich, das Jesus versprach, ohne Absage an die vorhandene Welt nicht entstehen kann und die Jesu nachgerühmte Ausgeglichenheit mit dem Weltlauf keiner Prüfung standhält. Am besten ist man laut ihm ganz arm und unkultiviert, weil Reichtum hinderlich, das Streben nach Bildung und nach den Mitteln, sie herbeizuführen, verkehrt ist. Wie er selbst keinen Herd gründet, sondern unstät herumzieht, sollen es auch seine Jünger tun und andern zur Last fallen. Wird vorausgesetzt, daß von diesen andern immer eine genügende Menge vorhanden sei, um die echten Christen zu kleiden und zu ernähren, so soll dieser Parasitismus doch eben das vornehmere Prinzip darstellen. Kein bürgerlicher Beruf kann ihm trotz aller treuen Pflichterfüllung gleichkommen.

Nein, Nietzsche hat Recht: auch das ursprüngliche, nichtpauliniſche, reine Christentum ist lebensfeindlich. Indem es dem trägen, armen, ungebildeten Pöbel einreden will, daß außer der innern Umkehr nichts nötig sei, um aus verachtetem Gesindel plötzlich eine Oberklasse von „Gotteskindern" im Besitz des wahren Heils mit Aussicht auf ewiges Leben zu werden und im Bewußtsein der Auserwähltheit auf alle Starken, Reichen, Gebildeten herabzusehen, hat es die Menschheitstiefen zwar mit einer schmeichelnden Vorspiegelung eingelullt, zugleich aber jedem biologischen Fortschritt, jeder Emporzüchtung die schwersten Hindernisse getürmt. Der beharrlichen Vorstellung, bei lebendigem Leibe selig zu sein, kommen heut indische Fakire vielleicht am nächsten. Aber sie dämmern in einem Zustande hin, mit dem verglichen jeder arbeitsame Matrose, Bauer

oder Steinträger als ein weit vorzüglicheres Mitglied menschlicher Gemeinschaft anzusehen ist.

Uns interessieren hier hauptsächlich noch zwei Probleme. Wie kommt es, daß Nietzsche, der schärfste, unerbittlichste Kritiker, den das Christentum bisher fand, nichts erreicht hat? Denn die Angriffe, die er in seinem Berserkerzorn unternahm, sind verklungen, alles ist beim alten geblieben. Und wie konnte eine so lebenstrotzende Rasse wie die Germanen an eine so lebensfeindliche Religion geraten, die sie zwang, vollständig umzulernen?

Nietzsche hat sich selber dadurch um seine Wirkung gebracht, daß, wenn neunzehn Zwanzigstel seiner Argumente zum Durchdringendsten und Einleuchtendsten gehören, was man äußern kann, das letzte Zwanzigstel so übertrieben ist, daß es den Kredit des Vorausgegangenen fast aufhebt.

Nietzsche empfand nur als Aristokrat; weshalb die soziale Großtat, deren sich das Christentum tatsächlich rühmen kann: die Sklaverei als Lebensprinzip angetastet und in der allgemeinen Schätzung herabgesetzt zu haben, für ihn keine ist, ja viel eher noch Tadel verdient.

Sein Herz gehörte der prachtvollen blonden, „nach Beute und Sieg lüstern schweifenden Bestie mit dem Raubtiergewissen". Sehr hübsch, sehr farbig! Aber wenn er, der Philosoph, zufällig ein Bürger von Herakleia, von Chalkedon oder Kyzikos gewesen wäre, im dritten Jahrhundert, als die am Nordufer des Schwarzen Meeres angelangten blonden Goten dessen Südufer, die Küsten der Propontis und des Aegäischen Meeres in unsäglicher Weise quälten, dann würden dem Schwärmer vielleicht andre Gedanken gekommen sein. Hätte er zusehn müssen, wie seine Töchter von rohen Fäusten dem Sklavenhändler übergeben wurden, seine Bibliothek in Brand gesteckt, seine ganze Villa verwüstet, — er selbst ein zu Schanden geschlagener Mann, gefesselt und irgendwohin verkauft, um andern Morgens als Mitglied der von ihm so verachteten „Tschandala"

zu erwachen, — er dürfte seine Ideen vom Uebermenschen wohl revidiert haben.

Denn durchaus nicht lagen die Dinge so verteilt, wie Nietzsche fortwährend anzunehmen scheint, daß in der antiken Aristokratie alles Wissen, alles bessere Können, alle Tugenden vereint gewesen wären, die Tschandala der Sklaven die physische, intellektuelle und ästhetische Niederung dargestellt hätte. Gerad in den Sklavenscharen lebte alles, was das Altertum an Kunstfertigkeiten besaß, lebten die Instinkte des Fleißes. In Rom war die tiefste Gelehrsamkeit an den Märkten käuflich, die ja von den kriegführenden Römern selbst, von den Goten und andern Barbaren so reichlich mit den besten Bildungselementen des Orients versorgt wurden, und von wo aus auch Nietzsche vielleicht als Schreiber in irgend einen senatorischen Haushalt hätte übergehn können. Die italischen Handmühlen aber wurden in jenen Jahrhunderten vom biologisch vornehmsten Menschenmaterial gedreht, das damals auf der Erde schritt: von germanischen Kriegsgefangenen.

Es ist eine müßige Doktorfrage, welch ein Gesicht die Kultur gewonnen haben könnte, falls das Christentum *nicht* aufgekommen wäre. Ein Blick auf die Sklaverei, deren Abschaffung noch weit über ein Jahrtausend in Anspruch nahm, die unter den verschiedendsten Formen immer wieder auflebte, ja von deren Nachwehn wir heut noch nicht frei sind, sollte genügen, um das Christentum dafür zu loben, daß es diese Herkulesarbeit wenigstens begann.

Verwahrlost die Sklaverei doch stets beide Parteien, Herren wie Knechte. Um von ihren ökonomischen Sünden nur eine einzige zu nennen: sie ruiniert jeden Bodenbau. Die faule Sklavenhand, auch unter der Peitsche des Aufsehers, lottert und macht nur noch *extensive* Landwirtschaft rentabel, weil *intensive* eben die liebevolle Sorgfalt des Besitzers, der an seiner Scholle hängt, voraussetzt und erfordert. So führt Sklavenbetrieb überall zu Latifundien mit Raubbau und saugt wegen lüderlicher Bestellung früher oder später den Boden aus. Darum schätzt jeder verständige Nationalökonom den freien

Mann, der auf eignen Füßen steht, höher als noch so große Massen einer Tschandala, die Nietzsche zur Folie für seine Uebermenschen bereit hielt.

Nietzsche verwarf die christlichen Tugenden nicht ganz; er gönnte sie als unerläßliche Ausrüstung dieser großen Menschenherde. Wir werden umgekehrt die stolzeren Tugenden der Selbstbehauptung für kein Mitglied unsers Volkes als zu kostbar betrachten, bezweifeln aber, ob die christlichen Tugenden auch noch gelten sollen, nachdem sie ihre Mission erledigt hatten.

Solang überall die Ketten der Kriegsgefangenen rasselten und der Sklavenmarkt überfüllt war, hatte es ein großes Verdienst, die Menschen vor Gott gleich zu machen und den Hochgestellten Nächstenliebe zu empfehlen, um jene Ketten zu lösen. Aber man soll nicht irgend etwas für den Tag brauchbar Gewesenes auf alle Ewigkeit übertragen wollen. Die christlichen Ideale sind uns heut auch für die Massen längst nicht mehr gut genug. Die weiche Stimmung, in die das Christentum den Daseinskampf tauchen möchte, besteht vor der Wirklichkeit nicht, macht allzuviele, die kämpfen sollten, schwächlich und schläfrig und läßt sie oft erst im Bewußtsein unwiederbringlicher Schädigung erwachen.

Indeß wie steht es nun um das Mitleid? Soll Unbarmherzigkeit schlechthin an seine Stelle treten?

Durchaus nicht. Nur predige man nicht länger Mitleid mit dem Feinde; Mitleid mit dem Korsaren! „Gegen den Korsaren ein Korsar und ein halber dazu!“ Mitleidige Helden im Krieg sind pathologisch. Sie mögen dem Poeten interessanter sein; politisch und praktisch brauchbarer für die Völker sind harte Helden. Bismarck hat Feinde geschont, wenn er sie sich für die Zukunft als Bundesgenossen aufsparte. Sentimentalität im Kampf hat er für etwas unsagbar Dummes gehalten.

Die Genfer Konvention, die Schonung Verwundeter und Entwaffneter, wird hiervon nicht berührt, wie denn jedes Kriegsrecht schon eine Milderung der Wut ist. Verwerflich bleibt

Mitleid nur gegen aufrechte Feinde, d. h. gegen angreifende Verneiner unsers eignen Daseins.

Dagegen können wir Mitleid zum sozialen Fortschritt längst noch nicht entbehren. Wo große Völker zu unreif sind, um zu begreifen, daß sie in der Sorge für die Massen ihre eigne nationale Reserve, ihre eigne biologische Zukunft betreuen, muß man zufrieden sein, wenigstens durch Mitleid harte Hände zu öffnen und die Mittel zur Einrichtung des hygienisch Notdürftigsten zu erlangen.

Auch kann es sehr wohl vorkommen, daß durch eine scharfe soziale Auslese, die als Herabzüchtung wirkt, gerade die im edleren Sinne tüchtigsten Elemente deklassiert werden, die „passendsten" aber durch Eigenschaften, die abscheulich sind und die keine vornehme Nation sich wünschen sollte, überleben. Dann können jene Deklassierten nur durch soziales Mitleid wieder zur Geltung gebracht werden. Schiller war gewiß ein höchst gutartiger, zweckmäßiger und fleißiger Mensch; dennoch war er Jahre hindurch nicht von sich selbst aus existenzfähig, und vier starke Akte des Mitleids — ich erinnere nur an das Körnerhaus bei Dresden — mußten hintereinander erfolgen, um ihn und seine reichen Kräfte der Nation zu erhalten.

Freilich auch das Mitleid hat seine Schattenseite; sie heißt Dankbarkeit. Unter allen Umständen eine Minderung der Bewegungsfreiheit, kann sie zur drückendsten, quälendsten Last werden, wo sie dem Stolz in roher und beschämender Form abverlangt wird. Jeder junge Mensch sollte sich dreimal besinnen, ehe er nur einmal „Ich bitte" sagt.

Im Christentum herrscht diese Gesinnung nicht; es kennt keinen aufrechten, unabhängigen Stolz, es fordert Armut, Güterverteilung und Nächstenliebe.

Wir haben im elften Kapitel schon darauf hingedeutet, wie jede sich selbst achtende Nation es ablehnt, ihre Politik auf Dienstbarkeit und möglichst schnell herbeizuführende Verarmung einzurichten. Im Leben des Einzelnen, der in einem christlichen Hause aufwuchs, muß die Illusion: es mache nichts aus, mittellos zu sein, man könne sich ja helfen lassen, der Entwicke-

lung des Unabhängigkeitssinnes entgegenwirken und zur Aufzucht einer verweichlichten Jugend führen, die Krebsen ohne Schalen ähnlich wird. Woher sonst das kümmerliche Ideal sovieler heutiger Jünglinge: sich möglichst bald ein Aemtchen mit staatlicher Versorgung zu beschaffen, um allen Pflichten beginnkräftiger Unternehmung enthoben zu sein? — —

Doch wenn die Liebe schon kein Prinzip ist, durch das den Menschen der Daseinskampf jemals völlig erspart werden kann, um wieviel anfechtbarer noch erscheint uns Evolutionisten der Glaube.

Hier bleibt Nietzsche wieder völlig im Recht, wenn er klagt, wie das Christentum „den Ursachen-Sinn des Menschen" zerstört habe; denn „Glaube heißt nicht-wissen-wollen, was wahr ist". Etwas aber nicht so sehn wollen, wie man es doch sieht, ist Lüge und führt schließlich dazu, daß man überhaupt kein Ding mehr so sieht, wie es ist, sondern nur, wie „die Kirche" es gesehn haben will. Dies nennt Nietzsche „die eigentlich unterirdische Form der Falschheit" und zugleich den Selbsterhaltungs-Instinkt der Theologen, „der verbietet, daß die Realität in irgend einem Punkt zu Ehren oder auch nur zu Wort komme", die Kirche daher die „Todfeindschaftsform" gegen jede Rechtschaffenheit des Denkens.

Ein einziger Beleg reicht hier hin: die schon erwähnte „Schätzung", von der Lukas im zweiten Kapitel spricht. Sie hat notorisch erst im Jahre 10 n. Chr. stattgefunden; aber Lukas benützt sie unbedenklich als Motivierung, um eine Galiläerfamilie nach dem fernen Bethlehem ziehen zu lassen, weil er ihre Anwesenheit in der „Stadt Davids" irgend welcher Prophezeiungen wegen braucht. Und diese grobe Fälschung soll nachher als „göttliche Offenbarung" von aufgeklärten Schülern der Neuzeit geglaubt werden, sozusagen bei Prügelstrafe. Denn wir haben es ja erlebt, wie die heutige Orthodoxie sogar von recht erwachsenen und selbständigen Geistlichen den festen Glauben an die persönliche Anwesenheit geschlechtsloser Wesen bei Christi Geburt und vieles Aehnliche gefordert hat, bei Amtsentsetzung.

Nun zu dem wichtigeren Problem: Wie konnten die Germanen zum Christentum übergehn? Wie konnten sie bei ihm bleiben?

Die Stärksten unter ihnen haben wohl noch lange gemurrt, wie man so niedrigen Sinn von ihnen fordern dürfe, daß sie Kränkung feig ertragen, Leben und Gut ihrer Feinde schonen sollten. Wer war denn schließlich dieser fremde Gott? Schimpfliche Strafe hatte er erdulden müssen, ans Kreuz geschlagen wie ein Ueberläufer, Mitglied eines kraftlosen Stammes, dessen Söhne jetzt noch als Händler mit ihren Ranzen vor den Saaltüren der Häuptlinge lauerten.

Es ist sehr möglich, daß gerade die Uebertriebenheit der Zumutung, die Schwere der Aufgabe diese von Anbeginn mehr phantasiereichen als urteilsstarken Naturkinder gereizt, geblendet, überwältigt hat. Für die neuplatonische Philosophie waren sie nicht reif, mit ihren eignen Mythen gerad am toten Punkt der Götterdämmerung angelangt, in der Verlegenheit griffen sie nach diesem grotesken Neuen. Der Wunderschwindel half nach, es halfen vor allem die Frauen, die mit feiner Witterung die Vorteile der christlichen Ehe früh erfaßten.

Das Christentum hat die Germanen daran gehindert, der Sklaverei eine weitere Ausdehnung zu geben; es hat sie zu diesem Zweck schwächer gemacht, als sie waren; hat sie angekränkelt, das ist vollkommen richtig. So hat Wissmann im Innern Afrikas ein einst ungemein wildes und kriegerisches Volk angetroffen, das jetzt zu sanfteren Sitten gemildert war, — durch Morphinismus. Der germanische Morphinismus heißt Christentum.

Zwar kann man nicht sagen, daß Paulus im ersten Jahrhundert einen unpraktischen Weg eingeschlagen habe, um den Niederungen Mut zu machen, die Schwachen aufzurufen, durch sie dem Christentum, durch das Christentum ihnen selber zu helfen. Doch eine ehrliche Fortführung dieser Politik würde voraussetzen, daß unentwegt ein riesiger Vorrat von brutaler, gewalttätiger Gesundheit erst anzukränkeln sei, um nur einigermaßen kulturfähig zu werden.

Und das iſt eine Täuſchung. Wir ſind längſt hinreichend gebrochen; das Chriſtentum hat ſeine Schuldigkeit getan. Wir bedürfen keiner weiteren Schwächungswerte, wir haben genug und übergenug davon.

Es wäre nun vielmehr an der Zeit, dem Chriſtentum mit einer ſehr ehrerbietigen Verbeugung für ſeine bisherigen Leiſtungen beſtens zu danken und uns danach umzuſehn, was wieder ſtark macht.

17. Von der Willensfreiheit

Meine Leſer brauchen nicht fürchten, daß ich in dieſem Kapitel altes Theologengezänk aufrühren wolle. „Vielleicht gibt es keinen Gegenſtand menſchlichen Nachdenkens, über welchen längere Reihen nie mehr aufgeſchlagener Folianten im Staube der Bibliotheken modern", ſagte Du Bois-Reymond, und wir dürfen ihm diesmal aufs Wort glauben. Alſo weder von der Erbſünde, noch von der Prädeſtination, weder von den Kalviniſten in Genf noch von den Arminianern in Holland ſoll hier die Rede ſein. Uns beſchäftigt nur das Dilemma, daß der urſprüngliche Darwiniſmus durch die Beobachtung der „aktiven" Ausleſe, der Wahl und Abänderung unſrer Umwelt, eine Einſchränkung erfahren, d. h. den Menſchen für den Gang ihrer nächſten Entwickelung tatſächlich an entſcheidenden Punkten die Wahl freigeſtanden hat, während die heutigen Moniſten jede Willensfreiheit ablehnen.

Auf den erſten Blick leuchtet es ja wohl ein, daß der Menſch in Kleinigkeiten tatſächlich freien Willen habe, genau ſo wie jedes andre Geſchöpf, das in einer gewiſſen Ungebundenheit hinlebt. Wenn ein Spatz von einem Zweig auf den nächſten hüpft oder eine Fliege von der Decke des Zimmers zum Fenſter ſchwebt, warum ſollte für dieſe Unerheblichkeiten ein ſo ſchweres Ding wie die Vorherbeſtimmung durch einen überweltlichen Gott bemüht werden? Ebenſo haben wir zweifellos, wenn wir ſchreiben wollen, die freie Wahl zwiſchen zwei ganz gleich tauglichen Federhaltern, die vor uns liegen.

Aber hier sieht man schon, daß die Frage bisher fast immer unrichtig gestellt war. Keiner berliner Fliege kann es einfallen, im Lauf des Jahres auf die Spitze des Himalaya fliegen zu wollen; und kein unmusikalischer Schuster, er wäre denn verrückt, kann in Zweifel geraten, ob er sich an einen Stiefel oder an eine Oper machen solle. Stillschweigend ist also bei der Frage nach der Willensfreiheit vorausgesetzt worden, daß es sich, innerhalb der Grenzen von Vernunft und Möglichkeit, um ernste und wichtige Entscheidungen handle.

Bisher jedoch liegen ebensoviele Zeugnisse dafür vor, daß tüchtige Menschen bei dem Glauben an ihre Gebundenheit zufrieden und tätig blieben, wie daß andre, die den Gedanken der Willensfreiheit zunächst mit Inbrunst ergriffen hatten, auf die Dauer völlig an ihm irre wurden. Und dies ist nicht erstaunlich. Denn die absolute Willensfreiheit hat einen Bestandteil in sich, der mit Uebermut, mit Hybris verwandt ist, mit dem, was die alten Griechen als hinlängliches Motiv zum Untergang empfanden. Weshalb eben Leute, die der Ehrfurcht vor höheren Mächten fähig sind, weil ihnen Selbstkritik und Bescheidenheit niemals verloren gingen, aus ihrem eignen Schicksal es lernen, an der Willensfreiheit zu zweifeln.

Kant forderte Freiheit als die „notwendige Voraussetzung der Unabhängigkeit von der Sinnenwelt", um unsern Willen nach dem Gesetz einer intelligibeln (übersinnlichen) Welt bestimmen zu können, zur Erlangung des höchsten Gutes. Als Freiheit bezeichnete er einen Mangel an Bedingtheit; als transscendentale Freiheit das Vermögen ursprünglicher Handlung, ohne irgendwelche Voraussetzungen. Doch gibt es nach ihm keine Natur ohne Kontinuität der Erfahrung; diese Kontinuität würde unterbrochen werden, falls ein Wesen die Gabe hätte, sich in seiner transscendentalen Freiheit als unbedingte Ursache einzumischen und jene Kette zu sprengen. Was Kant leider nicht abhielt, an einer andern Stelle zu betonen, daß das schlechthin notwendige Wesen (oder Gott) als allmächtig und allweise auch über die Fähigkeit unbedingten Eingriffes verfüge. Wir haben im achten Kapitel das Verhältnis dieser

Auffaſſung zu Spinozas Lehre ſchon geſtreift, die ſich von ſolcher Myſtik, von ſolcher Zulaſſung des Wunders im Weltlauf, durchaus reinhielt.

Für jeden philoſophiſchen Deutſchen iſt es nun von höchſtem Intereſſe und erleichtert ein Verſtändnis unſers Problemes ungemein, daß wie Goethe ſich durch Spinoza, ſo der werdende Schiller durch Kant angezogen fühlte. Ganz bezaubert war Schiller von deſſen Idee, daß jeder denkende Menſch durch freie Wahl Herr ſeines eignen Geſchickes zu werden vermöge. Er nahm keinen Anſtoß an der von Kant erdachten Zerlegung des Weltganzen in eine ſubjektive Scheinwelt und eine transſcendentale Wirklichkeit, der Zerſpaltung des Menſchen ſelbſt in einen ſittlich unbedingt freien und einen ſinnlich gebundenen Teil.

Gerade das aber, was Schiller ſo ſehr an Kant gefiel, mußte den ſpinoziſch geſinnten Goethe abſtoßen. Sogar ein ſonſt liebevoller Biograph, Otto Harnack, hat es bedauert, daß Schiller der glücklichen Anlage zu wenig, zu viel der bewußten und gewollten Aneignung gegeben habe. Goethe hat den gleichen Vorwurf in die Worte gekleidet, daß Schiller „im höchſten Gefühl der Freiheit und Selbſtbeſtimmung gegen die große Mutter (Natur) undankbar“ geweſen ſei.

Goethe ſelbſt jedoch war nicht ein Spinoziſt *geworden*, ſondern er war es von Anbeginn geweſen. Schon als Zwanzigjähriger hatte er in ſein Tagebuch folgendes eingetragen: „Getrennt von Gott und der Natur zu handeln, iſt ſchwierig und gefährlich. Denn wir erkennen Gott nur durch die Natur. Alles was iſt, gehört notwendig zum Weſen Gottes, da Gott das einzig Daſeiende iſt.“ Allein dieſer Eintrag, der von einem Spinozaſchüler zu ſtammen ſcheint, war viel eher noch ohne jede nähere Berührung mit dem Gedankenkreiſe des großen Philoſophen erfolgt, da eine gleichzeitige Aeußerung zu Suſanna v. Klettenberg, die der Dichter während ſeiner Krankheit Ende 1769 kennen lernte: „Gott hätte ſeinen Guten beſſer zu Hilfe kommen ſollen“, ſo unſpinoziſch wie möglich iſt. Denn der Schlußſtein von Spinozas Ethik, die Uneigennützigkeit, fehlt

hier gänzlich, nur dessen Weltbild hatte in Goethe schon gelebt, bevor dieser recht darum wußte.

Auch eignet sich Spinozas Lehre vorzüglich für Naturen von starkem Lebensdrang und günstiger Veranlagung, sodaß sie sich gehn lassen dürfen, ohne in grobe Fehler zu verfallen. Solche haben dann, während sie ihren Impulsen nachgeben, das angenehme Bewußtsein, wie von einer mächtigeren Hand geschoben zu werden. Deshalb sang Goethe:

„Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!"

Deshalb sagt Faust zu Mephisto:

„Denn du hast Recht, vorzüglich weil ich muß."

Deshalb erklärte Fritz Jacobi, Goethe käme ihm wie „ein Besessener" vor.

Erst 1774 auf seiner Rheinreise, durch Aussprache mit Jacobi in Pempelfort (bei Düsseldorf) kam der Dichter als ein „Determinierter" zu voller Klarheit. Er hatte seither das wohltuende Gefühl der Bestätigung des eignen Naturells durch Spinozas grandiosen Geist, hat sich spinozisch ausgelebt und ist spinozisch gestorben. Freilich nicht ohne gewisse Rückfälle in das Bekenntnis einer eigenwilligen Zielstrebigkeit, die eben doch stärker war als alle Philosophie, und über welche der kontemplative Spinoza sein Denkerhaupt geschüttelt haben dürfte. Hierher gehört ganz besonders jenes kurze Gedicht aus dem Anfang der weimarer Zeit, das der „Lila" dann eingefügt wurde und mit den köstlichen Versen schließt, die uns wie ein warmer Strahl ins Blut gehn:

„Allen Gewalten
Zum Trotz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei."

Schiller wiederum fühlte sofort, daß Spinoza, wie man so sagt, nichts für ihn sei, ward aber von Kant in solchem Grade

faſziniert, daß er die ſeeliſche Entlaſtung, die ihm durch die menſchenfreundliche materielle Beihilfe des Erbprinzen von Holſtein-Auguſtenburg 1791 freie Bahn ſchuf, nicht etwa zu dramatiſcher Betätigung, ſondern zu einem dreijährigen Studium der kantiſchen Philoſophie zu verwenden beſchloß und auf dem vom oſtpreußiſchen Dualiſten gewieſenen Wege: den „ſinnlich gebundenen" Menſchen durch den geiſtesfreien zu erlöſen, energiſch vorſchritt. Daher ſeine ſchwungvolle Willensdichtung, jene „Gedankenlyrik", die man heute nicht ohne Rührung leſen kann. Denn wenn in den Sammelausgaben, wie es ſich gehörte, jedes Poem ſeine Jahreszahl trüge, ſo müßte es zutage kommen, mit welchem ſchrillen Mißklang jener gläubige Aufſchwung geendet hat. Drei der allerletzten Gedichte, an denen Schillers fieberheiße Künſtlerhand noch feilen durfte, „Worte des Wahns", „Der Pilgrim" und „Sehnſucht", alle drücken die Trauer eines Unbefriedigten aus. Dem erſtgenannten ſind mit Abſicht vom Herausgeber die „Worte des Glaubens" vorgedruckt, die drei Worte „frei, Tugend und Gott", die kein Menſch ſich ſolle rauben laſſen. Gleich einem furchtbaren Hohn wirken jetzt erſt recht die „Worte des Wahns" dicht hinterdrein. Weder den Sieg des Rechtes, noch die Belohnung des Tüchtigen, noch die Erlangung von Wahrheit dürfte der Erdenpilger erhoffen. Ein matter Troſt in der letzten Strophe zeigt nur um ſo deutlicher die Reſignation, mit der ſich ein Enttäuſchter in ſich ſelber zurückzieht. Auch die „Sehnſucht" verweiſt mit einem jähen Sprung den Verzweifelten auf ein Wagnis und ein Wunder; „der Pilgrim" klingt unverhohlen peſſimiſtiſch aus.

Hier haben wir alſo zwei deutſche Repräſentativmenſchen von höchſtem Charakterwert ſich philoſophiſch entgegengeſetzt einrichten ſehn. Der eine, der ſich zur Willensfreiheit bekennt, endet im Zweifel, um nicht zu ſagen: in Verzweiflung; der andre, der ſich für gebunden erachtet, bleibt feſt und heiter bis an ſeinen Tod. Und dies hat ſich oft ſchon wiederholt. Einer der unternehmendſten Männer, die die Weltgeſchichte kennt, der letzte große Oranier Wilhelm III., der die Stuarts aus England jagte, war ſo kühn, *weil* er ſich für vorherbeſtimmt

hielt. Ebenso glaubten der Freiherr vom Stein und Bismarck fest an „Gottes unerforschlichen Ratschluß," ohne irgendwie an Unternehmungslust einzubüßen.

Soll man hieraus nun folgern, daß es völlig belanglos sei, ob jemand sich für determiniert oder prädestiniert, für willensfrei oder für gebunden erachte?

Sicher ist die Wichtigkeit einer möglichen Gewißheit in diesem Punkt weit überschätzt worden. Denn während, wie wir sahen, aktive Leute selbst durch den Glauben an ihre völlige Schicksalsgebundenheit nicht zu lähmen sind, wird umgekehrt auch die Ueberzeugung von einer mindestens begrenzten Willensfreiheit nicht imstande sein, in trägen Alltagsbürgern neue Kräfte zu wecken. Immerhin bleibt, abgesehn vom Reiz des Tatsächlichen, das man zu Ehren bringen kann, das Problem auch wegen der zu tragenden Verantwortung interessant. Wo liegen für diese die Grenzen?

Auch hier ist manches nachzuholen. Die wichtige Frage, ob außer bei einzelnen Menschen auch bei größeren Korporationen, z. B. bei Parlamenten, die Entschlüsse vorherbestimmt seien oder frei und mit Verantwortung zustande kommen, ist meines Wissens noch nicht gebührend beantwortet worden, abschon zweifellos bei solchem Zusammenwirken infolge gegenseitiger Kontrolle, gegenseitigen Abwägens viele Befangenheiten wegfallen, andre zunehmen, Verdienst wie Schuld beim Einzelnen sich anders verteilen.

Sobald eine Landesvertretung ihre politischen Rechte erweitert, oder sich selbst und ihren Mitbürgern neue Lasten auferlegt, oder eine Wohlfahrtseinrichtung beschließt, zumal wenn das Uebergewicht bei der Abstimmung minimal war, wie soll hier nur ein blind waltendes Kausalitätsverhältnis vorgelegen haben, das jede Evolution in entgegengesetzter Richtung ausschloß? Durch *freie* Wahl haben sich die Deutschen ihren Boden und ihr Klima gezüchtet, sodaß sie nicht länger einer plumpen, mörderischen Selektion unterliegen; sie legen aus freier Wahl allen Nachdruck auf die Verkleinerung der Sterbeziffer, ohne Ansehung der Tüchtigkeit der Ueberlebenden; aus freier

Wahl verkümmern sie die gebildete Jugend, weil sie den heranwachsenden Leib für wirtschaftliche Zwecke zurichten *wollen* und Schonung ablehnen. Hat sich eines Tages durch freie Wahl die Oberschicht anders entschlossen und ihre besseren Ideen auszubreiten begonnen, so wird ein Beweis mehr dafür geliefert sein, daß die heutigen Nationen in sehr hohem Grad ihr eignes Geschick in der Hand haben. Einer unsrer klarsten Köpfe, Friedrich List, warnte lange vor 1848: die Bürger sollten den politischen Fortschritt nicht immer als Geschenk von den Ministern erwarten, sondern ihn erringen und erobern. Das wird ein Volk um so eher tun, wenn es sich als Herrn seines Geschickes fühlt.

Für den Einzelnen liegen die Dinge freilich anders, und ich vermute, ungefähr so:

Es mag jemand, der von der Freiheit seines Willens durchdrungen war, auf die großen Linien geraten, wo Kausalgesetze gelten, die von seinem Einzeldasein ganz losgelöst sind und die er allein nicht zu beeinflussen vermag. Dann endet er tragisch.

Ebenso mag es vorkommen, daß ein von seiner Prädestination Durchdrungener an einen Einzelfall kommt, wo ihm Wahl und Entschluß zum Eingreifen tatsächlich freistünden, was er jedoch zu seinem Schaden ausläßt, gerade weil er sich einbildete, prädestiniert zu sein.

Je klüger und stärker einer ist, desto mehr Freiheit hat er, selbst auf den großen Linien.

Je kleiner, enger, dümmer jemand ist, desto eher scheitert er, sobald er Schicksal spielen will.

Zweckmäßige, verständige Menschen genießen von der Willensfreiheit die größten Vorteile, weil sie am leidenschaftslosesten auf ihre Ausübung verzichten. Wer sie sich, gegen die warnende Stimme der Vernunft, erzwingen will, hat es fast immer zu bereuen; auch wo sie uns verführerisch anlacht, birgt sie oft heimtückisch die schwerste Gefahr und Gewissensnot. Auf den Höhen der Menschheit aber, wo die Mächtigen wandeln, wo der Ueberblick die bessere Berechnung der möglichen Rückschläge gestattet, wird der frei wählende gar zum dämonischen Spieler,

der entweder gleich Napoleon zerschellt oder gleich Bismarck sich doch wieder zur tiefsten Demut vor unerforschlichen Gewalten bescheidet und seine Freiheit zu betonen aufhört.

Die Stoiker machten, trotz ihrer Lehre von einer eisernen, unentfliehbaren Notwendigkeit in der Vorherbestimmung, den Menschen doch wieder für seine Handlungen verantwortlich. Das wäre dann eine Prädestination, die unter Umständen für ihre eignen Anordnungen Rache nimmt, und ganz unlogisch. Wie der Mensch nun einmal eingerichtet ist, muß der Verantwortung auch ein gewisser Grad von Willensfreiheit entsprechen, und zwar so, daß er gleich der Umwelt, in der er lebt, auch die Kausalität zu züchten vermag, von der seine Entschließungen im allgemeinen abhängen. Wohleingerichtete Völker versorgen ihre Söhne mit vorteilhafteren Kausalitäten, als träge, verlumpte, alkoholisch degenerierte von verbrecherischem Hang. Masturbation ist eine schlechte Kausalität für Tatkraft und Fortpflanzung; zu üppige und gewürzte Kost bei mangelnder Muskelübung eine schlechte Kausalität für makellose Vollreife. So können Eltern und ganze Völker sich nun einrichten, je nach ihrer hygienischen Einsicht und ihrem Verantwortlichkeitsgefühl für die Jugend.

Es ward im vierzehnten Kapitel bei der Willenskraft schon erwähnt, wie man diese an die graue Rinde der beiden Hirnhemisphären gebundene Kraft üben und wie der Stärkere, Geübtere sich sowohl von Gedankengängen wie von Gemütserregungen freimachen kann, deren Kausalität ein Minderer willensschwach unterliegt.

Anwendungen

18. Anwendung der Kraftphiloſophie auf den Staat

Der Staat bildet die Vollendung einer Nation und iſt der Hüter wie der Verwender ihrer Kraft, oder ſollte das doch ſein.

Als Nationen werden, laut unſerm Kapitel über nationale Richtung, hier ſolche Völker verſtanden, die durch eine gemeinſame Mutterſprache in ſich ſelbſt gefeſtigt ſind.

In Europa gibt es Nationen ohne Staat, wie z. B. die Polen und Iren. Sie machen ſtets einen unvollkommenen, unglücklichen Eindruck, eben weil ihre Kraft nicht einem eignen Nationalſtaat, ſondern einem fremden Staat, den ſie aus dieſem Grunde haſſen, zugutekommt.

Es gibt umgekehrt große Staaten, die nicht von einer Nation, ſondern von einem Völkergemiſch bewohnt werden, wie z. B. Oeſterreich. Dieſe können, unbeſchadet ihrer oft ſtaunenswerten Leiſtungen, deshalb nichts Muſtergültiges vorſtellen, weil ſtets ein Teil der in den verſchiedenen Volksteilen ſteckenden Kräfte durch Reibung untereinander nutzlos aufgezehrt wird.

Endlich gibt es in Europa wirkliche Nationalſtaaten wie Frankreich und das Deutſche Reich, deren Bewohner nahezu homogen ſind. Frankreich hat etwas über eine Million Bretonen, die zum Teil nicht einmal franzöſiſch können; es hat —

außer den Wanderarbeitern — eine halbe Million Italiäner in Korsika, Nizza, Savoyen, hat eine Viertelmillion Spanier und fast ebensoviele Basken an den Pyrenäen, ein paar hunderttausend Vlamen im nördlichsten Zipfel, dazu noch Deutsche und andre fremde Bestandteile, die aber, da selbst bei den Italiänern die Tendenz auf Lostrennung fehlt, als Schwächungsfaktoren nicht angesprochen werden können. Etwas ungünstiger steht das Deutsche Reich, weil, von etlichen Dänen, Litauern und Masuren abgesehen, drei Millionen Polen sich doch sehr lästig machen.

Der Raum als nationaler Kraftfaktor ist doppelpolig. Er hat den Russen 1812 außerordentlich gegen die Franzosen genützt, aber ihnen im Krimkrieg fast ebensoviel geschadet. Mehrfach sind Truppenteile, die als Divisionen ausgeschickt worden waren, nach unendlichen Strapazen sozusagen als Kompanien auf der Krim eingetroffen.

Doch auch die Kopfzahl ist nur eine relative Größe. Staaten, die eine zahlreiche Bevölkerung von biologischer Minderwertigkeit anhäufen, tragen die Keime schnellen Verfalles in sich.

Bevor wir prüfen, aus welchen verschiedenen Bestandteilen sich die Kraft eines Staates zusammensetzt und was unter zweckvoller Anwendung dieser Kraft zu verstehen ist, machen wir uns am besten einmal klar, was ein moderner Bürger, der sich zu kraftphilosophischer Auffassung unter dem biologischen Gesichtswinkel der Selbsterhaltung und Arterhaltung aufgeschwungen hat, von seinem Staat verlangt. Es wird sein:

1) Sicherheit nach außen gegen Belästigung und Störung durch Fremdvölker;

2) Sicherheit innen gegen Anmaßung und Ungerechtigkeit parteiischer Gewalthaber;

3) Spielraum für die Begabung jedes Einzelnen zum Wettbewerb;

4) Spielraum für die Kräfte der Gesamtnation zum Wettbewerb auf dem Erdenrund;

5) Ermöglichung des persönlichen Anteils jedes Einzelnen an der Gestaltung des nationalen Schicksals;

6) Vorkehrungen zur Instandhaltung der biologischen Vollwertigkeit der Bevölkerung.

Diese modernen Ansprüche an den Staat kritisieren sich am besten durch einen Vergleich mit den historisch bekannt gewordenen.

Platon war der erste, der Zweck und mögliche Form des Staates bildnerisch darstellte. Da er von seinem Lehrer Sokrates die Ueberschätzung der Dialektik wie die Verachtung der Wirklichkeit angenommen hatte, — weshalb auch die „chrematistai", die Gewerbetreibenden, in seiner Menschenrangordnung an letzter Stelle stehn, — kam er zu verkehrten Idealen. Die vorzüglichste Staatsform war ihm die, wo ein Weiser monarchisch, oder mehrere Weise gemeinsam oligarchisch regierten; doch Opposition, Konkurrenz, Kabalen gab es in solchem Staatswesen nicht für ihn. Auch die Tatsache, daß „Weisheit" auf dem Gebiete der Spekulation mit kindlicher Unbeholfenheit im Alltagsleben Hand in Hand gehn kann, scheint Platon verborgen geblieben zu sein. Die zweitbeste Form war laut ihm der ethische Verfassungsstaat mit beschränker Herrschgewalt, weil über dem Herrscher die Gesetze stehn; etwa das also, was wir konstitutionell nennen.

Durch diesen glücklichen Einfall hat Platon der Literat auch den Konstruktionen des Utopikers Platon leider zur Unsterblichkeit verholfen. Die modernen Sozialisten würden vermutlich nicht so tyrannische Systeme ohne Ansehung der menschlichen Beschaffenheit ausgeklügelt und angepriesen haben, wenn nicht Platon durch die Jahrhunderte hin den unverdienten Ruhm eines Weltweisen genossen hätte. Schon er ging bis zu den Forderungen der Weibergemeinschaft, der Aufhebung von Eigentum und Familie, der Erziehung der Kinder allein durch den Staat. Manches hatte er aus der Verfassung Spartas entlehnt, für das dieser aristokratische Reaktionär ja schwärmte. Doch weder Spartas Muster noch Platons Utopie dürfen für

uns Deutsche den mindesten Ueberzeugungswert beanspruchen, da die winzigen hellenischen Stadtstaaten sämtlich die Sklaverei zur sozialen Basis hatten und das Menschheitsideal des aristokratischen Faulenzers, trotz Rousseau, der hierin Platon folgte, nicht mehr unsern Beifall genießt. Eine äußerst üble Erbschaft hat Platon dem Verfassungsleben der Nachwelt hinterlassen, indem er den dritten Stand, die Handwerker, Bauern und Bürger schlechthin, in seiner Schrift grundsätzlich von staatlicher Betätigung ausschloß, den Regierenden und Kriegern den Nährstand unterordnete und ihm dafür die Tugenden des Gehorsams als eigentümlich zuwies.

Das Staatsideal der römischen Republik war auf rücksichtslose Selbsterhaltung und Arterhaltung gestellt und hat infolgedessen bewundernswerte Kraftäußerungen ermöglicht. Insofern auch das römische Personenrecht auf dem Boden der Sklaverei fußte, haben die Deutschen jedoch ihrem Volkskörper einen furchtbaren Schaden zugefügt, als sie kurz vor der Reformation dieses landfremde Recht wegen seines glatten Formalismus auf unser Privatleben übertrugen.

Das Staatsideal der römischen Kaiserzeit war bereits auf Universalismus gerichtet. Alle faßbaren Nationen wurden solange kurz und klein geschlagen, bis sie ins römische Verwaltungssystem mit seinem Kataster hineinpaßten. Die römische Rasse selbst jedoch verkam und verschwand, weil sie gleich der hellenischen ohne Rückhalt sich allzuwillig den unfruchtbaren Lastern der Ueberfeinerung hingegeben hatte und noch keine biologischen Pflichten, keine Volksökonomie kannte.

Der antinationale Universalismus des Imperium Romanum tauchte wieder auf im „Gottesstaat" des Augustinus (vgl. Kap. 3). Die Kirche nahm diesen Gedanken an, lebte und webte in ihm. Nach des Augustinus Auffassung beruhte die Daseinsberechtigung jedes Staates nur auf der Macht der Sünde, dem Hange des Menschen zum Bösen. Seit Christi Tod uns von allen Sünden erlöste, habe der weltliche Staat sozusagen nichts mehr zu tun, müsse abdanken und sich der Kirche unterwerfen. Das Oberhaupt der Kirche aber, der römische Bischof genannt

Papst, sei nicht etwa Statthalter Christi oder Nachfolger Petri, sondern Stellvertreter Gottes auf Erden.

Solcher Befangenheit mußten freilich sämtliche Versuche zur Staatenbildung vonseiten der germanischen Wandervölker, — das Wandalenreich in Afrika sah Augustinus gerade noch entstehn, — als grober Unfug erscheinen. Dagegen setzte sich innerhalb der Christenheit das universalistische Ideal des „Gottesstaates auf Erden", der civitas dei, tatsächlich in solchem Grade durch, daß man selbst bei Karl dem Großen zweifeln muß, ob er seine heimischen Franken jemals in unserm Sinn als Nation betrachtet habe. Obschon er zeitlebens Herr in seinem Staat wie in seiner Kirche blieb, hat er doch den Gedanken des Gottesstaates als ein Machtmittel benutzt, um den eignen weltlichen Universalismus zu stützen und zu fördern. Sein Reich war eine Neubelebung des alten „orbis romanus", von welchem eine höchst unvollkommene Geographie und Völkerkunde den römischen Kaisern erlaubt hatte zu träumen. Aus der Kreuzung jenes Wahnes mit der Sehnsucht der katholischen Orthodoxie nach Weltherrschaft ist der päpstliche Universalismus erwachsen, der heute noch an folgenden Ansprüchen und Illusionen festhält:

Erstens befinden sich alle Völker dieser Erde in der Obhut des Papstes; — in Wirklichkeit bilden die Katholiken höchstens ein Achtel der Menschenzahl;

Zweitens haben alle Fürsten dieser Erde dem Papst zu gehorchen; — in Wirklichkeit verbitten sich selbst katholische Herrscher Uebergriffe Roms in ihre Verwaltung oft ganz energisch;

Drittens sind alle Ketzer zu bannen und auszurotten; — dieser Krieg ist mehrfach unternommen worden, doch haben selbst katholische Völker genug von ihm, und Rom hütet sich weislich, ihn anzufachen.

Um sich aber zu vergegenwärtigen, wie nationenfeindlich die heutige Kirche noch empfindet, genügt der Hinweis darauf, daß kein Jesuitenschüler durch Söhne des eignen Landes erzogen werden darf, ja daß vor dem Lesen von Büchern in der Mutter-

sprache gewarnt wird, weil dadurch leicht „Schiffbruch an der Seele“ eintreten, d. h. die Entwurzelung, die Entnationalisierung verzögert werden könnte.

An Bemühungen, die hinderlichen Nationen auch durch Ausbreitung einer Universalsprache zu verwischen, hat es Rom nicht fehlen lassen. Doch ist es ihm nur gelungen, das Kirchenlatein für das ganze Mittelalter als Sprache des internationalen Verkehrs wie der Gelehrsamkeit festzuhalten. Dagegen muß man sagen, daß an den Muttersprachen recht eigentlich, durch Entwickelung der Heimatliebe, die römische Tendenz gescheitert ist. Rom erlaubt sich aber heute noch, staatliche Grenzen zu ignorieren. So umfaßt die Diözese des Fürstbischofs von Breslau preußisches und österreichisches Gebiet.

Der Aesthetiker mag in der Bewunderung für die großartige Folgerichtigkeit des kirchlichen Universalismus schwelgen; der Physiologe mit seinem liebevolleren Eindringen in die Grundlagen menschlichen Verhaltens muß jene Logik als unnatürlich und ungeheuerlich, als Metalogik verwerfen.

Auch wird man immer finden, daß derartige große Kombinationen von Menschen ohne Ehrfurcht vor Tatsachen und ohne Vorstellungsvermögen für die Farbenpracht der Wirklichkeit ausgesonnen wurden. Alles, was stark und reizvoll an unsrer heutigen Kultur ist, ruht auf nationalem Boden und konnte nur erwachsen, weil es die Feindschaft Roms überwand.

Aber es ist nützlich, sich zu erinnern, daß der Universalismus trotz hundert Niederlagen immer noch lebt und hofft. Ganz im Sinne Gregors II., der den Papst einem „Gott auf Erden“ verglich, oder des „dictatus papae“ von Gregor VII., daß Kaiser und Fürsten dem Papst bedingungslos untergeben seien, hat noch Pius IX. (im August 1873) an unsern Kaiser Wilhelm zu schreiben sich herausgenommen. Und wie der heut angesehenste und beliebteste katholische Kirchenvater, Thomas von Aquino, im dreizehnten Jahrhundert lehrte, daß Ketzer nicht nur exkommuniziert, sondern ohne weiteres niedergemacht werden dürften („non solum excommunicari, sed et juste occidi“), so hat im neunzehnten Jahrhundert Kardinal Turrecremata,

er der Begründer des Unfehlbarkeitsdogmas, dahin entschie-
, daß der Mörder eines Exkommunizierten überhaupt keine
ße (!) zu tun brauche, also auch dann nicht, falls die Ab-
t bei dem Morde keine „lautere", d. h. rein aus bigottem
geiz entsprossen, sondern selbstsüchtig war. Der letzte, gegen
in Deutschland (1871) die excommunicatio major mit
n kanonischen Folgen einschließlich der Vogelfreiheit aus-
prochen wurde, war bekanntlich Ignaz Döllinger in Mün-
n. Er mußte durch die Polizei gegen die Wut des katho-
hen Pöbels geschützt werden.

icht allen Katholiken ist dieses gegenwärtig; nicht alle wissen,
ß die Muttersprache, die sie lieben, in Rom nur geduldet ist,
ange sich der Haß der dortigen Universalisten gegen den
ng zur heimischen Scholle, den verwerflichen „amor soli nata-
", rein aus Ohnmacht stillverhalten muß.

ier drängt sich die Frage nun auf: was denn, wenn es tat-
chlich gelungen wäre, ihn einzurichten, hätte der „Gottesstaat
f Erden" leisten können? Und was würden, an unsern mo-
rnen Ansprüchen gemessen, jene Leistungen wert gewesen sein?
Die allgemeine Illusion ging dahin, daß mit Einrichtung des
ottesstaates die Sünde aus der Welt verschwinden müßte.
Wir dürfen heut sagen: man hätte mit ebensoviel Recht er-
arten können, daß die Menschen dann keine Mägen mehr
aben würden.

Als der sicherste Weg zur Sündenlosigkeit und zum Gottes-
aat wurden empfohlen: völlige Herrschaft des Priesters über
en Laien und Weltflucht, entweder direkt in ein Kloster oder
n die Einsamkeit, oder bei Verbleib im Alltagsleben doch
Verzicht auf dessen Freuden, mit Selbstpeinigung und möglichst
iel Gebet.

Weil es nirgends gelang, diesen Gottesstaat in Reinkultur
u züchten, genügt uns der Hinblick auf jenes Reich, wo dem
Ideal die Wirklichkeit am nächsten kam. In Spanien zählte
nan um das Jahr 1700 auf etwa sieben Millionen Einwohner
eine ganze Million Priester, Mönche und Nonnen, die von den
andern sechs Millionen gefüttert werden mußten. Spanien

gilt heut als ein zurückgebliebenes Land von geringer Kraft. Orthodoxe Katholiken erklären das als eine Strafe Gottes dafür, daß die Spanier immer noch nicht fromm genug gewesen waren; moderne Nationalökonomen dagegen führen es darauf zurück, daß die Spanier sich den Schwamm ins Haus gezogen hatten.

Was den einstigen Kirchenstaat anbelangt, wo ja die civitas dei nun hätte ganz nahe herbeigekommen sein müssen, so hat es selbst in Italien niemals ein verwahrloseres Stück Erde gegeben, wo die Unsicherheit von Leben und Eigentum noch schmählicher, Schmutz, Armut, Unbildung, Kriminalität und Aberglauben noch bedauerlicher gewesen wären. Vergebens hatte die Natur jene Gefilde mit Segen überschüttet, Mißwirtschaft und Unterschleif der Priester machten ihn zunichte. Erst die Ereignisse von 1860 und 1870, die den Papst zuletzt auf seinen Vatikan beschränkten, schufen in jenem für Europa beschämenden Zustand Wandel.

Um so dankbarer wollen wir uns der Ersten erinnern, die, wenn auch treue Söhne der Kirche, doch aus gesunder Naivität Roms Anspruch auf (universelle) Weltherrschaft abwiesen. So war Wilhelm der Eroberer 1066 von der Normandie als „Soldat Petri", mit einer durch Papst Alexander geweihten Fahne, ausgesegelt, doch als der Papst nach der gelungenen Eroberung Englands ihn aufforderte, nunmehr den Lehnseid zu leisten, ließ er zurücksagen: es fiele ihm nicht ein, irgendjemandes Lehnsmann zu werden.

Dies recht eigentlich war die Geburtstunde des heutigen Englands, der erste Schritt zur englischen Nationalität und Kraft.

Von den deutschen Kaisern ist auf staatlichem Gebiet leider nicht viel national Gerichtetes bekannt. Gerade die besten und stärksten waren erfüllt von dem Gedanken der „civitas dei" und strebten ihn zu verwirklichen. Sie wurden also, da Kraft nur bei Verwendung in nationaler Richtung fördern kann, zu Verschwendern und verfehlten das Ziel. Man lasse sich hier nicht täuschen durch die jahrhundertlangen Kämpfe zwi-

en Imperium und Sacerdotium. Niemals hatten diese
mpfe den Inhalt: eine deutsche Nation gegen römische Ni-
llierungsgelüste zu hegen und zu schützen, sondern Papst und
iser hielten beide zu dem Prinzip allgemeiner Umfassung,
d nur darum drehte sich der Streit, ob des Kaisers Macht-
ttel dem Ansehn und Herrschgelüste Roms, oder des Papstes
rchenzucht und Schreckmittel der Machtstellung des Kaisers
dienen hätten. Selbst bei dem modernsten Kaiser der drei
ßen Herrengeschlechter, dem Salier Konrad II., machen ge-
isse Zentralisierungsbestrebungen wie das Zusammenfassen der
ledigten Herzogtümer in der eignen Hand, keinen überzeu-
nd folgerichtigen Eindruck. Steckte wirklich ein nationaler
edanke dahinter, so zerflatterte er schon unter seinem Nach-
lger. Der Staufer Friedrich II. vollends gewinnt nur in un-
ndigen Augen durch sein Ringen mit dem Papsttum und
inen zeitweiligen Sieg einen freisinnigen Anstrich. Niemals
at es einen härteren Hierarchen gegeben als ihn. Von
hm rühren die blutigen Ketzergesetze und recht eigentlich die
rauenvolle Geißel der Inquisition. D. h. auch er duldete
einerlei Abweichung vom kirchlichen Dogma, weil er diese
chneidige Waffe zum Niederhalten der Geister im Gehorsam
enau so nötig zu haben glaubte wie der Papst selber. Die
eutsche Nationalität war ihm ganz gleichgültig, wenn nicht
uwider.

So sehn wir im Zentrum Europas ein saft- und kraftstrotzendes,
urchaus homogenes Volk, das doch sein Hauptmachtmittel:
die gemeinsame Muttersprache, noch nicht zu gebrauchen ver-
steht und noch lange qualvolle Jahrhunderte den Weg zum
Nationalstaat nicht finden kann. Walters von der Vogelweide
politische Lyrik („so wê dir, tiuschiu Zunge") blieb vereinzelt.
Erst in der Reformationszeit verkünden ein paar kurze, heftige
Schläge den Anbruch einer neuen nationalen Epoche. Im
Jahre 1511 wendet sich Reuchlins „Augenspiegel" gegen den
Renegaten und Scholastiker Pfefferkorn, abweichend von der
Gelehrtenmanier, in deutscher Sprache an die Oeffentlich-
keit; ihm folgt Luther 1520 mit seinem flammenden Appell „an

den chriſtlichen Adel deutſcher Nation“ und ſtürmt die Gewiſſen auf durch die Mahnung, wie von den Päpſten manche teure Kaiſer, Friedrich der Erſte und Friedrich der Andre, ſo „jämmerlich verdrücket“ worden ſeien.

Luther hatte einen kühnen Vorgänger in dem aus Padua ſtammenden Gelehrten Marſili gehabt, der 1312 Rektor der pariſer Sorbonne wurde und in dem großen Kirchenſtreit Ludwigs des Bayern mit Papſt Johann XXII. zum Kaiſer hielt. In ſeinem „defensor pacis“ hatte dieſer durchaus moderne Denker ſein Ideal vom Staat entwickelt, in welchem er eine das ganze Menſchenleben umfaſſende Gemeinſchaft zur Erlangung irdiſcher Glückſeligkeit ſah. Nur die Volksgeſamtheit verſtünde das Wohl der Geſamtheit recht zu beurteilen; Papſt und Prieſter ſollten mit der Herrſchaft im Staat nichts zu tun haben und ohne deſſen Mitwirkung niemanden exkommunizieren dürfen. Vielmehr ſeien auch Kleriker den Geſetzen des Landes unterworfen, Ketzer dagegen nur zu beſtrafen, wenn ſie gegen die bürgerliche Rechtsordnung verſtießen; die Lehre vom Primat des Papſtes entbehre jeglicher Begründung durch die Bibel.

Doch erſt Luthers Reformation war der entſcheidende Hieb gegen des Auguſtinus nationenfeindlichen „Gottesſtaat auf Erden“. Sie hat nicht nur Norddeutſchland endlich mit Bewußtſein deutſch gemacht, ſondern das Laientum ſchlechthin von der Weltflucht kuriert und den Druck der Prieſterhand von ihm genommen. Während heute noch der Ultramontanismus daran feſthält, daß der Prieſter an ſich ein höheres Weſen vorſtelle und jeder Laie ſich von ihm ſein Leben regulieren laſſen müſſe, hat Luthers heldiſche Tat im Proteſtantismus, wo „jeder Laie ſein eigner Prieſter“, eine forſchungs- und fortſchrittsfähige Zone, frei von der grauſamen Allumfaſſerin und Allerdrückerin, erſchaffen, dabei von ſo gewaltiger Lebenskraft, daß im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts die Proteſtanten in der Welt ſich um das Fünffache, die Katholiken nur um das Doppelte vermehrt haben.

Leider hat vieles von dem, was Luther der Titan uns für
:n deutſchen Nationalſtaat ſchenkte, Luther der Reaktionär
ett- und zunichtegemacht durch ſein verkehrtes Autoritäts-
eal. Mit derſelben Buchſtabengläubigkeit, mit der er des
:oppernikus Neuerung abwies: „Der Narr will die ganze
unſt Aſtronomiae umkehren! Aber wie die Heilige Schrift an-
igt, ſo hieß Joſua die Sonne ſtillſtehn und nicht das Erdreich!“
at er auch die Aufhebung der Leibeigenſchaft einen Artikel
ſtark wider das Evangelium und räuberiſch“ geſcholten. Ganz
lutokrat, wie er nun einmal war, ignorierte er die wichtigſten
ınſtinkte der Germanenbruſt, fehlte ihm jede Ahnung von der
ɔemeinfreiheit, will ſagen der Gleichberechtigung aller er-
ɔachſenen, ſchwertfähigen Volksgenoſſen für Ding (Verſamm-
ung), Heer und Hufe, ſo wie ſie Jahrtauſende hindurch be-
ſtanden hatte, bis dann im Lauf des Mittelalters dieſe alt-
reien Bauernſchaften, der eigentliche deutſche Uradel, um jede
politiſche Berechtigung ſamt dem freien Eigentum an ihrer
Scholle geprellt und zu bloßen Hörigen heruntergedrückt wur-
ɔen. Doch Papſt Gregor der Große ſchon hatte gelehrt: es
gezieme ſich, „die Menſchen, welche von Natur frei, aber durch
das Völkerrecht unter das Joch der Knechtſchaft gekommen
ſeien, durch Loslaſſung in den Zuſtand urſprünglicher Freiheit
zurückzuverſetzen“.

Indem Luther von dem germaniſchen Hang zur Mitberechti-
gung nichts wußte, bewies er ſeinen Mangel an hiſtoriſcher
Schulung; indem er die Partei der übermütigen Herrenkaſte
gegen die geſchundenen Bauern nahm, verriet er das Volk, aus
dem er ſelbſt herkam. Er empfahl für ſeine deutſchen Brü-
der ſolche Regierungsformen, wie ſie allenfalls für deſpotiſch
verbildete Mongolen paſſen mochten, worauf durch das Ge-
wicht ſeines Ratſchlages der Privilegienſtaat ſich vervielfältigte,
bis ganze Scharen ſolcher Kleintyrannen in Deutſchland ihr
verruchtes Unweſen trieben und das Gottesgnadentum ſich ſo
befeſtigte, daß deſſen ſchlimmſte Auswüchſe zuletzt nur unter
gräßlichen Zuckungen und Blutverluſten des Nationalkörpers
zu beſeitigen waren.

Denn so grobe Briefe der Reformator in Glaubensdingen selbst an gekrönte Häupter schrieb, eine solche Unterwürfigkeit forderte er im selben Atem von andern vor der „Obrigkeit, die Gewalt über uns hat". Von ihr kam er nicht los. Taugte eine Regierung schon rein garnichts, so war sie nach Luther als „Züchtigung" vom Himmel gedacht und mußte ohne Murren hingenommen werden. Nichts hat den Hochmut protestantischer Potentaten und ihrer Diener gegen das Volk derart gestreichelt wie Luthers Lehre vom Ertragen einer schädlichen Herrschaft. Nicht Luther, sondern sein Gegner Thomas Münzer entwickelte aus der Gleichheit vor Gott das moderne Prinzip der Gleichheit vor dem Gesetz, und ins Schwarze traf Münzer mit seinem harten Vorwurf: „Du hast gestärkt die Gewalt der gottlosen Bösewichter, auf daß sie ja bei ihrem alten Wege bleiben".

Das Gottesgnadentum aber verdient eine besondere Prüfung auf seine Herkunft.

Die Phrase selbst kommt vom Apostel Paulus und ist in die Titulatur der Bischöfe (dei gratia), von da in das byzantinische Hofzeremoniell übergegangen. Sie tauchte dann bei den Franken auf und mußte herhalten einmal zur Deckung eines Raubes, das zweite Mal zur Deckung eines komödiantischen Betruges. Es war Pippin der Kurze, der, nachdem er 751 die Zustimmung des Papstes Zacharias zum Kronenraub mit Absetzung des letzten Merowingers eingeholt hatte, sich nach der Salbung durch Papst Stefan III. (754) „König der Franken durch die Gnade Gottes" nannte. Gemeint war: mit Hilfe der Kirche, also legitim. Genau so hielt es 817 Ludwig der Fromme für vorteilhafter, wenn sein Sohn Lothar nicht nach einer gewöhnlichen Wahl, sondern scheinbar durch eine „Eingebung Gottes" zum Kaiser ausgerufen würde, nach abgekarteten öffentlichen Gebeten, Fasten und andern zeremoniösen Handlungen. Lothar titulierte sich nun „Kaiser von Gottes Gnaden", aber seine beiden Brüder trauten dem Schwindel so wenig, daß sie zu den Waffen griffen.

Auch Karl der Große hatte sich auf dem Reichstage zu Aachen (789) ganz naiv als „König und Regierer der Franken dei gratia"

bezeichnet, doch war er soweit entfernt davon gewesen, den Priestern einen ungebührlichen Einfluß zuzugestehn, daß er ganz im Gegenteil 813 seinen Sohn, eben jenen frommen Ludwig, sich mit eignen Händen die Kaiserkrone hatte aufsetzen lassen, um damit auszudrücken, daß dies aus weltlicher Machtvollkommenheit geschehe. Seit der Komödie von 817 wurde das Volksheer als Faktor bei den fränkischen und deutschen Königswahlen ausgeschaltet, dagegen erlangte die Geistlichkeit, weil sie nach dem Wahn der Zeit „göttlicher Eingebung" berufsich näherstand, für den Wahlakt fortan ein nicht mehr abzuschüttelndes Uebergewicht.

Das Gottesgnadentum war also ein Zeichen kirchlicher Macht und weltlicher Zuflucht zu ihr. Wenn protestantische Fürsten auch nach der Reformation dieses alte Zeichen der Abhängigkeit beibehielten, so geschah das in dem Zutrauen, einen abgelebten Zauber durch eine neue Mystik ersetzen zu können. Das Verhältnis zwischen Gott und Fürst wurde nun als direkt hingestellt und bedurfte keiner plötzlich erleuchteten Zwischenträger mehr. Während früher versammelte Bischöfe und Aebte durch ein Wunder „göttlicher Eingebung" teilhaft wurden, soll die Gnade Gottes diesen Umweg neuerdings verschmähen und fährt ohne Aufenthalt in die Kronen. Friedrich Wilhelm IV. hielt gerade Königskronen für bevorzugt, nicht so Herzogs- und Großherzogskronen, weshalb er zu den übrigen vier deutschen Königen (von Bayern, Württemberg, Hannover und Sachsen) eine Art kollegialer Zuneigung empfand und mit ihnen, die in allen deutschen Bundesangelegenheiten die natürlichen Feinde Preußens waren, seine politischen Geschäfte zu machen wünschte. Dagegen vernachlässigte er seine geborenen Parteigenossen, den Schwarm der deutschen Kleinstaaten, deren Häupter, nur kümmerlich mit Fürstenhüten oder, wie die Oberbürgermeister der Freien Städte, mit Baretts bekleidet, der Gnade Gottes unmöglich in dem selben erleuchteten Maß wie die königlichen Kronenträger teilhaftig sein konnten.

Die Unmodernität solcher Vorstellung wird vielleicht am stärksten gerichtet durch eine Stimme aus dem Lager, wo der Aberglaube sonst

geschont zu werden pflegt, des Kardinals Galimberti nämlich, dessen feine Menschenkenntnis folgendermaßen sich äußerte: „Ich verschwende grundsätzlich keine Zeit daran, mit Leuten zu disputieren, die sich bei ihren Handlungen für vom Himmel inspiriert halten, die glauben, daß Gott durch sie tätig sei. Da ich nicht in der gleichen Lage bin, so vermag meine Vernunft nichts bei ihnen, und zwar um so weniger, als diese Leute meistens von einer solchen Halsstarrigkeit sind, daß sie, wenn sie Unrecht haben, es niemals eingestehn werden."

Dies trifft, nach zahlreichen Beobachtungen, den Nagel auf den Kopf. „Herrscher von Gottes Gnaden" bedeutet nichts als den ungesunden Wunsch, sich der gebotenen Kontrolle durch Sachverständige zu entziehen und die Kraft der Nationen willkürlich für persönliche Wichtigkeitsgefühle zu verbrauchen. Die Leistungen „von Gottes Gnaden", — welche Phrase Friedrich der Große bekanntlich aus seiner Titulatur hinwegstrich, — findet man fast überall im umgekehrten Verhältnis zur Stärke des betreffenden Wahnes. Und wie man von den Fähigkeiten des Einzelnen immer erst die Eitelkeit in Abzug bringen muß, so pflegt auch bei der Kraftbilanz ganzer Völker das Gottesgnadentum ein böser Debetposten zu sein, durch launischen Aufenthalt der Evolution, Bündnis mit allen reaktionären Mächten, Mißhandlung schlichter Vernunft und Neigung zur Privilegienwirtschaft.

Leider lag im siebzehnten Jahrhundert infolge höchst ungünstiger Entwickelung in ganz Europa der politische Sinn so tief darnieder und der von den Jesuiten gepredigte Kadavergehorsam verschwisterte sich mit Luthers auf die Spitze getriebenem Autoritätsprinzip so unheilvoll, daß der erste moderne Denker, der in Ansehung des Staates und seiner Zwecke wieder unsre Aufmerksamkeit fesselt, der englische Naturalist Hobbes, fast in die gleiche Kerbe haut.

In England regierten damals die Stuarts mit zuletzt starker Hinneigung zum Katholizismus, in einem zu neun Zehnteln protestantischen Lande. Doch auch innerhalb dieser protestan-

tischen Majorität ward von der Geistlichkeit, die augenscheinlich ihre Rechnung dabei zu finden hoffte, die Lehre der non-resistance, des geduldigen Ausharrens unter dem anfechtbarsten Regiment, ohne jeden Versuch einer Auflehnung, von den Kanzeln herab gepredigt.

Es war dies wohl die Rückwirkung auf jenen Bürgerkrieg, der vom linken Flügel der englischen Nation gegen den despotischen und wortbrüchigen König Karl I. unternommen worden war, doch sozusagen mit verkehrten Fronten geendigt hatte. Denn als diesem gefangenen König durch die siegreichen Independenten der Prozeß gemacht wurde, stand er schließlich als Repräsentant der alten englischen Landesfreiheiten, zumal des drangsalierten Parlamentes, da und fiel (1649) unter dem Beil des Henkers fast als ein Märtyrer.

Die Priester der anglikanischen Kirche hatten unter der harten Faust jener Radikalen so große Not gelitten, daß sie nach der Restauration (1660) unter Karl II. mit Luthers Lobgesang auf die Obrigkeit ein besseres Geschäft zu machen glaubten, und Thomas Hobbes, der ein Erzieher jenes Karl gewesen war, sprach ihnen schon zu Cromwells Zeiten recht aus dem Herzen, als er in seinem „Leviathan" (1651) Substanz, Form und Macht der kirchlichen und bürgerlichen Staatsgewalt verglich und „Souveränität" als ein Recht des Fürsten auf alles und jedes erläuterte, um von den Untertanen blinden Gehorsam zu fordern.

Während Hobbes derart seiner Zeit den Tribut bezahlte, — denn es war eben das Jahrhundert des Sonnenkönigs, — hat er doch auch viel dazu getan, um die Menschen über den Sinn des Staates an sich auf andre Gedanken zu bringen. Dies durch Betonung eines — übrigens von Cicero schon phrasenreich erörterten — Naturrechtes, dessen Idee für gewisse Entschließungen und Umwälzungen des folgenden (achtzehnten) Jahrhunderts nun von entscheidendem Einfluß wurde.

Es ist sehr billig, über das Naturrecht Wortwitze zu machen, es mit dem berufstechnischen Jus in Parallele zu stellen und spöttisch nach seiner Kodifizierung zu fragen. Sichtbarlich ist

der Name selbst nicht glücklich gewählt; denn gemeint war nicht sowohl irgend ein formales, in Paragraphen zu bringendes Recht, als vielmehr ein Gefühl von Billigkeit. In der Natur selbst — jeder Blick in Feld und Wald lehrt es — gilt nur Ein Recht: das Recht des Stärkeren. Aber wie in der Brust des Urgermanen doch bald schon das Gefühl für Gleichberechtigung erwacht sein muß, weil sonst eine Gemeinfreiheit niemals hätte auftauchen können, so ist es roh, diesen sehr sympathischen und vernünftigen Urinstinkt deshalb verlachen zu wollen, weil einige Theoretiker ihn „Naturrecht" genannt haben. Es gibt im gehandhabten Recht von Kulturstaaten vieles, was höchst schädlich und gleichwohl eingewurzelt ist. Aber wenn starre Vertreter der Autorität, indem sie die Annehmlichkeiten der Bevorrechtung mitgenießen, uns diesen Zustand mit rabulistischer Herrenmoral gar noch als *über*natürlich und göttlich aufreden wollen, dann eben greifen die Enterbten in ihrer Not auch nach einem Naturrecht, um mit seiner Hilfe den Anmaßungen ihrer Peiniger dialektisch zu begegnen.

Und man muß es Thomas Hobbes nachrühmen, daß er, obschon er aus dem Naturrecht übertriebene Schlüsse zugunsten der Herrenkaste zog, die Natur selbst weit schärfer angesehn hatte, als der nach ihm kommende Rousseau, der seinen Lesern den wilden Urzustand als eine Art von Paradies empfahl. Dagegen erklärte Hobbes diesen Zustand als den Krieg aller gegen alle und meinte kurz und gut: der wilde Mensch sei für seine Mitmenschen ein Wolf — „homo homini lupus".

Hierdurch ergab sich der Zweck des Staates aus gemeinsamen *Bedürfnissen* seiner Mitglieder, mit stiller oder bewußter *Uebereinkunft*, zur Minderung der Unlust, zur Mehrung der Lust, wie ihn Marsilius von Padua schon erläutert hatte. Wobei aber Lust nur etwa soviel wie Nutzen, wie vernunftgemäß Erwünschtes oder Beabsichtigtes bedeuten sollte. Und wenn Thomas Hobbes auch, als Royalist, von solcher vertragsmäßigen Unterwerfung aller unter eine höchste Gewalt zu der Forderung kam: diese Gewalt müsse persönlich sein, ein persönlicher Wille müsse bedingungslos gebieten, dann sei es am

schönsten, — wogegen die schmerzlich belehrten Jahrhunderte nach ihm nicht aufgehört haben zu rebellieren, — so waren doch in Ansehung der Staatsauffassung große Fortschritte erzielt. Die augustinische civitas dei mit ihrer absoluten Priesterherrschaft und Weltflucht aus Angst vor dem eignen Leibe war aus dem Protestantismus herausgeworfen. Ja man kann sagen, daß die biologischen Ideale der Erhaltung und Verwendung von Kraft bei Hobbes in zarten Linien schon angedeutet sind.

Insofern sein Staatsideal despotisch gedacht war, sollte es noch im selben Jahrhundert, und kaum ein Jahrzehnt nach seinem Tode, in England selbst in Trümmer gehn. Dem durch Bigotterie verblendeten letzten Stuart Jakob II. war es beschieden, in drei kurzen Regierungsjahren sämtliche unter den obwaltenden Umständen erdenkbare Fehler zu begehn, um das konservativste Volk Europas in seiner Treue zum Herrscherhaus wankend zu machen und eine so loyale Priesterschaft wie die anglikanische von ihrem Prinzip der non-resistance abzubringen.

Der Oranier Wilhelm III., der 1688 seinen Schwiegervater Jakob aus England vertrieb, ist einer der stärksten biologischen Faktoren, die jemals in Europa gewirkt haben. Seine Sendung war: eine durch die Stuarts politisch verdorbene Nation wieder zur Vernunft zu bringen, hierdurch die dem Engländertum innewohnende ungeheure Kraft entwickelungsfähig zu machen und mit ihr vor allem das falsche despotische Prinzip Ludwigs XIV.: daß die Kräfte der Nation dem unverantwortlichen Willen eines Einzelnen zur freien Verfügung stehen sollten, zu bekämpfen.

Wilhelm III. selbst setzte sich durch die bill of rights von 1688 eine solche Kontrolle im englischen Parlament und achtete sie gewissenhaft. Damit recht eigentlich beginnt für ganz Europa eine neue Epoche staatlicher Entwickelung. Englands Regierungsmechanismus wurde bald mit Kopfschütteln, bald mit Bewunderung studiert, wenn auch meistens leider mißverstanden. Doch bei allen großen Umwälzungen und Reformen, die sich im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts abzuwickeln be-

ginnen und sich im neunzehnten geradezu häufen, hat sein Vorbild mehr oder minder eine Rolle gespielt.

Am gründlichsten verkannt wurden seine parlamentarischen Einrichtungen gerade durch den, der vor der französischen Revolution als Staatsphilosoph den weitesten Leserkreis in Europa gewann und Schule machte: durch Montesquieu.

Charles Baron de Montesquieu (geboren 1689) hatte sich 1721 durch seine „Lettres persanes", worin er in persischer Maske französische Zustände geißelte, einen Namen gemacht, dann auf ausgedehnten Reisen sich gut unterhalten, doch ohne staatswissenschaftlich mehr heimzubringen als etwa die kurze Bemerkung, daß im Kirchenstaat jedermann sich wohlbefinde „mit Ausnahme derer, die arbeiten". Vom November 1729 bis April 1731 blieb er in London als Gast des bekannten Lord Chesterfield.

Es war die Zeit Robert Walpoles, des „großen Parlamentsbestechers", der die Whigs führte und, solang er durch Stimmenkauf die Mehrheit hinter sich hatte, im Innern allmächtig schaltete. Montesquieu in seinen verstreuten „Notes sur l'Angleterre" urteilte höchst ungünstig über England. Es war ihm „das Land der Korruption und Gottlosigkeit". Den berühmten englischen Staatsgrundsatz „the king can do no wrong" — will sagen, daß die Minister alles anordnen und für alles verantwortlich sind — nahm er privatrechtlich, als ob der König wegen beschränkter Macht keinen persönlichen Despotismus üben und Niemandem ein Unrecht antun könne. Jahre vergingen. „Betrachtungen über die Ursache der Größe der Römer und ihres Niederganges" aus dem Jahre 1734 frischten den Ruhm des Autors auf, weil bei gänzlicher Verkennung Cäsars die Tendenz gegen Tyrannen dem Zuge der Zeit entgegenkam.

Plötzlich erschien 1748 „Der Geist der Gesetze (De l'esprit des lois)" und rief ungeheures Aufsehen hervor. Uns unbegreiflich, denn wir sehen da nur ein kunterbunt schlecht beglaubigter Anekdoten über Chinesen, Römer, Neger, Lakedämonier, Karl den Kahlen, Westgoten usw. usw. nach Art ungenauer Pedanten zusammengetragen. Ab und zu blitzt unter

der Spreu ein Goldkorn wie der wertvolle Gedanke, daß Macht nur an wirklicher Gegenmacht, nicht an irgendwelchen papiernen Vorschriften, eine Schranke finde, die Krone am Parlament, die Mehrheit an der Opposition. Eingeschlagen und den „Esprit des lois" berühmt gemacht hat eigentlich nur ein Abschnitt, nämlich im 11. Buch das 6. Kapitel mit der Ueberschrift „Von der Verfassung Englands", worin die „Trennung der Gewalten" verherrlicht wird, und zwar ohne historische Anspielungen, ohne Zitierung von englischen Gesetzen, ohne Tatsachen der Gegenwart.

Das Wesentliche war aus John Locke abgeschrieben. Der mit seinem klaren Blick hatte 1689 den neuen Zustand Englands (nach der Bill of rights) angeschaut, hatte den Volkswillen als staatlichen Untergrund, Parlament und Königtum lediglich als Beauftragte, die Gesetzgebung aber als höchste Instanz bezeichnet, von der sich „executive and federative power" abzweigten. Aus dieser förderativen, für auswärtige Bündnisse gemeinten Befähigung machte Montesquieu eine gerichtliche. Er trennte somit Legislative, Exekutive (Vollstreckung) und Jurisdiktion. Ohne den Schatten eines Beweises behauptete er, diese drei Gewalten seien in England streng von einander abgesondert, während sie zu seiner Zeit ganz am Gegenteil in einer und derselben Hand vereinigt waren. Er wandte sich dagegen, daß die Exekutive — z. B. ein König oder ein Senat mit Beamtentum und Heer — dem Lande nach Belieben Gesetze diktieren dürfe, weil sonst von Freiheit keine Rede mehr sein könne und die Verführung zur Tyrannei bei den Machthabern zu groß würde. Allein die Zustände, die tatsächlich in England herrschten, vermutete er bei den Türken („où ces trois pouvoirs sont réunis") und nannte sie einen „abscheulichen Despotismus", während ihm die sozusagen türkischen Zustände Englands als eine Gewährleistung der Bürgerfreiheit erschienen.

Daß das britische Parlament Gesetze gab, stimmte freilich. Aber Montesquieu bemerkte nicht, wie das gleiche Parlament durch seine Majorität auch die Exekutive beherrschte, da niemand Minister sein durfte, der keinen Sitz im Parlament hatte, und

regelmäßig die Minister aus der Mehrheitspartei genommen wurden. Montesquieu übersah besonders auch, daß der Oberbefehl über die Armee in den Händen des Parlaments lag und es nur durch ungesetzlichen Uebergriff oder schlaffe Duldung möglich war, gegen den Willen der Parlamentsmehrheit einen Krieg zu beginnen und fortzusetzen, ganz unmöglich aber, im Innern Heer und Polizei gegen diesen Willen zu verwenden.

Von Volkswohl war hierbei insofern keine Rede, als die gesamte Politik den Interessen einer zwar stolzen und patriotischen, doch auch durch Dünkel und Borniertheit vielfach behinderten Adelsklasse diente. Diese „nominierte" einfach die Parlamentsmitglieder, weil ihr die betreffenden „Wahlflecken" gehörten, und hütete sich selbstverständlich, ins Unterhaus Leute zu senden, die dem Vorteil der Aristokraten feindlich waren. Und auch die vielleicht sechzig aus einer wirklichen Wahl hervorgehenden Grafschaftsvertreter konnten nur höchst selten zugleich als Volksvertreter gelten, weil der Lokaleinfluß der Großgrundbesitzer bis in die kleinste Hütte hinein überwog und es fast ausgeschlossen war, daß irgend eine Grafschaft ihrem reichsten Grafen oder Herzog zum Trotz jemanden wählte.

So waren denn Legislative und Exekutive in den Händen des Grundadels vereinigt; doch es kam auch die Jurisdiktion hinzu, da dieser Grundadel die Kosten der sogenannten Selbstverwaltung trug, wofür er seine Kreaturen zu Friedensrichtern machen durfte. Und nicht nur das, sondern für jeden politischen Prozeß hatte das Unterhaus die Gabe, sich in einen Gerichtshof zu verwandeln, der selbstverständlich parteiisch war. Ein monströses Beispiel dieser Art bot, noch nicht anderthalb Jahrzehnte nach dem Erscheinen des „Esprit des lois", der Fall Wilkes, wo ein aufrechter Mann, der der herrschenden Mehrheit nicht genehm war, in einer jedes Rechtsgefühl empörenden Weise vom Unterhaus vergewaltigt, herumgehetzt und gequält wurde. Ebenso konstituierten sich in Hochverratsprozessen Ober- und Unterhaus gemeinsam als höchsten Gerichtshof des Landes.

Dafür, daß eine vielleicht vierhundert Häupter zählende Kaste das Oberhaus füllte, von hier aus das Unterhaus mit jüngeren

Familienmitgliedern oder ſonſtigen genehmen Männern beſetzte, aus dieſen das Kabinett bildete, Verwaltung, Armee und Landespolizei beherrſchte und als höchſte Inſtanz Recht ſprechen durfte, ſchien eine gewiſſe Milderung durch den Umſtand geſchaffen, daß jene Optimatenkaſte ſich in zwei Lager teilte, die einander in der Regierung ablöſen ſollten. Aber das geſchah nicht. Seit 1714 das Haus Hannover zum Thron gelangt war und Georg I. alles unterſchrieben hatte, was man bei dieſer Gelegenheit an Verzichten von ihm forderte, blieben durch das achtzehnte Jahrhundert hin, mit winziger Unterbrechung, die Whigs am Ruder, bis 1782 die Torys drankamen und nun ihrerſeits beinahe fünfzig Jahre lang, mit ebenſo winziger Unterbrechung, England regierten. Die Parlamentsreform von 1832, die in beſcheidenen Grenzen erſt eine Volksvertretung ſchuf und jenen Wechſel häufiger werden ließ, war vonſeiten der Whigs ein Akt der Verzweiflung. Weil ſie eingeſehn hatten, unter der ganz raffinierten Wahlmaſchinerie, welche ſich die Torys eingerichtet, nie mehr ans Ruder zurückgelangen zu können, ſchrieben ſie die Reform auf ihre Fahne, machten ſich dadurch populär, zogen die aufgeklärteſten Häupter des andern Lagers zu ſich herüber, gewannen bei den Neuwahlen von 1830 die Mehrheit, mußten aber die Neuerung nun auch durchführen. Im Herzen jedoch waren ſie genau ſo harte Ariſtokraten wie ihre parlamentariſchen Gegner, und viele von ihnen bedauerten gewiß, die Axt an die Wurzel der einſt ſo vergnüglichen Oligarchie legen zu müſſen.

Es iſt ja möglich, daß ihre noch naiveren Ahnen von 1740 den eignen Zuſtand und ſeine Machtfülle garnicht durchſchauten, da noch ſpäte Nachkommen wie Blackſtone nichts davon wußten, was doch Georg II. ſchon ärgerlich ausgeſprochen hatte: daß in England das Kabinett König iſt. Die Franzoſen aber jauchzten über die „Trennung der Gewalten", weil ſie hier endlich das Univerſalmittel gegen den bourboniſchen Deſpotiſmus gefunden zu haben glaubten. Sie bildeten ſich ein, durch Zerlegung einer gemeinſchädlichen Allgewalt in unſchädliche Beſtandteile die Freiheit aller zu begründen. Montesquieu ver-

griff sich in der grundsätzlichen Fernhaltung des Königtums von der Gesetzgebung. Immerhin war an seinem Ideal ein Gedanke durchaus gesund: nämlich daß die Exekutive nie zugleich Recht sprechen dürfe; denn wer hätte sie sonst bei Mißbrauch noch unter Anklage stellen können? Und England selbst würde somit einiges von dem haben gebrauchen können, was es nur in des Montesquieu Augen schon besaß. Richtete sich doch sein Schlagwort von der Gewaltentrennung nicht zum wenigsten gegen einen auch heute noch in verschiedenen europäischen Staaten nicht ganz verschwundenen Unfug, der gemeinhin mit dem Wort „Kabinettjustiz" bezeichnet wird. Nur daß eben auf dem Festland Europas diese Kabinette geheim und monarchisch waren, in England die wichtigsten Minister „das Kabinett" bildeten und stets eine öffentliche Mehrheit hinter sich hatten.

Im übrigen war auch England zu jener Zeit noch ein Ackerbaustaat, der im Innern die vollblütige, sehnige Rasse seiner „Yeomen" und Pächter trug, während ausgedehnte Küsten ein Heer von wetterharten Fischern bargen, die in Scharen auf die englischen Dreimaster strömten. In langen Kämpfen mit Frankreich und Spanien verstand es der britische Adel, zumal wenn er von einem so feurigen, belebenden Kriegsminister wie dem älteren Pitt angeführt war, jene Seeherrschaft zu begründen, die nur den Lohn für Wagemut und straffes Durchhalten bildete. So kann man sagen, daß der englische Staat im achtzehnten Jahrhundert ein Prachtmuster dafür bot, wie eine Nation ihre eigenste Kraft anwendet, um sich Raum auf der Erde zu schaffen. Selbst der Verlust der amerikanischen Kolonien änderte hieran nichts. An Kopfzahl halb so schwach wie Frankreich, hat England in erster Linie Napoleon gefällt, indem es die spanische Wunde offenhielt und nicht locker ließ, weil ihm durch Vertrauen sämtliche Hilfsmittel des eignen Landes an Menschenkraft und Finanzkraft unbedingt zur Verfügung standen.

Auch der englische Adel machte gelegentlich Fehler, doch er war schon damals durch sein biologisches Ideal der Leibesübung an Freiluft ausgezeichnet. Er stellte Jünglinge von

il und Haltung auf, bei denen der Anspruch, die Welt zu ieren, keine Lächerlichkeit bedeutete. Goethe noch hat sie obachtet und ihr Vollmenschentum gelobt. Darüber hinaus tten sich die Briten als einzige Nation auf dem Erdenrund gen die Schäden zu sichern gewußt, die in Frankreich, in anien und bald auch in Preußen am peinlichsten empfunden rden: Schmälerung der Volkskraft durch ein zwar untaugches, doch allmächtiges Oberhaupt. In England allein machte nichts aus, ob der König eine Null, ein Verbrecher, ein eitler omödiant oder gar irrsinnig war; denn er regierte nicht, nnte somit kein Unrecht tun. Und er sollte sich heute noch nterstehn, seinen Premier nach Laune, nicht aus der Untermehrheit, zu nehmen! Ein genialer König dagegen wird ch in London stets Wege finden, diplomatisch zu wirken und ittels des Kabinetts dem Lande seine Kraft nützlich zu machen. ewisse Festlandvölker erkaufen sich die bloße, sehr ferne Mögchkeit hiervon durch ein aufreibendes Ertragen des Unerträgchen.

War Montesquieus „Esprit des lois" durchaus gegen die absolute Monarchie Frankreichs mit ihrem grauenvollen Wahrzeichen heimlicher Frevel, genannt „die Bastille", gerichtet gewesen, so müssen wir jetzt mit schnellem Blick auch die andern Staatsformen prüfen, die sich kurz vor der französischen Revolution der Betrachtung darboten. Da gab es vor allem den „aufgeklärten Despotismus" Friedrichs des Großen und die Republik der Vereinigten Staaten von Amerika.

Fragt man sich nach der Kraftentfaltung, die der aufgeklärte Despotismus einem Volk ermöglicht, so darf man sich durch den siebenjährigen Krieg nicht irreführen lassen. Sein Erfolg für Preußen beruhte wesentlich auf dem genialen Willen und der Kriegskunst eines Einzelnen. Die Güte des friderizianischen Regierungssystems aber ist nur scheinbar, wegen Zurückgebliebenheit der gegnerischen Staaten, die durch Despotismus noch weit mehr an der vollen Entwickelung ihrer Volkskräfte gehindert waren. Es ist ganz ausgeschlossen, daß Preußen

selbst unter einem Friedrich der französischen Republik von 1800 noch hätte widerstehn können, oder irgend einem andern wirklichen Volksheer eines modernen Großstaates, dessen Söhne mit Selbstachtung und bewußter Vaterlandsliebe zu Felde zogen.

Ruhm hat sich der aufgeklärte Despotismus dadurch verdient, daß er, falls genial gehandhabt wie von den beiden Zeitgenossen Friedrich Wilhelm I. und Peter dem Großen, zur Hebung von menschenarmen, unentwickelten oder in der Kultur irgendwie zurückgeworfenen Ländern geeigneter ist als irgend ein höchst Wille, der sich unzweckmäßige Hemmungen durch einen umständlichen Apparat gefallen lassen muß. Darum bietet die Geschichte ebensoviele Beispiele dafür, daß Republiken durch Zerreibung der Zentralgewalt ihrem Untergang zugeführt wurden, wie dafür, daß ein aufgeklärter Despot sein Volk und seinen Staat auf einen Ruck sehr weit vorwärts brachte.

Friedrich der Große starb zwei Jahre vor dem Zusammenbruch des französischen Staatswagens, und sein eigner Staat hat ihn nur zwanzig Jahre überlebt, bis auch hier das Mißverhältnis zwischen Entwickelungstrieb und unzureichender despotischer Organisation die Katastrophe heraufbeschwor. —

Was die durch die Republik der Vereinigten Staaten ermöglichten Leistungen betrifft, so waren sie zu Zwecken der Selbsterhaltung beim Unabhängigkeitskampf (1775—83) durchaus ungenügend, und zwar wegen mangelnder Zentralisation. Die Yankees überhaupt interessierten sich nicht sonderlich für das Feldlager, und ein Freistaat kümmerte sich wenig um den andern. Es fehlte an Mannschaften, an Ausrüstung, an Eifer, an Sold, kurz an allem. Der Krieg ist schließlich durch französische Soldaten, französische Munition, französisches Geld entschieden worden, weil Frankreich das verhaßte England, mit dem es nun bald wieder einmal hundert Jahre in Fehde gelegen hatte, drüben in Amerika wirksamer bekämpfen konnte, als daheim.

Durch den, leider gegen deutsche Mietstruppen unter englischem Oberbefehl, gewonnenen Sieg erlangten die Vereinigten

staaten eine unermeßliche Popularität in der Alten Welt, nuptsächlich weil sie von gewissen Lästigkeiten frei waren, die en Monarchien anhafteten und von europäischen Bevölkerungen ur noch mit steigendem Unwillen ertragen wurden. Es gab rüben keine Bastille, keine persönlichen Steuern, keine fremden söldner in Friedenszeiten, keine geheimen Haftbefehle, keine Bücherzensur, keine Knebelung der Geister, keine lebenslängichen Festungsstrafen für ein freies Wort. Es gab vor allem eine Serenissimi, die, wie verächtlich auch immer an sich selber, och inbrünstig verehrt sein wollten, weil sie die Macht hatten, olche „Untertanen“, die das nicht ausreichend besorgten, in der rausamsten Weise zu schädigen und am Leibe zu strafen. Drüben gab es überhaupt keine Untertanen. So flüchteten denn zu enem „Hort der Freiheit“ solche Europäer, die sich an den heimischen Zuständen verekelt hatten und gerade noch Mittel genug zur Auswanderung besaßen.

Ob die Republik mit diesen ihr so reich zuströmenden Kräften das Richtige angefangen hat, mag füglich bezweifelt werden. Wirtschaftliche Prosperität war kaum vermeidbar bei solcher Fruchtbarkeit und so gewaltiger Fülle jungfräulichen Bodens. Aber sie hätte vielleicht doppelt, vielleicht zehnfach so groß sein können, falls nicht von Anbeginn Leichtsinn bis zur Gewissenlosigkeit, Verschleuderung und Raubbau jene Entwickelung begleitet hätten.

Gleichwohl hat bei dem folgenschwersten europäischen Ereignis der letzten zwei Jahrhunderte nicht nur das bloße Zustandekommen der United States of America, sondern gerad eine Eigenheit ihrer politischen Verfassung vorbildlich mitgewirkt. Dies waren die Menschenrechte, die großenteils längst in der englischen Bill of rights von 1688 den Briten garantiert gewesen waren, — als z. B. Sicherheit der Person, Petitionsrecht, Recht des Waffentragens, freie Wahlhandlung, Redefreiheit im Parlament, dazu Schutz vor Ausnahmegerichten, vor Suspendierung der Gesetze und grausamen Strafen, — während die nordamerikanische Unabhängigkeitserklärung vom

4. Juli 1776 noch die Gleichheit aller, die Volkssouveränität und das Recht nicht nur, sondern die Pflicht zum Widerstand hinzufügte. Durch Benjamin Franklin, der als Gesandter in Paris die Freistaaten bis zum Frieden von 1783 vertrat, sowie den Marquis de Lafayette, der den Unabhängigkeitskampf mitgefochten hatte, breiteten sich diese Ideen im gebildeten und oppositionellen Frankreich aus. Damit sind wir bei der französischen Revolution.

Das Urteil über diese großartige Umwälzung ist von Anbeginn durch Klasseninteressen getrübt worden, und es gibt in Deutschland heute noch Kreise, wo man sie rein polizeimäßig, nach der Zahl der eingeworfenen Fensterscheiben sozusagen, auffaßt und als Ordnungsstörung verwirft, weshalb sie besser ganz unterblieben oder doch „rechtzeitig unterdrückt" worden wäre.

In Wirklichkeit handelt es sich um ein unaufhaltsames biologisches Ereignis, wie es einzutreten pflegt, wenn ein aufgewecktes Volk Ueberschuß an latenten Kräften spürt, doch an der Entfaltung und Verwendung dieser Kräfte durch untaugliche Führung behindert wird. Es geschieht dann etwas Aehnliches, wie wenn man einen Kessel überheizt, ohne die Ventile zu öffnen. Daß eine unhygienische Behandlung der Volkskraft sich rächt, hat Macaulay in den Satz gefaßt: Revolutionen ständen stets in geradem Verhältnis zu den voraufgegangenen Mißbräuchen.

Frankreich hätte mit seinen vierundzwanzig Millionen Einwohnern, seinem fruchtbaren Boden, seinem angehäuften Kapital in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine gebietende, mindestens eine geachtete Stellung einnehmen müssen, sah sich aber statt dessen mit Schmach und Schande bedeckt, in einer lächerlichen Rolle. Napoleon hat später geradeswegs behauptet, daß der siebenjährige Krieg (mit Roßbach) eine der Hauptursachen der großen Revolution gewesen sei. So war durch eine jahrhundertlange Mißregierung dem französischen Volk jedes Vertrauen in die vorhandene Staatsgewalt abhandengekommen, bis es die bloße Möglichkeit eines Nutzens von dorther bezweifelte, ja die erhitzte Parteileidenschaft sich eines Tages in dem Apophthegma Luft machte: „Das König-

um ist an sich ein todwürdiges Verbrechen“. Die Bürger, die urch Montesquieu wie durch des Marquis d'Argenson posthu- es Werk von 1764 („Considérations . . .“) über die franzö- sche Verfassung, worin er Abschaffung aller Staatsämter und olle Selbstverwaltung aller Gemeinden empfohlen hatte, ver- itet waren, strebten eine Atomisierung der Königsgewalt n. Sie bestritten der Krone nicht etwa nur die Kabinett- istiz, sondern sogar das Besteuerungsrecht an sich und wünsch- en ihr auch die Exekutive zu hemmen, weil je schwächer die Regierung, desto größer Glück und Freiheit werden müßten. Die Privilegierten aber, die den Thron umgaben und recht igentlich an allem Elend schuld waren, sagten Ja und Amen azu, weil sie die ganze monarchische Gewalt bald selber urch ein Adelsregiment nach britischem Muster zu ersetzen offten.

Die sogenannte Große Revolution war also in ihren Anfängen eine genau so „ständische“ Bewegung, wie die entsprechenden des siebzehnten Jahrhunderts, die in Brandenburg zum Siege des Großen Kurfürsten über die Opposition, in England (1688) zur Niederlage der Monarchie geführt hatten. Die französischen Privilegierten aber wünschten sich von ihren eignen Sünden durch Denunziation des Königtums weißzuwaschen und taten es mit solchem Nachdruck, daß auch der große Erfolg in der äußern Politik durch den Gewinn des amerikanischen Un- abhängigkeitskampfes und die Demütigung Englands im Frie- den von Versailles (1783) dem letzten Bourbon nicht mehr auf- halfen.

In seiner Gehässigkeit unterstützt wurde der französische Ge- burtsadel durch den „Adel der Robe“. So hießen die „Parla- mente“, oberste Gerichtshöfe, die, weil sie sich als Fachinstitute überlebt, dafür aber nicht übel Lust gezeigt hatten, der Krone das Budgetrecht samt der ganzen Legislative abzunehmen, noch unter Ludwig XV. durch den energischen Kanzler Maupeou auf- gelöst worden waren. Aus Popularitätshascherei hatte Lud- wig XVI. sie bei seinem Regierungsantritt (1774) wieder ein- geführt. Aber sie blieben eine völlig unversöhnbare, intri-

gierende, durch Kapitalkraft und Federgewandtheit mächtige Partei, die giftschnaubend bis zuletzt hinter dem Königtum herlief und jede Reform vereitelte. So war schon Ende 1788 die eigentliche Revolution oder vielmehr (nach Taine) „Dissolution" fix und fertig: der jahrhundertelang bodenständige monarchische Lebensbaum wankte, locker in sämtlichen Wurzeln. Die ganze Verwaltungsmaschine stockte; alles, einschließlich der Armee, war desorganisiert und auffässig; überall tagten die Provinzialversammlungen und berieten ihre hundert Beschwerden.

Schon 1789 begann dann der Versuch der Franzosen, sich eine zweckmäßigere Entwickelung ihrer innewohnenden Kräfte zu verschaffen. Der Umsturz war geschehn; nun kam der Aufbau durch die Assemblée nationale, die daher im Volksmunde nicht Révoltante, sondern Constituante genannt wurde. Wie ehrlich die dort im Ballhause tagenden, vielgeschmähten Patrioten waren, die gleich ihrem Lehrer Montesquieu von der englischen Verfassung nichts verstanden, zeigte sich darin, daß sie, treu der „Trennung der Gewalten", ihr neues Parlament rein auf die Legislative beschränkten, d. h. sie verzichteten auf ein aus der Mehrheit hervorgegangenes regierendes Ministerkabinett, einfach weil sie noch nie von einem solchen gehört hatten. Doch unter dem Neuen, das jene leider ja täppischen, gewaltsamen und zuletzt vielfach abscheulichen Vorgänge für die Staatsformen Europas mit sich brachten, befanden sich auch „die Menschenrechte".

Sie waren gemeint als ein Teil jenes Rechtes, das nach Goethes Wort „mit uns geboren wird", von dem aber so selten die Rede sei. Die Blöße, die sich die Franzosen dialektisch gaben, als sie dieses angeborene Recht in Paragraphen aufreihten, darf uns nicht blind gegen die Tatsache machen, daß das unter den Bourbonen in Frankreich eingerissene Privilegierten-Unrecht zwar nichts weniger als menschlich, aber trotzdem äußerst schwer abzuschaffen war. Die Rebellen fanden sich in einer Situation, die Schiller im „Wilhelm Tell" nachher so schwungvoll beschrieben hat:

„Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Laſt, greift er
Hinauf getroſten Mutes in den Himmel
Und holt herunter ſeine ew'gen Rechte ..."

Das war in der Tat ein für die herrſchende Kaſte recht übler Import geweſen, was Lafayette aus dem nordamerikaniſchen Unabhängigkeitskampf heimgebracht hatte. Zugleich mit der Constituante ſetzte nun ein Broſchürenkrieg ein, es wurden Anträge geſtellt und zwei Jahre ſpäter, am 3. Sept. 1791, der franzöſiſchen Verfaſſung die „Déclaration des droits de l'homme et du citoyen" einverleibt, die mit folgenden zwei Artikeln begann: „1) Der Menſch wird frei und gleich an Rechten geboren und bleibt es; 2) Das Ziel aller politiſchen Geſellſchaften iſt die Erhaltung der natürlichen und unveräußerlichen Rechte des Menſchen. Dieſe Rechte ſind die Freiheit, das Eigentum, die Sicherheit und das Recht des Widerſtandes gegen willkürliche Bedrückung".

Iſoliert man dieſe beiden Artikel und betrachtet ſie in ruhigen Zeiten, ſo ſpringen ihre logiſchen Blößen ſofort in die Augen. Das beweiſt nicht das Mindeſte gegen ihre hiſtoriſche Wirkſamkeit als eines Proteſtes unverdienter Schutzloſigkeit gegen privilegierte Blutſauger, überſtrömender Kraft gegen pfuſchende Tyrannei. Die franzöſiſche Monarchie hatte die primitivſten Forderungen nicht erfüllt, die eine Nation an ihren Staat ſtellen darf. Weder hatte dieſer Staat ausreichende Kraft entwickelt; noch hatte er die vorhandene Kraft zweckmäßig verwendet; noch hatte er in ſeinem Innern den Grundſätzen der Billigkeit und Gerechtigkeit zum Siege verholfen, noch diente er dem oberſten biologiſchen Prinzip: daß man den Mitgliedern einer Nation auf den erſten Blick ihre Lebensfreudigkeit anſehn müſſe. Frankreich hatte für die Millionen der niederen Schichten, — ich erinnere nur an die Ungerechtigkeiten der Beſteuerung, zumal der „taille" genannten Kopfſteuer, mit deren Widerſinn man ganze Bände füllen könnte, — trotz allem natürlichen Reichtum zuletzt nichts als Bedrückung und Qual gehabt, auf daß es einem ganz beſchränkten Zirkel Bevorzugter deſto beſſer ginge. Die

französische Revolution lieferte den ersten von vielen Beweisen daß bei einem gewissen Grade von Zivilisation der Zustand, in welchem die französischen Privilegierten weiterzuleben wünschten, von keinem Volk mehr geduldig ertragen wird. Die Verkündigung der Menschenrechte war die bewußte Absage an den jesuitischen Kadavergehorsam; an Luthers hündische Demut vor der Obrigkeit; an die Lehre der englischen Pfaffen von der non-resistance; an Kabinettskriege; an rechtswidrige Verhaftung; an ungleiche Besteuerung; an Plünderung der Staatskassen durch Vettern und Faulenzer; an Beamtendünkel und Kastenhochmut. Recht eigentlich von der Proklamierung der Menschenrechte in der französischen Constituante datiert jeder gesunde Fortschritt an bürgerlicher Selbstachtung in Europa.

Wir müssen hier England ausnehmen, wo die politische Reife der Bevölkerung schon 1679 zu dem herrlichen Grundsatz des „habeas corpus" geführt hatte: daß jeder Verhaftete sofort vor den Richter zu stellen sei, will sagen: daß niemand, und am wenigsten ein Scherge, das Recht habe, einen Bürger des Landes anzufassen und in seiner persönlichen Freiheit zu kränken. Ja schon die Magna charta von 1215 hatte zugestanden, daß ein freier Mann nur nach Aburteilung durch seinesgleichen verhaftet und eingekerkert werden dürfe. Umgekehrt ist in Deutschland heute noch die staatsbürgerliche Denkweise so schläfrig, und es wachsen in der herrschenden Kaste die alten Privilegierteninstinkte mit solcher Schnelligkeit nach, daß von einem bewußten habeas corpus-Gefühl keine Rede ist.

Einer der wenigen glücklichen und gesunden Einfälle Montesquieus war gewesen, daß er die bürgerliche Freiheit als mit jener Gemütsruhe (tranquillité d'esprit) gleichbedeutend setzte, die aus dem Gefühl persönlicher Sicherheit gegen Machthaber erwächst. Daß dieses Gefühl in Deutschland, weil es „oben" unerwünscht ist, nicht aufkommen und noch weniger zur allgemeinen Gewohnheit eines auf gegenseitiger Achtung vor Grundrechten beruhenden Stolzes erstarken kann, beweist allein schon unsre Gesetzgebung für Notwehr. Sie be-

kundet sowohl bei den Juristen, die Derartiges erzwingen, wie bei den Bürgern, die sich Derartiges ohne Protest bieten lassen, eine nicht eben rühmenswerte Gesinnung. Notwehr ist in Deutschland nur erlaubt, sofern sie unwirksam, also unnütz ist. Wirksame Notwehr ist verboten und strafbar. Sie wird entschuldigt nur, wenn „Bestürzung, Furcht oder Schreck" vorliegen, nicht Mannhaftigkeit oder Selbstachtung. Wirksame Notwehr wird zum „Exzeß". Man soll stets mehr Körperkraft und Geschick haben als der (bewaffnete) Angreifer, soll geduldig abwarten, bis man halbtot gemacht ist, dann schriftlich einkommen. Der Herr Beamte wird entscheiden. Selbsthilfe liebt er nicht. —

Fragen wir uns nach dem Erfolg der französischen Revolution hinbetreff der Kraftentwickelung, so war das Resultat überraschend. Schon die levée en masse vom Spätsommer 1792 bot ein imposantes Schauspiel. In diesen Hunderttausenden junger Männer, die zur Verteidigung des Vaterlandes an die Grenzen strömten, pulsierte das Herz Frankreichs. Und seit (1794) mit dem Sturz Robespierres der Schrecken in Paris beendet, 1795 die Macht der Jakobiner für immer gebrochen, die Direktorialregierung eingerichtet worden war, schien es, als ob Schleusen aufgezogen wären, so strömten Wohlstand und persönliches Behagen über die Fluren des gesegneten Landes. Vergleicht man die Republik von 1800 mit den Zuständen unter den letzten zwei Bourbonen, so ist der Unterschied schlagend. Napoleon in seiner dämonischen Laufbahn hat das ganze Problem dann verschoben. Nach seiner Idee, — und er hatte nicht Unrecht, — war es aber den Franzosen von Anbeginn weniger um Freiheit, als um *Gleichheit* zu tun gewesen. Und auch unter seiner Autokratie muß man sagen, daß die Kraftentwickelung selbst nicht nachließ, dazu vor allem Eines der Nation erhalten blieb: es durfte jeder Franzose nach jedem Posten im Staate streben, für den seine Begabung und seine Kräfte hinreichten. Die eisernen Schranken, mit denen das Bürgertum von den Offizierstellen der Linie, wie von der politischen Mitbestimmung im allgemeinen ausgeschlossen gewesen war,

hatten in Frankreich zu existieren aufgehört. Der Boden war neu und vernünftig ausgeteilt, die Besteuerung gleich und gerecht.

Mit einem solchen Staatswesen, wo die Bürger keinen Anlaß mehr haben, ihre beste politische Kraft an den Widerständen gegen untaugliche, doch hartnäckige Gewalten aufzubrauchen, kann selbstverständlich weder die platonische Aristokratenherrschaft auf dem Boden der Sklaverei, noch der das Jenseits vorbereitende augustinische Gottesstaat, noch das Gottesgnadentum des „Sonnenkönigs", noch die unbeschränkte Monarchie der Stuarts, noch der aufgeklärte Despotismus Friedrichs des Großen wetteifern. Doch dieselbe Constituante, die dem politischen Leben Europas die Menschenrechte wiederschenkte, hat uns auch mit dem Ideal der Konstitution an sich, der durch eine Verfassung und ihre Kontrollorgane beaufsichtigten Staatsgewalt, bekannt gemacht, und zwar aus dem Munde des leider schon am 2. April 1791 vom Schauplatz verschwindenden Mirabeau.

Graf Mirabeau war ein viel zu weiser Mann, um von einer einzigen schematischen Staatsform für sämtliche Nationen Europas alles Heil zu erwarten. Er sah klarer als andre, daß das Wesen der Exekutive Beweglichkeit und Raschheit erfordert, somit der Einheit bedarf, diese Tugenden aber in demokratischen Händen sich leicht verflüchtigen oder gar in Verworrenheit und Unkraft umschlagen. Er hatte auch nichts gegen einen gewissen Anteil der Krone an der Gesetzgebung, nichts gegen die Monarchie an sich. Am wenigsten dürfte er sich über die in Republiken durch den Neid aller gegen alle beim Kampf um die höchsten Stellen, durch Kriecherei vor dem Pöbel und Mehrheitsbrutalitäten drohenden Gefahren einer Täuschung hingegeben haben. Und eben weil er schon in Ansehung des Oberbefehls im Kriege das Königtum zur Entwickelung nationaler Kraft für sehr geeignet hielt, zeichnete er in seinen Reden die deutlichen Umrisse der konstitutionellen Monarchie.

Dieſem 1789—91 aufgeſtellten und erläuterten Ideal iſt Preußen erſt 1850 nachgehinkt, und es hat eines vollſtändigen Zuſammenbruches im Jahre 1806, dann noch des Aufſtandes von 1848 bedurft, um aus dem Gedankenkreiſe der Großen Revolution das Notdürftigſte, Unerläßlichſte nachzuholen. Die tatſächliche Entwickelung von Kraft ſtand inzwiſchen mehr als einmal in einem geradezu beſchämenden Mißverhältnis zu der bei leidlicher Vernunft möglichen. Doch da ſich neuerdings verſchiedene ſcharfe Denker zum Staat geäußert hatten, iſt es nicht unintereſſant, dieſe Gedanken auf etwaige Fortſchritte oder Rückſchritte zu prüfen.

Kant, der die europäiſchen Ereigniſſe mit aufmerkſamem Auge verfolgte, ward natürlich auch von der franzöſiſchen Revolution lebhaft angeſtoßen. Aber weil er durch ſeine Vorliebe für chriſtlich-autoritative Geſinnung und Spießbürgermoral befangen blieb, widerſpricht er ſich wie auf rein philoſophiſchem, ſo auch auf dieſem Gebiet ſelber, und freiſinnige, vorgeſchrittene, ahnungsreiche Aeußerungen werden durch andre aufgehoben. Einmal will er dem Volk „das Recht vindizieren, wenigſtens über die Fehler der Regierung ſein Urteil öffentlich bekannt zu machen"; ein andermal iſt ihm alle Art von Widerſetzlichkeit oder Aufwiegelung „das höchſte und ſtrafbarſte Verbrechen am gemeinen Weſen". Noch anderswo fragt er: woher denn bis jetzt noch kein Herrſcher dem Volk jedes Recht abgeſtritten und eine zweckmäßige Regierung rein als unverdiente Wohltat hingeſtellt habe, und gibt als Antwort: weil eine ſolche Erklärung „alle Untertanen gegen ihn empören" müßte, ſelbſt wenn ſie vorher fromme Schafe geweſen wären. Von der germaniſchen Gemeinfreiheit weiß er nichts.

Aber Kant war durchdringend genug, um ſich auch durch eine wohlklingende Phraſe wie „konſtitutionell" nicht täuſchen zu laſſen, und nennt gemäßigte Staatsverfaſſungen ein Unding, weil ſie nur zu häufig darauf hinauslaufen würden, den Eigenwillen eines Einzelnen „unter dem Schein einer dem Volke verſtatteten Oppoſition zu bemänteln". Man braucht nicht lange zu ſuchen, um heut im Herzen von Europa einen ſolchen

pseudo-konstitutionellen Staat zu finden. Auch hat der große Königsberger für den jetzt schon wieder Jahrzehnte lang anhaltenden Zustand von politischer Mißstimmung und Verdrossenheit in Deutschland folgende prophetische Charakteristik, die nur gerade dem Kantianer, der 1911 Reichskanzler war, entgangen zu sein scheint: „Dem mit Freiheit begabten Wesen genügt nicht der Genuß der Lebensannehmlichkeit, die ihm zuteil wird, sondern auf das Prinzip kommt es an, nach welchem es sich solche verschafft."

Man durfte ja gespannt sein, wie sich Kant als Hüter und Verkünder spießbürgerlichen Sittengesetzes zu gewissen pariser Zuchtlosigkeiten der Jahre 1791—95 als z. B. der Abschaffung Gottes stellen würde; doch er tritt auch hier wie schon oft von einem philosophischen Fuß auf den andern. In seiner „Kritik der praktischen Vernunft", wo er bekanntlich den Glauben an einen mit Lohnen und Strafen beschäftigten Gott als notwendig fordert, gibt es keinen schrofferen Widerspruch als den folgenden: „Denn die Kirche selbst ist ein bloß auf Glauben errichtetes Institut, und wenn die Täuschung aus dieser Meinung durch Volksaufklärung verschwunden ist, so fällt auch die darauf gegründete furchtbare Macht des Klerus weg, und der Staat bemächtigt sich mit vollem Recht des Eigentums der Kirche" . . . Nun, genau das hatte man in Frankreich getan. Im übrigen protestierte Kant durch seine Forderung: „Evolution, nicht Revolution!" wie durch Aufstellung seines Ideales vom Zukunftstaat, wo die Freiheit jedes Einzelnen nur noch durch die gebotene Rücksicht auf die Freiheit aller andern beschränkt sein würde.

Dieses Schlagwort vom Zukunftstaat hat gezündet, aber erst Jahrzehnte später bei Karl Marx, der es in seiner Weise auslegte. Ob Kant mit seinen sonstigen, oft glänzenden politischen Schlagern auf seine Zeitgenossen wesentlich eingewirkt habe, möchte man allerdings bestreiten. Zwar tauchte in den Kreisen des Abbé Sieyès, des Verfassers der berühmten Broschüre vom tiers-état und Mitglied der Constituante, der Gedanke auf, die Grundsätze der neuen französischen Verfassung dem ostpreu-

ſiſchen Philoſophen zur Begutachtung vorlegen zu wollen. Es war eine erſte Huldigung der Franzoſen vor deutſcher Wiſſenſchaft. Allein Kant würde ja hier wie überall durch ſeine Widerſprüche nur Verwirrung angerichtet haben. Seine Abſage an Beobachtung und Erfahrung, die beide gerade der Politiker doch braucht wie das tägliche Brot, ſtammt nicht erſt aus der „Kritik der praktiſchen Vernunft“ von 1788, wo er den „Empirismus in der ganzen Blöße ſeiner Seichtigkeit“ zu durchſchauen behauptet; nein ſchon in ſeinem kritiſchen Hauptwerk von 1781 hatte er ſich bei Beſprechung des platoniſchen Ideenſtaates dahin verſtiegen, „die pöbelhafte Berufung auf vorgeblich widerſtreitende Erfahrung“, ſofern ſich ein Staatsphiloſoph durch dieſe warnen ließ, derartig zu verwerfen, daß „nichts Schädlicheres und eines Philoſophen Unwürdigeres gefunden werden“ könnte. Als Staatsoberhaupt würde dieſer Weiſe hiernach ein gewalttätiger Ideologe geworden ſein, mit der Einſchränkung höchſtens, daß er von Zeit zu Zeit aus einer Konſtruktion in ihr Gegenteil umfiel. Er wollte unter keinen Umſtänden dulden, daß das, was tatſächlich getan *wird*, irgendeine Richtſchnur für ſittliche Geſetze herleihen dürfe, oder auch nur eine Einſchränkung für das, was getan werden *ſollte**.

Eine große augenblickliche und auch nachhallende Wirkung war dagegen *Fichte* beſchieden, nicht dem Philoſophen, ſondern dem Patrioten Fichte, durch ſeine „Reden an die deutſche Nation“. Hier zum erſtenmal wurde die deutſche Sprache als nationaler Kraftmotor aufgefaßt und jeder Nation der verdiente Untergang vorhergeſagt, falls ſie, ſtatt ihre Sprache treulich zu pflegen, ſich verwälſchen ließe. Die flachen Deutſchen jener Zeit, die gedankenlos von der kurſächſiſchen Nation geſprochen hatten oder von der heſſiſchen, wurden hier endlich wieder einmal aufgerüttelt, um zu ſehn, daß auch die deutſchen Bäume einen Wald machen. Und ſeit Ernſt Moritz Arndt ſein Lied vom größeren deutſchen Vaterland geſungen hatte, iſt uns dieſe

* Reclamausgabe der „Kr. d. r. V.“, S. 277/78.

einzig mögliche Auffaſſung vom Nationalſtaat nicht mehr entſchwunden.

Die Reden Fichtes waren im Frühjahr 1808 ausgeklungen; im Sommer empörte ſich die ſpaniſche Nation, obgleich man ihr eben erſt ein ganz unnützes, verbrecheriſches Herrſcherpack abgenommen hatte, gegen ihre Wohltäter. Da merkte man, daß bei allen geſund empfindenden Völkern die oberſte Anforderung an den Staat und das wichtigſte Zeichen ſeiner Kraft eben in der Sicherheit nach außen gegen Beläſtigung und Störung durch Fremdvölker geſucht wird. Es war ja ein paar Jahrzehnte vorher in den öſterreichiſchen Niederlanden vorgekommen, daß als der Statthalter gutgemeinte, doch überſtürzte Reformen eingeführt hatte, das Volk aufſtand und im Namen der Freiheit auch die abgeſchaffte Unterſuchungsfolter zurückverlangte. So ſang ein Jahr nach der ſpaniſchen Erhebung Heinrich von Kleiſt:

„Frei auf deutſchem Grunde walten
Laßt uns nach dem Brauch der Alten,
Seines Segens ſelbſt uns freun,
Oder unſer Grab ihn ſein!“

So ſagt Ceſar Balbo: „Die Unabhängigkeit iſt für eine Nation, was die Schamhaftigkeit für ein Weib.“ So wetterte der junge Bismarck gegen gewiſſe Verſchwommenheiten auf dem Vereinigten Landtag von 1847: für den Freiheitskrieg brauchte das preußiſche Volk keinen „andern Grund als die Schande, daß Fremde unſerm Lande geboten“.

Neben Kant und Fichte ſind beſonders zwei ſtaatsphiloſophiſche Gedankenreihen kenntlich und wirkſam, die direkt von der franzöſiſchen Revolution ausgehn. Die eine führt über Graf de Maiſtre, Karl Ludwig von Haller und Adam Müller zu Julius Stahl, kommt als Rückwirkung der durch die Revolution überrannten Kräfte und will der „Reſtauration“ abgelebter Staatsformen dienen. Die andre leitet aus Naturrecht und Menſchenrechten ein „Vernunftrecht“ ab, führt den durch die Revolution entbundenen Liberalismus zu ſeinen

letzten Konsequenzen und knüpft sich in Deutschland hauptsächlich an den Namen Rotteck.

Graf de Maistre († 1821) ist im 4. Kapitel schon genannt worden wegen seines komisch wütenden Angriffes auf Baco von Verulam. Er war ein ehrlicher Fanatiker, der sich augenscheinlich im alten Privilegiertenstaat sehr wohlbefunden hatte, denn er forderte nun in des Augustinus Weise die Unterwerfung der sündigen Welt durch das Papsttum und sprach von der „vertierenden" Wissenschaft.

Er fand einen Gesinnungsgenossen an dem berner Aristokraten von Haller. Dessen Scharfblick reichte hin, um in der Natur überall das Recht des Stärkeren in Geltung zu finden und übereilte Schlüsse aus einem fälschlichen Naturrecht mit vernichtender Dialektik abzutun. Aber eine gründliche Unkenntnis germanischen Verfassungslebens — Georg Waitz begann sein berühmtes Werk darüber erst drei Jahrzehnte später (1843) herauszugeben — erlaubte es ihm, zugleich den Gedanken der Volkssouveränität zu verlachen, während bis zu Lothars Kaiserwahl (817) das Volksheer in Waffen selbst bei den Franken als Repräsentant des Volkswillens gegolten hatte.

Mit nicht geringerer Unwissenschaftlichkeit konstruierte sich Haller einen Zustand, wo alles vorhandene Land irgend einem Fürsten, einer adligen Korporation oder einer Kirche gehört haben sollte, die dann an ihre „Untertanen" den Boden austeilten, wofür diese dem Obereigentümer zu fronen und zu gehorchen hätten, aber auch Anspruch auf den Schutz durch Söldner erlangten.

Dieses Ideal war nichts als die Auffrischung des anmaßenden Leitmotivs aus den Blütetagen des Feudalismus: „nulle terre sans seigneur", das bestimmt gewesen war, den Freibauern ihr Eigentum zu entwenden. Leider steckten zu Hallers Zeit (vor und nach den Freiheitskriegen) gewisse „vertierende" Wissenschaften noch zusehr in den Anfängen. Deshalb konnte dieser Unsinn sich ausbreiten, und der Junker Friedrich Ludwig von der Marwitz, an sich ein tüchtiger Mann und ein guter Patriot in den Tagen der Erhebung, jauchzte: „Am Anfang

war der Fürſt", was natürlich die Dinge völlig auf den Kopf ſtellt. Es hat unter den Germanen viele hochberühmte Stämme gegeben, die gleich den Cheruſkern und ſpäter den Sachſen ein Königtum überhaupt niemals kennen lernten, ſondern ſich für den Kriegsbedarf einen oder zwei Herzöge koren, deren Amt nach getaner Arbeit erloſch. Und überall hat bei dieſen Jahrtauſende hindurch kommuniſtiſch eingerichteten germaniſchen Stämmen genau das beſtanden, was Haller leugnete: die Volksſouveränität *.

Der dritte im Bunde war der katholiſch gewordene Adam Müller. Es gebrach ihm nicht an Geiſt; ſo wies er dem jungen Liberalismus nach, wie wenig das Prinzip des Gehenlaſſens den ſozialen Intereſſen diene, und prophezeite richtig das Aufkommen eines Geldadels. Aber nach Art eines Konvertiten, der den Staatswiſſenſchaften eine „theologiſche Grundlegung" wünſchte, ſang er den Fürſten das Lied von der Heimkehr unter die Fittige der Kirche.

Man darf ſich freilich nicht wundern, wenn dieſe drei genannten Publiziſten nach den Freiheitskriegen an den Höfen gern geleſen wurden. Die Kronenträger waren durch die Köpfung Ludwigs XVI. im Januar 1793, Marie Antoinettens im Oktober des gleichen Jahres, wie von den durch Napoleon ausgeteilten Schlägen zuſehr erſchreckt worden, und überall ſaßen theokratiſch geſinnte Erzreaktionäre auf den Thronen Europas. Man kann aber auch nicht behaupten, daß dieſe Periode ſich irgendwie durch Kraftleiſtungen hervorgetan habe.

Nur einen Teil der Schuld hieran trug der damalige Liberalismus, der, ebenſo vereifert und unfehlbar wie die drei genannten Heißſporne, das Heil in umgekehrter Richtung ſuchte. Er wiederholte Rouſſeaus Schmeicheleien, daß das Volk niemals irren könne, ja Rotteck, ſeit 1818 Profeſſor des Vernunftrechtes zu Freiburg i. Br., verſtieg ſich zu dem Satz: „Wo der Volks-

* So heißt es noch in einer Reformſchrift aus den erſten Jahren des Bundſchuhs (1500 oder 1510): Ueber dem Kaiſer ſtehn Recht und Geſetz; fehlt er, ſo habe das Volk ein Züchtigungsrecht, „denn das Volk macht den Kaiſer, und der Kaiſer macht nicht das Volk".

lle herrscht, da können Verhältnisse, die gegen das natürliche echt streiten, garnicht aufkommen". Erworbenes, historisches echt war ohne weitere Prüfung Unrecht; die vorhandenen onarchien verdienten keine Duldung.

Der Liberalismus hat Großes geleistet zur Beseitigung feuler Ueberreste, zur Befreiung der Persönlichkeit aus verteten Schranken und Banden, für den deutschen Einheitsdanken, für Verfassungsleben, Bildung und Aufklärung. Aber ine Staatsphilosophie, sein Taktsinn für die Macht und sein eschick für deren Ausübung waren fast noch schwächer und anchtbarer als seine wirtschaftlichen Doktrinen. Endloser Widerand mit Steuerverweigerung und möglichster Mattsetzung der xekutive war dem damaligen deutschen Liberalen nicht etwa it Schwäche nach außen und Aufruhr im Innern, sondern nur it „Freiheit" identisch. Stehende Heere sollten die Menschenürde verletzen und zum Kriege drängen. Europa hatte sich essen kaum entwöhnt, die Fluren Deutschlands als allgemeines Schlachtfeld zu benützen, da galt schon wieder eine „Miliz" ür unsre Sicherheit als völlig hinreichend. Vor allem sollten lle Gesetze vom Volk allein gemacht und selbst die Verhandlungen der Diplomatie in allen Stadien öffentlich seinem reifen Urteil unterbreitet werden. Worauf dann ein „ewiger Friede" sämtliche Tugenden der Selbsterhaltung reich entwickeln würde.

Diese Doktrinäre, die weder die Wirklichkeit anzuschauen, noch die Folgen ihrer Lehren zu berechnen vermochten, waren leider durchaus nicht so philisterhaft harmlos, wie sie bei rein ästhetischer Betrachtung erscheinen. Ihre Blindheit ging so weit, sogar das Volksheer Scharnhorsts kurz nach den glänzendsten Siegen als einen feilen, oder sogar feigen, Söldnerschwarm zu verunglimpfen, ja sie versündigten sich an der obersten Pflicht jedes Staatswesens, indem sie darauf brannten, die Republik in Deutschland mit französischer Waffenhilfe durchzusetzen. Die frivole Formel, auf die man selbst noch Ende der siebziger Jahre bei den Unentwegten stieß, lautete: „So'n bißchen Fremdherrschaft wäre garnicht übel; da kämen aus dem Westen vielleicht endlich mal wieder liberale Ideen ins Land".

Die Folge solcher Unbelehrbarkeit und Uebertreibung hüben wie drüben blieb nicht aus. Eine dumpfe, bange, mißtrauische, unförderſame Zeit, die von den Freiheitskriegen bis zur Märzrevolution, in Oesterreich und in Preußen wie in den meisten deutschen Kleinstaaten! Außer dem, durch bürokratischen Eigensinn auch noch verpfuschten preußischen Zollverein und ein paar kleinen Eisenbahnen so gut wie nirgends das Anfassen einer den Kräften angemessenen, schöpferischen Aufgabe. Statt ihrer ein Hinleiern, künstliche Repression des Emporstrebenden und als beschämendstes Zeichen ein Kampf gegen die Jugend, wie er sich in den berüchtigten Karlsbader Beschlüssen von 1819 und in der sich daran schließenden Demagogenhetze mit allen ihren Schändlichkeiten austobte.

Seinen dynamischen Tiefstand erreichte Preußen trotzdem nicht unter dem alten reaktionären König, der 1840 starb, sondern erst unter Friedrich Wilhelm IV., einem „Herrscher", der niemals geherrscht hat, vielmehr stets von den Ereignissen überrascht und gedemütigt wurde. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war es, aus München den ultrakonservativen Staatsrechtslehrer Julius Stahl herbeizurufen, den entschiedensten Gegner der Gleichberechtigung von Bürgern, will sagen der germanischen Gemeinfreiheit, einen harten Sophisten, der in den Spuren Adam Müllers, den er zu bekämpfen vorgab, zu des Augustinus Theokratie zurücklenkte, mit blendender Dialektik den Staat als Ausdruck „gottgewollter" Ordnung pries und alles, was nicht streng „legitim", als „revolutionär" verwarf.

Stahl wurde in Berlin die neue Mode; er entthronte Hegel, der zwar schon 1831 gestorben war, dessen System aber in seinen lauten Schülern noch ein Jahrzehnt fortlebte. Für Hegel hatte nichts Einfaches existiert. Die Urzelle des Staates, den Urvertrag in den Dämmerungstagen vor der beginnenden Gesittung aus menschlichen Bedürfnissen zu erklären, wie das Thomas Hobbes tat, war ihm zu wenig. Es mußten solche dicken Worte wie „Wirklichkeit der sittlichen Idee" oder „Entfaltung des göttlichen Gedankens" herhalten, Worte, mit denen im Grunde rein garnichts gesagt war, da sich jeder etwas Beliebiges dar-

unter denken konnte und wir ja wiſſen, wie wenig Hegels hiſtoriſche Auffaſſung ſtichhielt. Freilich war die Nebelhaftigkeit ſeiner Kunſtſprache nicht ohne Schlauheit, weil ſie ihm eingeſtandenermaßen dazu diente, anſtößige Gedanken den Späheraugen und -ohren der Polizei zu verhüllen. Doch die Schüler dieſes Geſchichtsphiloſophen endeten, wie das bei einem ſo konfuſen Meiſter kaum anders ausfallen konnte, mit einer Fortſetzung von Rotteds Kampf gegen das hiſtoriſche Recht.

Hegel, obſchon von Geburt ein Schwabe, hatte den preußiſchen Staat nicht nur als den mächtigſten, ſondern auch als den vernünftigſten aller deutſchen Staaten gefeiert. Dies zu einer Zeit, als jeder wirklich Freidenkende gegen die ſtumpfe, zermalmende Rückſchrittsautokratie Friedrich Wilhelms III. die ſchwerſten Vorwürfe hätte erheben müſſen. Allein wie kurz nach den Freiheitskriegen Steffens in Breslau gelehrt hatte, daß die Idee des Staates von der Idee der Kirche nicht verſchieden, ſondern die Gemeinſchaft der Heiligen ſei, ſo gefiel ſich Hegel in einer Vergötterung des Staates und geſtand einer ſo dünkelhaften, ſtarren, entgeiſteten und volksfeindlichen Regierung wie der damaligen preußiſchen freudig die Allmacht zu.

Man kann hiernach ermeſſen, was Julius Stahl geweſen ſein muß, um Hegel in der Gunſt des berliner Hofes ablöſen zu können. Noch einmal durfte ſich ein untauglicher König, der zeitlebens den Blick nach den Wolken gerichtet hielt und beſonders Freund und Feind niemals unterſcheiden lernte, im Glanz des Gottesgnadentums ſonnen. Aber die Freude war kurz. Die Preußen hatten das erneute Verſchleppen der in Ausſicht geſtellten und ein Vierteljahrhundert lang mit ſehnſüchtiger Geduld erwarteten Verfaſſung zu ſehr übelgenommen. Der Vereinigte Landtag von 1847 kam ſchon zu ſpät; die Revolution von 1848 war unvermeidlich.

Sie erfolgte, ganz wie im Nachbarſtaate Metternichs und im altbourboniſchen Frankreich, als ein Ausdruck biologiſchen Mißverhältniſſes zwiſchen Kraft und Verwendung. Große, reifgewordene Völker wollten ſich auf eine ſo törichte Weiſe nicht länger hintanhalten laſſen. Wenn hernach der geniale Bildner

Bismarck mit den so reichlich vorgefundenen Kräften auch nur eine vorübergehende, keine dauernde Befriedigung heimlicher Sehnsucht zu erzielen verstanden hat, lag das leider daran, daß er als Junker zu lange mit Standesgenossen gelebt hatte, die von den für ihre Instinkte so schmeichelhaften Ideen Stahls erfüllt waren, welche heute noch in Preußen vorherrschen. Dem Stahl blieb auch nach 1848 im Sinne der bekannten „Rückwärtsrevidierung" tätig. Zwar sein System lief auf bloße Behauptungen hinaus und wandte sich nicht an die Logik, sondern an den Glauben, dafür verstand er es desto besser, die Eigenliebe der Oberklasse zu reizen. Mit Recht hat man seinen historischen Beruf dahin erläutert: der Reaktion die theoretische Begründung zu liefern, weshalb nicht nur der erste, sondern auch der fünfte Reichskanzler sich von Stahls Gedankenschatz manches ausgeliehen haben. Seit er Umkehr der Wissenschaft gefordert hatte, zitterten die Theologen vor Ungeduld, gewisse verhaßte Laboratorien und Hörsäle zu schließen, dafür den deutschen Studenten von Polizei wegen zu Kirchenbesuch und Abendmahl zu leiten, wie das ja schon Bischof Eylert in den ersten Tagen der berliner Universität empfahl. Ganz im Sinne Stahls wurden vom preußischen Kultusminister Raumer 1854 die berüchtigten Stiehlschen Regulative erlassen, die zu Gunsten des Religionsunterrichts Deutsch, Vaterlands- und Naturkunde vernachlässigten, die Schule unter geistige Aufsicht beugten und auf den Lehrerseminaren die Lektüre unsrer Klassiker verboten. Wie froh waren die Junker, Volksverdummung nunmehr als ein sittliches Erfordernis betreiben, Freizügigkeit jedoch oder sonstwelche Zwecke menschlichen Wohlergehens als Verstöße gegen „gottgewollte Ordnung" ablehnen zu können. Die Könige wieder wußte Stahl dadurch zu stärken, daß er die Sünden der Fürsten menschlicher, die Sünden der Volksmassen teuflischer Art nannte. „Das gerade ist Gottes Gebot, in der Unheiligkeit menschlichen Organs doch nur die Heiligkeit des göttlichen Amtes zu erblicken," d. h. auch wenn der betreffende Potentat außer Selbstmord jedes Verbrechen begangen hatte. Kurz, es war Luthers Lob der Obrig-

keit, gesungen von einem Jakobiten aus den letzten Tagen der Stuarts, in seinem ureigensten, antimodernistischen Geist, in seinem Haß gegen kraftvolle Selbständigkeit aber krypto-katholisch, weshalb denn auch die „Hallischen Jahrbücher" den damaligen preußischen Absolutismus mit seinem Beamtentum, das die Reaktion besorgte, katholisch nannten. Ein Strom von Unduldsamkeit, Verstocktheit und Mißtrauen gegen alle „Regierten" sprudelt heute noch aus jenem trüben Quell. Die schlechte Manier, alles und jedes im Staat bis zu den geringsten Anstalten durch das Wort „christlich" abzustempeln, rührt von Julius Stahl her. Von evangelischer Freiheit hat dieser kämpfende Protestant niemals ein Jota verstanden.

Der Liberalismus wiederum vermochte einem so klaren Kopfe wie Bismarck auf die Dauer nicht zu imponieren, denn er verübte im Anschluß an die Märzrevolution einen wahren Schildbürgerstreich im Frühjahr 1849 durch seine zu Frankfurt a. M. im Nationalparlament versammelten Vertreter. Indem diese weltfremden Schwärmer es vergaßen, daß die im Reich zu drei Vierteln überwiegende Landbevölkerung treu zu ihren Dynasten hielt, die weit entfernt davon waren abdanken zu wollen, trugen die Abgesandten des Parlaments dem König von Preußen ohne diplomatische Vorbereitung eine „unitarische" Kaiserkrone an, die sie garnicht zu vergeben hatten.

Bismarck hat unsre Nationalkraft förderlich verwendet und nach verschiedenen Richtungen hin auch weiterentwickelt. Er hat uns zu Realpolitikern erzogen, und wir sollten jetzt reif genug sein, um an die Beantwortung der wichtigen Frage heranzutreten:

„Wozu hat ein Volk überhaupt Kraft?"

„Ich glaube, daß dies leider eine Frage ist, die in Deutschland äußerst selten aufgeworfen wird. Ein berliner Handwerksmeister oder pommerscher Bauer dürften krause Antworten geben, ein organisierter Fabrikarbeiter sie vielleicht als ganz überflüssig ablehnen. Das bloße Ansammeln von Kraft ist aber genau so zwecklos wie das bloße Sparen, das schon Friedrich

Liſt verſpottete, weil es als leitendes Prinzip Nationen von lauter Geizhälſen hinſtellen würde. Auf die Verwendung kommt es an, auf den Gebrauch, den eine Nation von ihren Kräften macht. Darf das heutige Deutſchland beanſpruchen, in dieſer Hinſicht in der erſten Reihe mitzumarſchieren?

Prüfen wir zunächſt einmal die Beſtandteile, aus denen ſich die Stärke eines Staates nährt und zuſammenſetzt. Da finden wir 1) die Landesverteidigung, 2) die biologiſch vollwertige Geſundheit der Bevölkerung, 3) ihre bürgerliche Tüchtigkeit, 4) den Reichs- oder Staatsgedanken, 5) die Finanzkraft, 6) die Führung, 7) die Ausbildungsmöglichkeiten, 8) allerlei Imponderabilien, wie Selbſtachtung, Tradition, allgemeines Vertrauen uſw.

Ich fürchte, daß bei Durchmuſterung dieſer Einzelpunkte Deutſchland zur Zeit nicht beſonders günſtig abſchneiden kann. Zwar gibt es Prahler unter uns, die das einfache Wort Deutſchland garnicht mehr über die Lippen bringen; ſondern ſie ſagen: „das mächtige Deutſchland“; und auch nicht die deutſche Flotte; ſie ſagen: „die ſeegewaltige deutſche Flotte“. Dem ungetrübten Blick, der ſolche Selbſtbenebelungen verſchmäht, erſcheinen die Dinge jedoch weſentlich anders, weil die Proben aufs Exempel fehlen oder gar negativ ausgefallen ſind. Es mag beſſer ſtehn, wann dieſes Buch erſcheint. Doch 1911 zu 1912 imponierte Deutſchland niemandem, vermochte nichts Rechtes durchzuſetzen, und der einzelne Deutſche wurde faſt überall ungern geſehn, in Italien verprügelt, in Mexiko gemordet, in Marokko beraubt. In der internationalen Diplomatie wie im Weltverkehr glaubte man uns Impertinenzen anbieten zu können.

Wie ſollte das wohl auch anders ſein gegenüber einer Nation, die ſelber kein habeas corpus kennt; bei der ſogar die verfaſſungsmäßig garantierte „Immunität“ von Volksvertretern verlacht und vom eignen Präſidenten die Polizei ins Haus gerufen wird, um an Abgeordneten Handgreiflichkeiten zu üben? In England ſind es Hausbeamte, die in Fällen äußerſter Widerſetzlichkeit gegen die Geſchäftsordnung ihres Amtes

walten, und Roheiten sind ausgeschlossen. Der Widerspenstige wird an der Schulter berührt und geht von selbst.

Ein „civis germanus sum" aber gibt es garnicht; es ist weiter nichts als eine der vielen Aufschneidereien, mit denen wir zwei Jahrzehnte hindurch nach Tisch bewirtet wurden. Der Reichsstaatssekretär des Aeußern hat im Mai 1912 ganz offen und mürrisch erklärt, daß beim Eintreten für Reichsangehörige auch unter Bismarck schon lediglich taktisch-politische Rücksichten maßgebend gewesen seien, d. h. dem guten Verhältnis zwischen den deutschen Diplomaten und denen anderer Länder die Sicherheit unsrer auswärtigen Bürger geopfert wurde. Nur wenn unsre Regierung einer andern Verlegenheiten schaffen will, tritt sie selbst für unberechtigte Klagen von Landsleuten ein.

Man braucht nicht jedem herausfordernden alldeutschen Schreier den Gefallen zu tun, einen Krieg um der Schläge willen zu beginnen, die er sich in angetrunkenem Zustand irgendwo im Ausland verdiente. Doch harmlose Reisende, die von einem italiänischen oder sonstigen Pöbel überfallen und mißhandelt werden, nur weil sie deutsch reden, sollten die ganze Nation hinter sich haben.

Aus dem allem folgt, daß das Ausland im allgemeinen den Glauben an unsre behauptete Stärke nicht mehr teilt; wie daß die nationale Durchbildung und Haltung des einzelnen Deutschen ungenügend sind. — —

Gegen die biologische Vollwertigkeit unsrer Nation wurden im 10. und 15. Kapitel bereits verschiedene Zweifel begründet. Doch überall herrschen Fleiß, Wirtschaftlichkeit, Freude am Verdienst. In der Industrie wetteifern Intelligenz und Anstelligkeit unten mit wissenschaftlicher Technik und kaufmännischer Umsicht oben, und unser Kapitalreichtum ist ganz enorm angewachsen.

Ob damit auch die Finanzkraft? Es hat im Sommer 1911, als die Kriegsgefahr drohte, Anzeichen gegeben, die das mehr als fraglich machen. Der Sturm auf die Sparkassen in gewissen Großstädten bewies, daß der deutsche Sparer durchaus noch nicht mit beiden Füßen in den Kahn seines

Staates eingestiegen war, daß er ihn nicht für dauerhaft hielt und mindestens dem Steuerruder gründlich mißtraute.

So kam es, daß Staaten, die sich mit der deutschen Kapitalkraft entfernt nicht messen können, ja die gleich Italien ihre Industrie — man denke nur an Mailand — ganz wesentlich mit deutschem Geld in die Höhe gebracht haben, trotzdem auf ihre „glänzenden Finanzen" pochen durften, während Deutschland in Frankreich heute geradezu für finanzschwach gilt. Das mag eines Tages die Zuversicht unsrer Neider beflügeln und ein Kriegsmotiv mehr abgeben. Denn die Finanzkraft eines Staates setzt sich daraus zusammen, daß er erstens alle in seinen Grenzen vorhandenen und möglichen Hilfsmittel, vor allem das angehäufte Kapital, tatsächlich zur Verfügung hat; zweitens daß diese Hilfsmittel für die großartigen Betriebsanforderungen heutiger Kriegführung ausreichen. So bildet die Finanzkraft die unerläßliche Ergänzung der Menschenkraft; die eine ist ohne die andre nichts. Schlecht versorgte Armeen sind zur Untätigkeit, zum Verzicht auf ausgreifende Unternehmungen verurteilt; mittellose Länder können begonnene Feldzüge nicht fortsetzen und müssen beim Friedensschluß vorliebnehmen. Das arme Japan brach sofort nach dem russischen Krieg in seiner Finanzkraft zusammen und hat sich seither in erschöpftem Zustand manches entgehn, manches gefallen lassen müssen. In Deutschland kann es umgekehrt kommen: daß der ängstliche Sparer sein strotzendes Geld lieber vergräbt, als es zur Weiterexistenz seines Staates herzuleihen, weil ihm die „Sicherheit" nicht genügt. Er würde damit nur jene Teilnahmlosigkeit beweisen, wie sie von oben gegängelten Menschen ohne selbständige Gesinnung und ohne Stolz eigentümlich ist.

Schon der Erfolg der preußischen Hundert-Millionen-Taler-Anleihe im Jahr des Ruhmes 1870 war jämmerlich. Die berliner Bankfirma Güterbock & Co. zeichnete damals anstatt der preußischen die französische Kriegsanleihe, d. h. sie wünschte die Gelder norddeutscher Sparer dazu anzuwenden, norddeutsche Landeskinder totzuschießen und dem eignen Staat eine gründliche Niederlage beizubringen. Sie wurde wegen dieser Frech-

heit ein Haus weitergeschickt. Heut würde die berliner Börse vermutlich gern patriotisch sein, falls man ihr das ermöglichte. Dies ist aber ein Gebot der Klugheit. Denn die londoner Börse recht eigentlich hat die Vorherrschaft des französischen Sonnenkönigs wie Napoleons in Europa gebrochen, indem sie mit den betreffenden englischen Regierungen Hand in Hand ging. Sie tat es, weil sie niemals in kurzsichtiger Weise schikaniert worden war.

Wenn aber die von einer beachteten Stelle her — aus dem westfälischen Revier — gefallenen Worte: „Mit meinem Gelde kann ich machen, was ich will" tatsächlich das Herzensgeheimnis deutscher Kapitalisten ausdrücken sollten und es ihnen für erlaubt gälte, das, was der deutsche Boden trug, gegen seine Söhne zu verwenden, dann hätte biologischer Irrsinn die Zügel an sich gerissen, und die Selbsterhaltung würde in einer so kleinlichen Manier aufgefaßt, daß sie die Arterhaltung zunichtemacht.

Jeder Staat birgt in seinem Innern irgendeine intransigente Partei, oder gar mehrere. Solange die Kräfte dieser Volksteile dem großen Ganzen zur Verfügung stehn, ganz besonders wenn sie willig steuern und im Heer dienen, darf man die Gefährlichkeit ihrer theoretischen Verkündigungen nicht überschätzen, vorausgesetzt daß man sich über das, was sie verschweigen, keinen Täuschungen hingibt. Gerade das Zentrum, das 1912 Regierungspartei war, hat ein weit ernster gemeintes und praktisch näher stehendes „Endziel" als die verfehmte Sozialdemokratie. Kein Ultramontaner kann jemals etwas andres bezwecken und herbeiwünschen, als die Tilgung politischer Grenzen, die Ausrottung anstößiger Muttersprachen, die Zermürbung und Lähmung hinderlicher Staatsgewalten bis zur Zurückführung der ganzen Christenheit unter die Priesterherrschaft, als des Papstes treueste „Leibgarde", wie Graf Ballestrem in einem unbewachten Augenblick das deutsche Zentrum genannt hat. Das Zentrum ist eine schon verhärtete Partei, bei der jede nationale Entwickelung ausgeschlossen bleibt. Es zeigt gerade soviel Verständnis für Deutschlands Bedürfnisse, um

regierungsfähig zu bleiben, und lauert auf den Augenblick, dem Reich irgendeine furchtbare Wunde zu schlagen.

Umgekehrt steht die Sozialdemokratie in vollem Fluß. Ein Produkt unvermeidbarer wirtschaftlicher Evolution ist sie mit ihren vielleicht 21 Millionen Häuptern, die durch 4½ Millionen Reichstagswähler repräsentiert werden, ein Drittel unsrer Nation, unsre biologische Reserve, unser politischer Nachwuchs, oder sollte das doch sein. Denn wenn es uns nicht gelänge, diese gewaltige Masse dem Staatsgedanken zu gewinnen und biologisch brauchbar zu erhalten, wären wir verloren.

Bismarck, wenn auch sein Sozialistengesetz ein verkehrter Weg war, wünschte bekanntlich diese Verstockten aus ihrer starren Verneinung herauszulocken und zur Mitarbeit zu erziehen. Epigonen, denen anscheinend nichts weiter einfällt, als die öde Bekämpferei, hegen diesen Wunsch garnicht mehr. Was Bismarck hoffte, fürchten sie: daß die Sozialdemokratie sich positiv an den Geschäften beteiligen könnte. Indem sie mit Hermann dem Cheruskr sprachen:

„Was brauch ich Latier, die mir Gutes tun?"

suchten sie ein Drittel der Nation abzuschrecken, auszuschalten, zu verärgern, zu Gewaltstreichen zu reizen, um die restierenden zwei Drittel dann durch den Ultramontanismus zu „retten". Wäre die Führung der Sozialdemokratie nicht weit besonnener als die Politik der bekannten Scharfmacher, hätte längst das furchtbarste Unglück geschehen können. Immerhin wird ein ganz notwendiger Gesundungsprozeß in frivoler Weise, die Gustav Schmoller „kindisch" genannt hat, verzögert und erschwert.

Den Russen hat es im japanischen Feldzug außerordentlich geschadet, daß viele Zehntausende fragten: „Warum sich schlagen für einen solchen Staat?" Allein die Hoffnungen gewisser übelwollender Fremdvölker auf einen enormen Abzug an Kraft, der bei völliger Intransigenz der deutschen Sozialdemokratie während eines Krieges eintreten müßte, dürften mit Sicherheit zuschanden werden. Die Völker der norddeutschen Tiefebene sind auch die langen Jahre von 1815—40, von 1842—48,

on 1849—66 aus einem Zustande chronischer Verstimmung egen ungeschickter oder böswilliger Verschleppung des Zeitemäßen, dünkelhafter Bevormundung und Verweigerung guten echtes nicht herausgekommen, ohne deshalb in ihrer Fahnenreue wankend zu werden. Ja man muß sagen, daß der Deutsche erade in diesem Punkt noch niemals besonders feinfühlig ar, sobald es nur überhaupt losging. So dürften sich auch nsre sozialdemokratischen Soldaten und Wehrmänner genau o brav schlagen, wie alle andern und etwaige Mängel der führung durch die Tapferkeit des kleinen Mannes wettmachen elfen.

Keinem Großstaat aber, und am wenigsten dem eingeengten Deutschen Reich, steht die Wahl zwischen sämtlichen Möglichkeiten der Kraftverwendung völlig frei. Denn Stärke verpflichtet, und ganz besonders wachsende Stärke. Eine Nation, die ihre Volkszahl in einem solchen Tempo vermehrt wie die Deutschen, unterliegt gewissen dynamischen Gesetzen, denen sie sich ebensowenig entziehen kann, wie die Erde dem Geschwindigkeitsgesetz, nach welchem sie um die Sonne rotiert.

Völker, die derart an Vermögen, Kopfzahl und Streitkraft zunehmen wie das deutsche, verändern sämtliche Gesinnungen rundumher. Die Fremdvölker analysieren aber unsre wirkliche Kraft nicht, sie sind großenteils auch garnicht fähig dazu; sie halten sich an den äußern Anschein, und wenn der zu Mißtrauen Anlaß gibt, so handeln sie danach, und zwar unfreundlich.

Die Möglichkeiten, hierauf zu reagieren, sind verschieden. Jene ruhige Selbstbewußtheit, die schweigt und an sich kommen läßt, schien in Deutschland bisher zu fehlen; ebenso leider das Geschick, sich schon durch das vorhandene Schwergewicht zur Geltung zu bringen. Am geschäftigsten waren die, welche genau das taten, was auf unsre Nachbarn erfahrungsgemäß *nicht* wirkt, oder sie höchstens zu übermütigen Herausforderungen ermuntert: sie beteuerten unaufhörlich und laut ihre Sehnsucht nach Frieden. Als ob es möglich wäre, sich auch um

rein biologisch-dynamische Notwendigkeiten mit Gekränktsein, Ableugnungen und Gewinsel herumzudrücken. Soweit diese Partei unter weiblicher Führung stand, brauchte man sich freilich nicht zu wundern. Aber es fehlte wirklich bloß, daß, um uns dem Ausland angenehmer zu machen, als wir zur Zeit sind, schnell ein bethlehemitischer Kindermord angeordnet und strengster Malthusianismus als Zukunftsprinzip ausgerufen würde, damit unsre Volkszahl und mit ihr unsre Kraft langsam wieder abnähmen. Indessen ist der Malthusianismus auch in jeder andern Hinsicht mit Herabzüchtung identisch, er mindert Kühnheit und Selbstbehauptung und ist biologisch ein für allemal verwerflich.

Das Einzige, was ein starkes und stolzes Volk in diesem Dilemma sagen dürfte, heißt: „Wir brauchen Raum, wenn nicht in Europa, dann anderwärts. Wir sind bereit, um diesen Raum zu kämpfen." Dies tun wenigstens die übrigen Völker, selbst wenn sie garnicht kämpfen wollen. Es ist auch der sicherste Weg, um sich ohne Kampf Raum zu schaffen. Die Franzosen haben es ohne Anstoß gesagt und damit Marokko gewonnen. Erst begehrliche Augen machen und, während verhandelt wird, unentwegt auf der Friedensschalmei blasen, heißt seiner eignen Landesdiplomatie das Rückgrat eintreten.

Man braucht nun nicht gleich an die überlebten Methoden früherer Jahrhunderte zu denken. Jeden zufälligen Ueberschuß an Kräften dazu anzuwenden, um über friedliche Nachbarn herzufallen und sie zu „unterjochen", gilt heute mit Recht für läppisch, für „parasitär". Aber falls wir selber nicht zu verachteten Bettlern entarten wollen, werden wir uns eines Tages eben durchsetzen, also auch schlagen müssen, weder aus Ruhmsucht, noch aus diplomatischem Ungeschick, noch mit klug berechneter Offensive, sondern weil wir durch unser Wachstum sämtliche Machtverhältnisse verschoben haben und man dies im Kreise der Nationen nur von einem bewährten Faktor hinnimmt, nicht von einem Emporkömmling, der herausfordernde Prahlereien mit mattherzigen Rückzügen abwechselt.

Hier sind alle nötigen Proben aufs Exempel durch das Preußen

vor hundert Jahren bereits geliefert worden. Auch Preußen glaubte sich ohne Ansehung und Entfaltung seiner wirklichen Stärke kleinmachen, sich, nachdem es bereits ein europäischer Großstaat gewesen war, als ein Königtum zweiten Ranges durch die napoleonischen Wirren schwindeln und in geduckter Haltung gar noch im Trüben fischen zu können. Der König selbst war ja so außerordentlich friedliebend, daß er erst, als er in Europa rundumher jedes Vertrauen verscherzt hatte, im ungeeignetsten Augenblick zum Schwert griff. Jene Periode mit ihren Halbheiten und Kläglichkeiten sollte jedem Deutschen vor allem den Gedanken der sogenannten „friedlichen Eroberungen" für immer verleidet haben. Festhält nur, was in ehrlichem Kampf erworben ward. Preußen hat Hannover nicht, weil es ihm 1805 durch Napoleon in entwürdigender Weise geschenkt wurde, sondern weil es 1866 darum gekämpft hat. Wir besitzen heute noch Schleswig-Holstein und Elsaß-Lothringen, weil wir uns dafür eingesetzt haben.

Mögen die Italiäner sein wie sie wollen: als sie Tripolis begehrten, stellten sie sich hin und sprachen: „Hier ist unsre Brust". Das ist achtbar, selbst wenn es mißglückt; während Gewinne, die eine große Nation rein durch Verhandlungen ergattern will und ergattert hat, ihr den Makel schmierigen Schachers antun. Werden solche Geschäfte zur Leidenschaft, so sinkt die Stärke des betreffenden Reiches zu jenen zweifelhaften modernen Größen herab, die von Zeit zu Zeit der Nachprüfung bedürfen, ob sie nicht inzwischen hohl geworden seien. Dann kann es sich herausstellen, daß gerade der friedliebendste König zum kostspieligsten und blutigsten wird. Man mustre gefälligst einmal das Blutkonto Friedrich Wilhelms III. in den Jahren 1806—15.

Unklare Köpfe kommen von Zeit zu Zeit auf den Gedanken, die deutschen Volksteile, die sich außerhalb der Reichsgrenzen befinden, mit Gewalt wieder an uns zu ziehen. Abgesehn von der illoyalen Bedrohung des Territorialbestandes verbündeter oder doch friedfertiger Nachbarn wäre es geratener, erst einmal den Persönlichkeitswert des Deutschtums anziehender zu machen. Sonst könnte, was den Anschluß der Polen an uns verhindert, den

der Elsaß-Lothringer erschwert: mangelnde Bonhommie, mangelnder Sinn für Leben und Lebenlassen, Ueberfluß bürokratischer Hudelei mit Unteroffiziersmaximen an Stelle wirklicher Ueberlegenheit und fester Haltung, doch nur die Zahl der Widerspenstigen im Reichstag vermehren, nicht unsre wirkliche Stärke. Selbst inmitten einer gewaltigen europäischen Wirrnis, die alte Verbände lockert, würde uns jenes Experiment einen allgemeinen Aufschrei der Wut mit langen Feindschaften eintragen, für die nur mutige, lebensvolle Völker gerüstet sind, nicht spießbürgerlich verfettete.

Umgekehrt verlangen manche Idealisten von einem Staat mit großem Vorrat an Kraft, daß dieser Vorrat zur Ausbreitung der Gerechtigkeit auf Erden angewendet werde. Das ist nichts als ein Rückfall in die imperialistisch-universale Idee des Gottesstaates, nur daß die fanatische Kraft des Glaubenseifers, der früher eine derartige Eroberungslust bisweilen erfolgreich machte, heute fehlt. Im allgemeinen herrscht auch bei sämtlichen Völkern von einiger Vernunft die Tendenz der Nichteinmischung vor. So sagt Spinoza mit seinem wundervollen biologischen Ahnungsvermögen, daß kein Staat, auch wenn er die Mittel dazu hätte, seine Kraft für tyrannische Ziele verbrauchen dürfe, um eigne und fremde Menschen zu knechten und in Furcht zu halten. Er solle vielmehr danach trachten, „den Einzelnen von der Furcht zu *befreien*, damit er in möglichster Sicherheit leben und sein natürliches Recht auf Sein und Wirken ohne Schaden für sich und andre uneingeschränkt behaupten kann. *Es ist nicht der Zweck des Staates, die Menschen aus vernünftigen Wesen zu Tieren oder Maschinen zu machen*; vielmehr soll er bezwecken, daß ihr Geist und Körper ungefährdet seine Kräfte entfalten darf."

Im Innern müßte die methodische Anerkennung dieses Prinzipes zur Herrschaft aktiver Hygiene über alle andern Rücksichten führen, nach außen das Bewußtsein ihrer Stärke die Regierung der Nation instandsetzen, jederzeit mit Nachdruck aufzutreten und notwendige Forderungen nationaler Entwicke-

lung durchzusetzen. Geschieht das nicht, so ist der Beweis erbracht, daß entweder die betreffende Nation ein ausreichendes Maß von Kräften garnicht hat, oder daß sie es zwar hat, aber die Anwendung falsch ist und in schlechten Händen ruht.

Freilich liegt im Volk selbst noch ein besondres Hindernis für Kraftentfaltung. Vielleicht das Erzeugnis langer unglücklicher Jahrhunderte, vielleicht auch nur die Nachwirkung eines chronisch gewordenen, bis tief in die Jugend hinein verbreiteten Alkoholismus mit seinen schiefen Distanzeinschätzungen verursacht es, daß der Deutsche zu nüchterner Anschauung seiner Situation im Verhältnis zu Feinden und Nachbarn wenig oder garnicht geeignet erscheint. Oft ganz schlecht informiert legt er sich aus unklaren, sentimentalen Motiven ins Zeug und ergreift voreingenommen die falsche Partei. Bald wirft er sich weg und läuft Leuten hinterdrein, die selber über diese Verkennung den Kopf schütteln, wie vor ein paar Jahren die italiänischen Kaufleute, die in Berlin gefeiert wurden und ironisch zu dem Resultat kamen, sie müßten den Deutschen doch enorm wichtig und nötig sein; oder er begeistert sich fanatisch für Leute, die uns spinnenfeind sind, oder gerät in Wut gegen Leute, nur weil sie das bleiben, was er nicht ist: nüchtern. Einmal stellt er sich mit Witzblättern in der Hand lachend hin und wirft rundumher die Fenster ein, wundert sich aber sehr, wenn das übelgenommen wird. Ein andermal wieder fleht er Monate hindurch auf den Knieen: „Friede! Friede! Wir tun doch niemanden was!“

Hier sieht man den durch Mangel an Urteil verursachten Abstrich von Kraft gegenüber einem reiferen Volk, das in der Politik sich keinen romantischen Wallungen hingibt. Darum verstehen die Engländer den heutigen Deutschen so oft überhaupt nicht. Es ist wahr, auch das englische Publikum hat mehrfach in letzter Zeit, wie wir mit Erstaunen sahen, seine Haltung verloren und Neigung zur Panik bewiesen. Wer unter den leitenden Männern „die besseren Nerven“ habe, bleibt jedoch mehr als fraglich.

Zum Glück fehlt es in unsrer Geschichte nicht ganz an Be-

wegungen voller Beſonnenheit, und voller Beſonnenheit ſogar, während gleichzeitig die Leidenſchaften ſprachen. Hier ſteht an erſter Stelle die norddeutſche Erhebung von 1813, von deren geſunden Nachwirkungen wir heute noch zehren. Die dann folgende Reihe von Erhitzungen für Auswärtiges zu durchmuſtern, iſt beſchämend, aber auch für unſern kraftphiloſophiſchen Zweck unterrichtend und förderlich.

Da waren zuerſt die „edeln Hellenen" — man vergleiche das Urteil über ſie an ſämtlichen übrigen Küſten der Levante — und der „edle Freiheitskämpfer" Lord Byron, der in Miſſolunghi mehrere Wochen an Diarrhöe litt und, ohne einen Schuß gegen den Feind abgefeuert zu haben, an ihr (1824) ſtarb, um durch dieſen „Heldentod" einen wahren Rauſch deutſcher Begeiſterung auszulöſen.

Es folgten 1830 die „edeln Polen". Alle Todfeinde des Deutſchtums waren immer maßlos „edel". Beſonders populär wurden durch ein verlogenes Gedicht Moſens „die letzten zehn vom vierten Regiment," die, wie die Geſchichte lehrt, noch achtzehnhundert Mann ſtark im Sommer 1831 bei Strasburg i. U. unſre Grenze überſchritten und ohne Kampf die Waffen ſtreckten. Dieſe Begeiſterung hielt vor bis 1848, wo die Polen überall unſre Freiheitsbewegung anführen durften. 1859 legten ſich viele Deutſche dafür ins Zeug: wir ſollten Oeſterreich — in ſeinem Kampf gegen Frankreich und Sardinien — die Kaſtanien aus dem Feuer holen. Beim polniſchen Aufſtand von 1863 drohte ſogar die Kronprinzeſſin Viktoria, die ſpätere Kaiſerin Friedrich, daß Preußen „ſeine Großmachtſtellung einbüßen" würde, falls es nicht ſofort für die edeln Polen gegen Rußland Krieg anfinge. Dann erglühten wir 1886 für den edeln Fürſten von Bulgarien. Damals fiel aus Bismarcks Munde das warnende Wort von den „Knochen eines pommerſchen Grenadiers". Am beſchämendſten und auch ſehr übel in der Nachwirkung war 1899 unſre Burenbegeiſterung; für eine zum Himmel ſtinkende Vetternwirtſchaft; für fernere Brüskierung von Europäern in Johannesburg; für ein wildfremdes Volkstum, das unſre Behauptung der Blutsverwandtſchaft

höhnisch belächelte, ja unsre Leute en canaille behandelte, wenn sie sich kriegsbegeistert meldeten; gegen die große europäische Aktion, die in Transvaal unsre eignen Interessen vertrat. Länger als zwei Jahre hielt es jeder echte deutsche Kneipenbruder für eine Ehrenpflicht, auf die Buren zu trinken und England zu schmähen. Damals wurde die Saat zum englischen Mißtrauen gestreut, das seither in hohe Halme geschossen ist und uns soviel Kopfzerbrechen verursacht. Die Parteinahme der öffentlichen Meinung für Japan gegen Rußland (1904) war nicht minder unklug. Es kam die törichte Angst vor der „Einkreisung", über die 1907 und 1908 laut und lauter gestöhnt wurde, bis dieser Schemen, der jeder starken Nation, die ihr eignes Schwergewicht fühlt, lächerlich hätte sein sollen, sich von selbst auflöste. Die letzte größere Erhitzung (1911) galt wiederum der „Insolenz" Englands.

Von allen diesen Erregungen sind zwei doch so typisch, so wichtig und von so häufiger Wiederkehr, daß sie eine nähere Beleuchtung verdienen. Denn noch weit schlechter und falscher als unsre Information über die Buren war schon von jeher unsre Anschauung des Polentums.

Während die Sarmaten treu dem altnationalen Sprichwort nachlebten: „Solange die Welt Welt bleibt, wird der Pole nie des Deutschen Bruder", haben sich die vertrauensseligen Deutschen mit ihrem schwachen, durch die allzu frommen Kaiser des „Gottesstaates" bereits unterdrückten und gebrochenen nationalen Instinkt in der unglaublichsten Weise von den Polen düpieren und ausnutzen lassen. Von jeher war deren Land und Volkstum durch die zwei Eigenschaften gekennzeichnet: menschenarm und unwirtschaftlich, sodaß in dem drei- bis viertausend Quadratmeilen großen Gebiet, wo wirkliche Nationalpolen saßen, vor dem Jahre 1100 nie mehr als eine Million Menschen höchstens gehaust haben kann. Wohl aber ist unentwegt, seit Beginn der ostelbischen Kolonisation in der Hohenstaufenzeit, in immer neuen Wellen deutsches Volkstum in jene Gefilde eingeströmt, um dort verdorben und zerstört zu werden. Der Mechanismus dabei war: Anlockung, „zur Hebung der Ein-

künfte", wie die polnische Formel hieß; Anpflanzung mit „verbrieften" Gerechtsamen; dann fuhr, sobald die nötigste Kulturarbeit getan war und ihre Früchte reiften, die harte Starostenfaust raubend und pressend dazwischen, bis die wohlhabenden Dörfer wiederum verarmt, die Gewerbe der aufblühenden Städte ruiniert waren, überall ein gedrücktes, leibeigenes, hungerndes Proletariat sich herumstieß. Jetzt mußte neues deutsches Blut für neue Siedlungen her.

Der polnische Adel hatte sich bald nach Kasimir dem Großen bis auf einen minimalen Grundzins völlig steuerfrei zu machen verstanden, er allein hatte das Anrecht auf alle besseren Pfründen. Er zwang die deutschen Kolonisten zur Fronarbeit bis zu vier und fünf Tagen in der Woche, darüber hinaus wurde der Landmann von fiskalischen Beamten, von den Pächtern des Kirchenzehnten erbarmungslos ausgeraubt. Freizügigkeit gab's unter keiner Bedingung mehr, die adligen Gewalthaber hausten mit Unterdrückung, Rechtsbeugung, Plünderung gegen Kaufleute, Handwerker, Bürger im allgemeinen, daß der kleine Mann in Polen ein elendes Leben führte und eines späten Tages gar ein Priester, als Mitglied der meistbevorrechteten Kaste, rief: „Das unschuldige Blut der Bauern, welches heut über alle Maßen vergossen wird, kann sich noch einmal rächen".

Auch von polnischen Städten waren die meisten deutschen Ursprungs gewesen gleich Posenau und Krakau, das noch im vierzehnten Jahrhundert einen reindeutschen Stadtrat hatte. Ueberall haben die Polen den Spatz im Schwalbennest gespielt und, wie die Höfe, die Dörfer, die Städte, so ganz besonders auch die reichen Zisterzienserklöster, nachdem sie die Deutschen ausgetrieben hatten, verwahrlost.

Von dem — nach der Union mit Littauen — zuletzt auf 17 000 Quadratmeilen angeschwollenen polnischen Staat deckten die Polen selbst nie mehr als etwa den fünften Teil des Bodens und stellten höchstens ein Sechstel der Bevölkerung. Das gesamte heut lebende und zumal in den westlichen Strichen ganz wesentlich aus deutschem Blut hervorgegangene Polentum zählt, über drei fremde Reiche verteilt, höchstens fünfzehn Millionen

pfe. Davon kommen auf Preußen wenig über drei Millionen Westpreußen, Posen, Oberschlesien und neuerdings auch im stlichen Kohlenrevier; auf Oesterreich vier Millionen galizische olen; die übrigen acht Millionen leben in Russisch-Polen und i angrenzenden Gouvernements.

ie Auslieferung der mit den Polen gemischt wohnenden d, außer an der Weichsel, fast durchweg in der Ueberzahl vorndenen Bevölkerungen an ein durch seine Brutalität und aubsucht berüchtigtes „Herrenvolk" würde eine der nichtsirdigsten Roheiten sein, die jemals von Europa geduldet rden. Das Los der unglücklichen Ruthenen in Galizien, wo e Polen als Herrenkaste die Verwaltung an sich gerissen haben d jene armen Bauern mit härtester Hand plagen, ja zur erzweiflung treiben, bis sie in hellen Haufen nach Kanada swandern, sollte jedem Denkenden die Augen öffnen. Nicht nmal mehr die drei Millionen Littauer, die doch durch eine nge gemeinsame Geschichte mit den Polen verbunden sind, ollen von diesen Gernegroßen etwas wissen, sie sondern sich b und weigern jede politische Verbrüderung. Kurz, die Wiederherstellung" Polens in seinen alten Grenzen, die lediglich durch Heirats-Union mit Stammfremden sowie durch Unterwerfung von weicheren Nachbarvölkern mit minder kriegerischem del, oder die Preisgabe des Deutschordenslandes durch das Reich, früher einmal eine so gewaltige Ausdehnung erfahren aben, wäre selbst nach der ganz unwahrscheinlichen Zertrümerung von drei jetzigen Kaiserstaaten eine politische wie ethnoraphische Verkehrheit ersten Ranges.

Die Mission des Polentums aber: ein „Bollwerk" gegen stliche Unkultur zu bilden, existiert nur in den Köpfen empfindamer Ignoranten. Gerade weil sich das Polentum dieser Aufgabe nicht angenommen hat, weil es ihr nie gewachsen war, ist es zuletzt auch seiner politischen Selbständigkeit verlustig gegangen. Denn das Königreich Polen war schon seit 1717, als Zar Peter den Schiedsrichter gemacht und die polnische Verfassung unter den Schutz einer moskowitischen Garnison gestellt hatte, nichts als eine russische Satrapie gewesen, der pol-

nische König, der polnische Adel in russischem Sold, als die Kaiserin Katharina II. zur ersten Teilung Polens trieb. Diese vollstreckte sich 1772 mit ausdrücklicher Genehmigung der polnischen Slachta, die vom bekannten „Rubel auf Reisen" angekauft war, ohne einen Schwertstreich. Preußen zog damals nur alten deutschen Kulturboden an sich: das kerndeutsche Ermland, das Kulmerland mit Thorn, den fast reindeutschen Netzedistrikt.

Obwohl die Polacken Napoleons treueste Gehilfen bei der Niedertretung Deutschlands gewesen waren, obwohl sie Kolberg belagert hatten, als Gneisenau die Feste hielt, und am 19. Oktober 1813 Leipzig verteidigt, als die ostpreußische Landwehr das Grimmaische Tor erstürmte; obwohl sie ihre kriegerischsten Lorbeeren sich in Spanien holten, um auch dort ein stolzes und empörtes Volk daran zu hindern, seine nationale Unabhängigkeit wiederzuerlangen, war alles das vergessen, als der Aufstand von 1830 begann. Die Polen erhoben sich, trotzdem sie vom Zaren Alexander I. einen eignen Reichstag, eine eigne Armeeverwaltung, einen fast selbständigen Statthalter verliehen bekommen hatten, gegen eine milde russische, fast nur noch nominelle Oberherrschaft, hauptsächlich um auch die an Oesterreich und Preußen abgespellten Provinzen an sich zu reißen. Und der gesamte preußische Liberalismus jauchzte ihnen zu, damit womöglich das Ermland, Thorn, Danzig, der Netzedistrikt und die Posenau wieder verloren gingen, deutsche Kultur eingestampft, deutsche Selbstachtung mißhandelt, deutscher Fleiß wieder leibeigen gemacht und für polnische Beutel ausgepreßt werden könnte! Nicht einmal Heinrich Heines Spott auf die edeln Krapülinski und Waschlapski vermochte daran etwas zu bessern.

Nur ein so scharfer, zur Nüchternheit fähiger Beobachter wie Otto v. Corvin, damals blutjunger preußischer Offizier in der Bundesfestung Mainz, überliefert uns von der deutschen Polenschwärmerei jener Tage folgendes anschauliche Bild:

„Die Julirevolution (von 1830) hatte den ersten Anstoß gegeben; viele junge Deutsche fanden einen Genuß darin, die französische Kokarde zu tragen

ob im Theater die Marseillaise zu singen, oder unmäßig zu applaudieren, nun in der „Stummen von Portici" das Militär zurückgeschlagen oder im Tell" Geßler erschossen wurde. Dieser Enthusiasmus fand fürs Erste einen bleiter in dem für die Polen. Alle Harfenmädchen sangen: „Polen ist ch nicht verloren," als es längst verloren war, und die emigrierten Frei- itskämpfer wurden überall wie Sieger empfangen. Jung und Alt be- ferte sich um die Wette, ihnen Ehre anzutun . . . Blumen- und Jungfern- änze wurden an die Freiheitshelden verschwenderisch ausgeteilt. Mancher Spitzbube zog polnische Uniform an und radebrechte das Deutsche, was ihm esser forthalf als ein Ministerialpaß . . .

„Es konnte nicht verhindert werden, daß sie auf Bällen und an öffent- ichen Orten mit uns zusammentrafen; sie waren überall zu finden und meist etrunken. Die mainzer Bürger machten es sich, wie es schien, zur Ehren- ache, die polnischen Gäste nie nüchtern werden zu lassen. Man kann sich enken, welche Menge Rheinwein konsumiert wurde, denn die Polen waren arken Ungarwein und Kartoffelschnaps gewohnt.

„Ich liebe tapfre Männer außerordentlich; allein bezechte Helden verlieren bei mir sehr an Achtung, und bezechte Polen sind für mich ganz erschrecklich unliebenswürdig. Sie werden meist zärtlich, reden alles mit „Bruder" an und haben eine erstaunliche Neigung zum Küssen, was bei den beschlabberten Lippen durchaus nicht appetitlich ist."

Als man den Schaden besah, war von diesen Helden die deutsche Fruchtbarkeit unlieb vermehrt, die deutsche Gesundheit nicht minder unlieb angesteckt worden, worauf unsre Wohltäter, da sie Westpreußen und Posen nicht hatten zurückgewinnen können, verschwenderisch mit Reisegeld und mit Segenswünschen für einen späteren Sieg ausgestattet, nach Paris weiterbefördert wurden.

Allein so traurig, so pervers das alles unter dem Gesichtswinkel deutscher Kraftäußerung auch anmutet, es sollte noch schlimmer kommen. Im Jahre 1846 brach tatsächlich im Posischen ein polnischer Aufstand los, mit dem ausgesprochenen Zweck, diese Provinz mit reichlich einer halben Million guter Deutscher vom Königreich Preußen abzustreifen. Es wurde keine Revolution daraus, wie man gehofft hatte, sondern nur ein Putsch, bei dem immerhin auch manche Gewalttat gegen die Unsrigen mit unterlief. Der Anschlag auf die Festung Posen mißlang aber, der Führer Mieroslawski fiel in einem Provinzdorf in preußische Hände und wurde dann samt ein paar hundert andern Aufrührern im Lauf des nächsten Jahres im ersten öffentlich

geführten Prozeß verhört. Er selber äußerte freimütig: „Der König muß mich hinrichten lassen, ich habe mich zu schwer gegen ihn vergangen; läßt man uns frei, so fangen wir wieder an, ich wenigstens ganz gewiß!“ Doch Friedrich Wilhelm IV., der diese intimsten Feinde seines Staates ebenfalls bis zur Schwärmerei liebte, sorgte dafür daß den acht (am 2. Dezember 1847) zum Tode Verurteilten nichts geschah.

Da diese Stockfeudalen sich ein liberales Mäntelchen umgehangen hatten, waren sie auch bei der Mehrheit des Vereinigten Landtages von Preußen wie in den Kreisen des gesamten deutschen Bürgertums nach wie vor gerngesehen, und so konnte denn in den Märztagen des Revolutionsjahres 1848 eine der ärgsten Albernheiten geschehen, die die politische Geschichte kennt. Fast die erste Handlung des nach dem Abzug der Truppen vom Barrikadenkampf entfesselten berliner Janhagels war es, die am Morgen des 19. März durch den König begnadigten polnischen Hochverräter aus dem moabiter Zellengefängnis abzuholen und jenen Mann, der sofort „wieder anfangen“ wollte Deutschtum auszutilgen, mit seinen Spießgesellen in bekränzten Wagen gleich Triumphatoren unter dem Jubel einer vieltausendköpfigen Menge durch die Straßen der preußischen Hauptstadt zu führen.

Wenn Mitleid mit dem Feinde töricht ist, so hat diese Torheit in Deutschland leider lange vorgehalten. Als 1912 ein alter Fortschrittler starb, der jene Ereignisse bereits als Jüngling miterlebt hatte, wurde ihm in einem Teil nicht nur der polnischen, sondern auch der deutschen Presse nachgerühmt, daß er ein Polenfreund gewesen und zeitlebens geblieben sei. Diese merkwürdige Schwäche: einem skrupellosen und grausamen Gegner mit Großmut nachzurennen und zu seinen Gunsten unser eignes Fleisch und Blut kalt anzublicken, war auch 1905 hervorgetreten, als die rebellischen Hereros in Südwest harmlose junge deutsche Mädchen nackt mit den Füßen an irgend einen Baum geknüpft, ihnen ganz langsam den Leib aufgeschnitten und lachend mit ihren Eingeweiden Gartenzäune dekoriert hatten.

In bestimmten Kreisen der öffentlichen Meinung Deutschlands war man sich einig, daß den lieben „kindlichen Negern" unbedingt nichts dafür geschehen dürfte. Genau so hatte schon der liberale Abgeordnete von Vincke im Vereinigten Landtag von 1847, als der Prozeß Mieroslawskis noch garnicht entschieden war, Nachgiebigkeit angeraten, damit die Polen „sich ganz deutsch und preußisch fühlen", woran kein Einziger der Verschworenen eine Sekunde lang dachte.

Erst Bismarcks Haltung dem polnischen Aufstand von 1863 gegenüber gab uns Deutschen die ersten vorbildlichen Anzeichen wirklicher politischer Vernunft. Kühl bis ans Herz hinan verpflichtete er durch seine loyale Haltung Rußland und erntete dafür die goldene Frucht der russischen Neutralität beim Krieg von 1870.

Schade, daß Bismarck einen großen Teil seiner Titanenkraft daran wenden mußte, den verschwommenen, phrasenberauschten, fremdbrüderlichen Liberalismus, den er in Deutschland vorfand, zu nationalen Anschauungen erst zu erziehen und ihn bei dieser harten Arbeit zu zerreiben. Denn die liberale Schwärmerei für das „freigesinnte" England war nicht minder unklar und unklug als die deutsche Polenbegeisterung. Zwar wurden einige der gröbsten Irrtümer inbezug auf Englands tatsächliche politische Verfassung durch Lothar Buchers Berichte (seit 1850) und Gneists Arbeiten (seit 1863) langsam aufgehellt. Aber, was wertvoller ist: Bismarcks gesamtes politisches Lebenswerk hat einen englischen Schnitt, d. h. es zeigt keinen der Fehler, zu denen die damaligen Deutschen leidenschaftlich hinneigten, dafür aber einige der größten Vorzüge, durch die sich die besten englischen Politiker auszeichnen. Er hat sich selber nachgesagt, daß er einmal in seinem Leben Politik gemacht habe „wie ein Stadtverordneter", d. h. auf deutsche Weise. Das war 1878 auf dem berühmten Berliner Kongreß, wo Bismarck durchaus den „ehrlichen Makler" spielen wollte und sich nichts als Undank dadurch erwarb, während er im Gegenteil Rußland und England hätte aneinander-

hetzen müssen, damit diese beiden Konkurrenten unsrer Nationalität sich einmal gegenseitig und gründlich schwächten. Dies würde die Politik gewesen sein, die bei vertauschten Rollen kein englischer Staatsmann als Leiter jenes Kongresses versäumt haben würde, nicht aus Bosheit oder Heimtücke, sondern weil er dadurch einem höheren und edleren Prinzip: der Vorherrschaft Englands im Rate der Völker, zu dienen geglaubt hätte. Eine diplomatische Glanzleistung dieser Art war wenigstens der japanisch-russische Krieg von 1904, durch den sich Rußland wie Japan finanziell ausbluteten und auf Jahre hinaus der freien Aktionsfähigkeit beraubten. Auch wir haben aus jenem englischen Streich den größten Nutzen gezogen, insofern seither, mindestens bis zum November 1912, der Druck des russischen Ellbogens in unsrer Flanke nachgelassen hat.

Sonst jedoch hat Bismarck gleich einem ausübenden Künstler in die Tat umgesetzt, was eine Staatsphilosophie nur mit Worten fordern kann: daß man *privatrechtliche Anschauungen nicht ins große Völkergetriebe übertragen*, daß man Alltagsmoral nicht von verantwortlichen Politikern verlangen soll. Es mag ein Staatsmann an sehr hoher Stelle und in gefährdeter Zeit etwas wagen, das ein Pfarrer seiner Gemeinde für den Werktag nicht empfehlen darf, sondern als eine „Sünde" verurteilt. Zeigt es sich aber an den Folgen, daß eine solche Tat die Stellung des ganzen Volkes gehoben, seine Unabhängigkeit gestärkt, seinen Machtbereich erweitert, seine Lebensbedingungen, seine Entwickelungsmöglichkeiten verbessert hat, sodaß Millionen von Einzelmenschen sich nunmehr kräftiger und freier ausleben, achtungswertere Beweise von Tatkraft und Tüchtigkeit geben können als vorher, dann war das Wagnis dennoch im Interesse des höchsten biologischen Prinzipes der Arterhaltung lobenswert. Hätte, wenn sie nicht gewagt worden wäre, Schaden und Verkümmerung für die eigne Nation in sicherer Aussicht gestanden, dann würde ganz im Gegenteil die bloße Uebereinstimmung mit der Moral eines Nachmittagspredigers ein Zeichen von Willens- und Verstandesschwäche gewesen sein.

Bismarck aber wußte genau, wovon der deutsche Bürger im allgemeinen heute noch nichts weiß: was Machtfragen sind und was Existenzfragen. Völker mit Gesellschaften und öffentlichen Meinungen, die auch in Existenzfragen immer ihren Edelmut, ihr Privatrecht, ihre Spießbürgermoral hineintragen, sind unreif, bleiben Stümper, berauben sich ihrer Kraft. Auf diesen Wegen gelangt man zu der schiefen Tendenz: „ritterlich gegen Todfeinde, doch roh, nachlässig, schädigend für den eignen Landsmann“. Bismarck hat stets verächtlich dreingeschaut, wenn seine Deutschen mit Fremden schöntaten und sich für Gleichgültige erhitzten, stets bereit, „aus der eignen Haut heraus in eine beliebige andre hineinzufahren“. Der große Realpolitiker war uns vom Schicksal als Erzieher zu politischer Vernunft gesendet worden, und es war nur eine Ausgleichseigenschaft, wenn er sich auch berechtigten idealen Forderungen gegenüber leider zuweilen ironisch verhielt.

Selbstverständlich hat er viele von denen, die mit ihm Geschäfte machen wollten, übers Ohr gehauen. Aber es ist unsagbar philiströs, ihn hierin moralischer zu wünschen, damit seine Erfolge dann für die Nation geringer ausgefallen wären. Er hatte bekanntlich seine aparte, graziöse Art, indem er bis zum äußersten Freimut ging, worauf ihm sein Gegner nichts mehr glaubte und sich gerade dadurch betölpeln ließ. Kurz, Bismarck war ein schlauer Sachse, wie die Engländer heute noch schlaue und handfeste Sachsen vorstellen.

„Das perfide Albion“ ist, und zwar nicht nur im Sinne der alten Hellenen, die die List als Männertugend pflegten, sondern schlechthin ein Ruhmestitel, die mürrische Anerkennung der Fremdvölker, daß sie hier auf geschäftliche Ueberlegenheit gestoßen seien, gerade wie wir heute noch das Friedrich dem Großen angehängte „travailler pour le roi de Prusse“ mit Genugtuung zitieren. Man braucht nicht auf Machiavelli zu schwören, der übrigens in seinem „Principe“ nur die Eigenschaften erläuterte, die einen Fürsten zur Befreiung Italiens vom Fremdenjoch befähigten; allein wenn Friedrich der Große einen „Antimachiavell“ verfaßte, hat er sich selber

doch nach dem Original gerichtet. Und so ist in Existenzfragen jedes große Volk noch immer so „perfid“ gewesen, als es irgend anging. Armin der Befreier war es im höchsten Grad gegenüber Varus, und wir verherrlichen ihn dafür. Es wäre besser, wenn wir ihm nachzuahmen wüßten.

Freilich darf keine große Nation in ihren Listen so plump sein, daß sie sich stets betreffen läßt, ohne Vorteile einzuheimsen; keine so gewissenlos, daß sie aufhörte, vertragsfähig zu bleiben. Jede wird ganz besonders den Parteien die Treue halten, die ihr die eignen Geschäfte besorgen. Dies aber war durch lange Jahrhunderte die spezifisch deutsche Krankheit: um irgend eines kurzsichtigen vermeintlichen Vorteils willen die Parteigenossen zu verraten und davonzuziehen, sodaß nun der gesammelte Gegner die Einzelnen ganz bequem abschlachten konnte. Von dieser Krankheit hat uns Bismarck dadurch kuriert, daß er uns zusammenzwang und hinderte, uns noch länger gegenseitig in den Rücken zu fallen.

Treitschke in seinem Eifer nennt es den „heiligsten politischen Grundsatz aller Briten: daß nur England berechtigt sei, andre Mächte zu belügen“. Engländer dürften aber mit sardonischem Lächeln aus diesem Aerger herauslesen, daß man vielleicht ganz gern andre belügen möchte, doch es nur nicht versteht. Am wenigsten wir haben Anlaß, jene Kunst auch noch zu unterstreichen, da wir uns im neunzehnten Jahrhundert mit einer beispiellosen Hartnäckigkeit zu Opfern englischer Lügen hergegeben haben. Damit vergleiche man das Wort des großen „Philanthropen“ Lord Brougham aus jener Zeit, als es fraglich war, ob der preußische Zollverein seinen eignen jungen Gewerben den notwendigsten Schutz gegen Erdrückung durch die längst zum Riesen erstarkte englische Industrie gewähren wollte. Zu Schleuderpreisen warfen die Briten für Millionen von Pfund Wollen- und Baumwollenwaren auf das Festland, um sich zunächst einmal den Markt zu erobern, und Brougham lobte dies Verfahren als nützlich, weil es dazu diene, *die ausländische Industrie in der Wiege zu ersticken*.

Dies war der richtige englische „Freihandel“, den die verblen-

deten Deutschen mit solcher Inbrunst liebten und förderten, wovon im nächsten Kapitel mehr. Pünktlich nach dem Verlust der nordamerikanischen Kolonien wurden die Briten erbitterte Gegner des Sklavenhandels, durch dessen Störung sie nun höchstens noch in dem winzigen Jamaika betroffen werden konnten, machten sich dadurch unsagbar populär in der Welt — und befestigten ihr „Durchsuchungsrecht" gegenüber fremden Schiffen auf hoher See.

Alles dies schließt nicht aus, daß die heutigen Engländer da, wo alles auf dem Spiel steht, kühl und freimütig die ganze Wahrheit sagen, falls deren öffentliche Kenntnis, um eine unerwünschte Gefahr zu beseitigen, ihnen geeigneter erscheint, als alle Listen sein könnten. Besonders einige Reden von Sir Edward Grey im Jahre 1911 waren in dieser Hinsicht Muster eines ebenso geraden wie praktischen Sinnes. Da auch nach einem Seekrieg zwischen England und uns das Problem selbst unverändert bleiben würde, mögen ein paar allgemeine Betrachtungen über dies für unsre nächste Zukunft wichtigste Verhältnis hier den Schluß machen.

Feinde sind jeder Nation zu wünschen, damit sie wachsam bleibe. Nur ist es an und für sich nicht recht einzusehen, weshalb durchaus gerad England unser Feind sein sollte, da wir uns gegenseitig durch gute Kundschaft soviel nützen, daß ein Krieg uns notwendig allen beiden enormen Schaden zufügen müßte. England verkauft an Deutschland Waren für eine Milliarde Mark jährlich, Deutschland an England für achthundert Millionen. Der deutsche Handel ist zwar großartig aufgekommen, aber der englische in der gleichen Zeit ebenfalls; der deutsche Schiffbau hat zugenommen, doch der englische noch weit mehr. Der gesamte Welthandel ist eben in solchem Aufschwung, daß beiden Konkurrenten auch in Zukunft eine steigende Quote gesichert erscheint.

Einen völligen Zusammenbruch Englands zur See aber können wir schon deshalb nicht wünschen, weil er mit Sicherheit den Zusammenbruch der ganzen Europäerstellung in fremden Weltteilen, wie besonders in Ostasien und Südamerika, zur Folge

haben oder doch naherücken würde. Japan lauert nur darauf. Vorläufig imponiert England allen farbigen Völkern. Die deutsche Flagge jedoch ist entfernt nicht imstande, die englische beim Schutz dieser Interessen abzulösen, ganz abgesehn von der mangelnden sonstigen Qualifikation. Denn die Deutschen werden durch die preußische Richtung nicht zu einem Herrenvolk erzogen, sondern zu einem Volk gehorsamer Diener. Die englischen Kolonien würden dem deutschen Verwaltungsassessor sitzen wie eines Riesen Rock.

Rein geschäftlich könnte man sagen: Wenn England unsre eignen Interessen vertritt und mit seiner großen Flotte unsern Außenhandel wie den aller europäischen Nationen schützt, warum sollten wir es darin stören? Warum in den eignen Beutel greifen, wenn doch ein andrer durchaus bezahlen will? Warum eine so nützliche Macht beunruhigen und reizen? So weit gehn die Möglichkeiten. Leider wirken tiefer noch die Notwendigkeiten, als Ausdruck biologisch-historischer Entwickelung.

Deutschland hatte es in verschiedenen Phasen seiner jüngsten Politik zu bitter empfunden, daß es zur See nicht stark genug, sondern auf den guten Willen Stärkerer angewiesen war, von alten Zeiten zu schweigen, z. B. von der Beendigung des populären Krieges gegen Dänemark zur Befreiung der Elbherzogtümer im Jahr 1848. Er wurde von Preußen mit Hurra sofort nach der März-Revolution begonnen und Knall und Fall abgebrochen, weil selbst das kleine Dänemark den ganzen preußischen Seehandel lahmlegen und ruinieren konnte, nachdem nicht nur unter Friedrich dem Großen, sondern allen drei nachfolgenden Friedrich Wilhelmen die preußische Flotte in der schmählichsten Weise vernachlässigt worden war. Friedrich Wilhelm III. hatte den spanischen Don Carlos mit 473 000 Talern aus den Taschen der damals wenig bemittelten preußischen Steuerzahler unterstützt. Auf den Gedanken, für dieses schöne Geld lieber eine preußische Fregatte zu bauen, kam kein König, kein Minister; und Abgeordnete gab es noch nicht.

Bismarck lebte schon außer Amtes, da wurden wir, kurz vor dem Burenkrieg, in Samoa durch England und Amerika in der

empörendsten Weise schikaniert, ja man kann sagen: verhöhnt. Wäre der Burenkrieg nicht 1899 dazwischengekommen, sodaß England nun unsre Neutralität nötig hatte, es dürfte noch weit schlimmer ausgefallen sein. Da zuerst gewahrte auch der deutsche Liberale, dessen Blätterwald soeben noch von den „uferlosen Flottenplänen" gerauscht hatte, die nationale Entblößung, das Loch in Deutschlands Rüstung. Seither kam Tempo in unsern Flottenbau.

Diese Rüstungen hat England von Anbeginn mit Mißtrauen beobachtet; es konnte garnicht anders. Doch die Frage „Gegen wen rüstet Deutschland?" und unsre Beteuerung: „Wir wollen keinen Krieg mit England anfangen" treffen leider alle beide das Wesen der Sache garnicht. Denn *jeder Kiel, den wir strecken, verschiebt auch gegen unsern Willen Englands Macht*, und natürlich zu seinen Ungunsten. Aus seiner früheren absoluten Ueberlegenheit zur See ist längst nur noch eine fakultative für gewisse Einzelfälle geworden.

Daher lag, wo immer wir auf dem Erdenrund etwas bezweckten oder auf dem Spiel stehen hatten, die englische Diplomatie seither sprungbereit, um uns zu kreuzen. „Wir wollen die Bagdadbahn bis zum Persischen Golf bauen" — „Unmöglich, die Interessen Englands erlauben das nicht!" „Wir möchten eine Kohlenstation da oder da" — „Unmöglich, die Interessen Englands verbieten es!" „Wir möchten mit unserm Kapital da und da beteiligt sein" — „Unmöglich, das ginge gegen Englands Interessen!"

Jetzt zu sagen: „Im londoner Auswärtigen Amt haßt man die Deutschen", ist jedoch wiederum schief. Diese in ganz großen Verhältnissen reif gewordenen, weitblickenden englischen Staatsmänner werden von so privaten Gefühlen selten bewegt; aber sie lieben England, England allein. Und eben das ist es, was unsre Sentimentalen nicht verstehn. Die verlangen Schmeicheleien, Gelübde, Schwung und Bombast. Deutschland, sagte Grey schlicht und einfach, „ist zu stark". Er übersah, daß zwei reichliche Drittel dieser Stärke durch die Methode der Anwendung diplomatisch unausgenützt bleiben, rechnete vielmehr als

vorsichtiger Politiker mit der Möglichkeit, daß sie eines Tages zur vollen Ausnützung gelangen könnten. Ein erneuter Sieg über Frankreich „würde Deutschland zu einem für England unerträglichen Nachbar machen". Das ist sonnenklar. Bei der prahlerischen Manier, mit der zwei Jahrzehnte hindurch auf Deutschlands Macht gepocht wurde, erwartet man von uns das Schlimmste, sobald wir Oberwasser bekommen.

Ein Bündnis mit England wäre ja die einfachste Lösung; doch mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen. Die Befürchtung, auf dem europäischen Kontinent von der überlegenen englischen Diplomatie in ähnlicher Weise ausgenutzt zu werden, wie Japan 1905 in Ostasien ausgenutzt wurde, liegt nahe; fern dagegen die Zeit, wo unsre Beziehungen über See so wichtig geworden sein könnten, daß uns eine Verständigung mit England selbst um den Preis gelegentlicher Festlandkriege erwünscht wäre.

Jetzt bliebe eine Analogie noch zu erwähnen: man spricht nicht umsonst vom britischen Polen, vom preußischen Irland. Wenn ein so geschultes, politisch praktisches Volk wie die Engländer mit dem irischen Problem nicht fertig geworden sind, ist vielleicht der Beweis erbracht, daß derartige Probleme in der heutigen Zeit, wo das kleinste Volkstum sich eine Presse schafft, seine Sprache pflegt, Heimatkunde mit nationaler Propaganda treibt, überhaupt nicht mehr „lösbar" sind. Man muß sie weiterschleppen, in der bestmöglichen Haltung und Fassung. Man kann den Engländern im Lauf der Jahrhunderte nicht einen einzigen Zug nachsagen, der „Irishry" auf Kosten der „Englishry" zu nützen; gleichwohl haben sie noch weniger erzielt als wir in Posen, Westpreußen, Oberschlesien durch Loyalität und Nachgiebigkeit. Jonathan Swift schon erhob vor zweihundert Jahren seine Stimme gegen die brutale Unterdrückung der irischen Landesindustrie, der Leinweberei, und verglich die unglückliche Insel mit einer Spinne, die zwar ihre eignen Eingeweide verspinnen müsse, doch nicht für ein eignes Netz. Die Engländer sprachen: „Was Leinwand! Die Iren sollen englische

Wolle tragen!" So verarmte das fruchtbare Land. Kein Aufstand half, die Englishry war stärker, die Unterlegenen begannen auszuwandern. Ihre Heimat, die bei Beginn des vorigen Jahrhunderts noch acht Millionen Einwohner zählte, hat heute wenig mehr als vier. Einst viermal so dicht bevölkert wie Schottland, wird es von diesem heute schon übertroffen. In Amerika leben Millionen von Iren, hunderttausende sind, zumal von London her, ins englische Volkstum übergegangen. Doch da sich ihre Vertreter im britischen Parlament für die Regierung noch unentbehrlicher zu machen verstanden haben, als der Polenklub im österreichischen Reichsrat, ist nur Homerule als letzte Auskunft übriggeblieben. Man muß abwarten, wie die in der nördlichen Provinz Ulster angesiedelte Englishry eines Tages dabei fährt. Aber sie sitzt hier wenigstens ungemischt für sich, während nur ein Friedrich Wilhelm IV. die (damals) halbe Million Deutscher, die über ganz Posen verstreut war, den dortigen Polen freudig ausliefern wollte.

Inzwischen haben wir unser Polentum mit allen Segnungen deutscher Kultur überschüttet. An der geordneten Landespflege, an unsern Schulen und Kreditanstalten haben sich die Verwahrlosten allgemach so weit erholt, daß unter ihnen entstehen konnte, was sie aus eigner Kraft früher niemals zu schaffen vermocht hatten: ein Mittelstand mit städtischer Bildung.

Und natürlich ist dieses Gewächs deutscher Herkunft unser ingrimmigster Feind gleich den berüchtigten Germani polonicati des Mittelalters. Zwar die Polen selber sagen, sie seien ein feminines Volk. Also müßten sie so behandelt werden, wie man sonst Weiber führt: fest, mit etwas Humor, stets mit Ueberlegenheit. Doch gerade daran hat es gefehlt, auch im nationalen Nahkampf. Haltung? Stolz? Wo soll der preußische „Untertan" die herhaben?

Bismarcks Dazwischenfahren im Jahr 1886 mit der Hundert Millionen-Anleihe, um nun mit den Polen kurzen Prozeß zu machen, war von guter Härte, doch kurzsichtig; das eine Mal hat sich der große Realpolitiker verrechnet. Die polnische Propaganda lebte jetzt erst recht auf; man schloß sich zusammen,

weil man sich angegriffen sah. Der von uns gehobene Wohlstand stellte plötzlich große Gegenmittel bereit, Landbanken wurden gegründet, die Polen kauften deutsche Güter auf, das war das Ende vom Liede. Und sie hatten Ansiedler in Menge.

Hier stört unsre deutschen Zirkel wieder einmal eine unheimliche Größe: der Katholizismus. Es ist nichts als Heuchelei, dieses Rufen nach „Parität" bei der Besiedelung, da die Geschichte lehrt, wie schnell und völlig deutsche Katholiken dort im polnischen Volkstum aufgehn. Der Kirche bleibt eben das streng römisch-katholische Polentum an sich angenehmer als irgend ein Deutschtum, und gemäß der von den Jesuiten gepflegten Gesinnung (vgl. S. 191/92) gilt jeder übergetretene Deutsche für einen Gewinn. So ist seit den Tagen der „Bamberskis", kerniger fränkischer Siedler aus dem Bambergischen, die schon im achtzehnten Jahrhundert mit reichem Nachwuchs vollständig verpolackt sind, für hunderttausende von Deutschen der Katholizismus die Brücke gewesen, über die sie dem Deutschtum ins feindliche Lager entliefen. Drollig fast, wenn dann ein ultramontan gesinnter Volksschullehrer, nur weil er nichts als unsre Muttersprache reden kann, von aufgeregten Polacken in die Anfänge deutschen Empfindens hineingeprügelt wird, oder ein kölnischer Erzbischof, weil die Polen des Ruhrbezirkes keine politischen Weisungen von ihm entgegennehmen, auf diese doch so kirchenfrommen Römlinge einen Haß wirft. Mit Unverhohlenheit ist dagegen die Zentrumspartei des Preußischen Abgeordnetenhauses für schnellere Polonisierung des Ostens eingetreten, dadurch daß man deutsche Katholiken auch verstreut ansiedeln soll, wo sie erfahrungsgemäß keine Widerstandskraft bewähren. Als dieser seltsamen Regierungspartei nun der Landwirtschaftsminister entgegentrat, ward ihm sein Mangel an katholischer Gesinnung vorgeworfen, und es kam am denkwürdigen 18. Mai 1912 zu einem höchst lehrreichen Sturm. Gern aber wird, wie schon beim Wahlkampf Ende 1906, der ebenfalls deutschredende, vielgeschäftige Herr Matthias Erzberger, wenns nottut, nachhelfen, daß uns in Westpreußen und Ermland möglichst viele Deutsche verloren und mit den Polen gehn.

ann tönen klägliche Angstrufe: Hilfe! das Polentum rückt uns!" Als ob ein Riese vor einem Knaben das Hasenier ergreift. In Wirklichkeit ist natürlich das Schwerpicht deutscher Kultur so groß, daß auch viele zehntausende i Polen sich uns angeschlossen haben und nicht nur die ng- und Quartierliste, sondern die Universitätskalender wie ntliche Adreßbücher schlechthin von polnischen Namen wimln, deren Träger eingedeutscht sind. Auch heute noch wäre f der ganzen Linie der Sieg zu erringen, bei fester Haltung r Unsern.

19. Anwendung der Kraftphiloſophie auf di Volkswirtſchaft

Wir ſchmeicheln uns ſchon ſeit geraumer Zeit, in Deutſch land eine Volkswirtſchaft zu haben. Aber es wird dar auf ankommen, wohin der Ton fällt: auf die Wirtſchaft ode auf das Volk. Bei uns iſt er bis in die jüngſte Zeit hinei auf die Wirtſchaft gefallen. Wenn Friedrich Liſt an eine Stelle ſagt: „Man muß Werte opfern, um Kräfte zu erzeugen“ ſo haben wir es umgekehrt gemacht: wir haben Kräfte geopfert um Werte zu erzeugen.

Urſache: wir hatten kein biologiſches Ideal und haben es auch heute noch nicht. Unſre Ideale ſind wiſſenſchaftlich, moraliſch und vor allem finanziell. Daher die Jahrzehnte hindurch un bekümmert vor ſich gehende Umſchmelzung geſunden Volks tumes in Proletariat, ſeine rückſichtsloſe Eingewöhnung in Arbeitsmethoden und Lebensweiſen, die verkümmernd, anti biologiſch wirkten, ohne irgend ein Gegengewicht aktiver Leibes hygiene. Oben wie unten betrachtete man deutſche Volksgeſund heit als eine Rolle Tuch, von der in alle Ewigkeit abgeſchnitten werden könnte, ohne daß ſie kürzer würde.

Zwar glaubten unſre Nationalökonomen ſich im Beſitz der löſenden Formel, wenn ſie die ſoziale Frage eine Magenfrage nannten, oder nach dem Ausdruck des engliſchen Methodiſten Steffens aus dem Kreiſe der Chartiſten (1838) eine „Meſſer- und Gabel-question“. Doch hat Carlyle die Oberflächlichkeit dieſer Anſchauung aufgedeckt und überzeugend nachgewieſen, daß der Hunger, den die Proletarier leiden, in erſter Linie ſee-

litſch ſei, ſodaß er nicht nachläßt, auch wenn man die Aermſten beſſer als bisher füttert.

Das war Aufwaſſer für die Theologen. „Alſo Gottes Wort!“ hieß es. Möglichſt viel Predigt und Sonntags-Nachmittags-Konventikel! „Dem Volke muß die Religion erhalten werden!“ Beſonders auch die Jugend in den Freiſtunden eingefangen, zu religiöſem Unterricht!

Allein die Sozialdemokratie nahm nicht ab, im Gegenteil. Und gleichwohl ſcheint, wo dieſe großen Maſſen der Schuh drückt, ihnen ſelbſt immer noch ebenſo verborgen zu ſein, wie unſern tonangebenden Geronten. Die Genoſſen kämpfen faſt ausſchließlich um günſtigere Lohnbedingungen, und Graf Poſadowſky, der ſozial vorgeſchrittenſte und aufgeklärteſte Staatsſekretär, den wir ſeit Berlepſch gehabt haben, will die Sozialdemokratie „mit geiſtigen und moraliſchen Mitteln“ bekämpfen. Das Wort hygieniſch, im biologiſchen Sinn, gehört dem Gedankenkreiſe ſozialer Reform noch nicht an, oder ſteht ganz in der Peripherie.

Was in der Tiefe wirkt, wenn auch nur als dumpfer Druck, iſt aber Sehnſucht nach Vollkraft und Geſundheit. Dieſen Maſſen kam die alte körperliche Tauglichkeit abhanden, das frohe Muſkelgefühl fehlt ihnen, die Tuberkuloſe dezimiert ihre Reihen, der Nachwuchs iſt ſchwächlich und rhachitiſch, ihre Frauen kränkeln und vermehren die Lebensfreude nicht. Ein heutiger Bauer auf ſeiner Scholle, wenn er auch das nicht mehr iſt, was er früher einmal war, bedeutet im Vergleich mit rheiniſchen, ſächſiſchen oder berliner Durchſchnittsproletariern immer noch einen Rieſen an Widerſtandskräften und Zukunftsmöglichkeiten.

Woher nun das Aufjauchzen in einem ſo großen Teil unſrer Preſſe, daß Deutſchland endlich ein Induſtrieſtaat geworden ſei? Was zum Glück garnicht einmal wahr iſt; denn faſt ein Drittel iſt immer noch Landbevölkerung, von der aus auch unſre Fabriken Jahrzehnte lang mit geſunden Menſchen verſorgt wurden.

Ein Teil jener Freude kommt auf politiſches Konto, weil man das ländliche Oſtelbien als „Hort der Reaktion“ kennt und

haßt, während umgekehrt ſtädtiſche Proletarier dem Radikalismus geneigt zu ſein pflegen. Auch würden wir ſelbſt auf gewiſſe Vorteile, die der Induſtrialiſmus mit ſich gebracht hat, nicht ohneweiters verzichten wollen. Denn er bewirkt ganz andre Steuererträge, als ein reiner Ackerbauſtaat ſie liefern kann; wir verdanken ihm die Möglichkeit, eine Flotte zu halten und über See als Machtfaktor mitzuſprechen; wir haben jetzt die Mittel, auch in jeder andern Hinſicht an koſtſpielige Kulturaufgaben heranzutreten.

Nur daß bei fehlendem biologiſchem Gewiſſen dieſe Aufgaben faſt ſtets im Sinne der Verfeinerung, alſo der animaliſchen Herabzüchtung verſtanden worden ſind. Wenn einmal ein Sozialhiſtoriker die Geſchichte der, allein ſchon durch unſre großen deutſchen Kommunen begangenen, Kurzſichtigkeiten und Vernachläſſigungen der Volksgeſundheit zu ſchreiben unternimmt, welche grauſamen Verbrechen, zumal gegen die heranwachſende Jugend, werden da aufzudecken ſein! Als im Frühjahr 1912 bei den öffentlichen Debatten des Propagandavereines über die Aufgaben des „Zweckverbandes“ für Großberlin auf die Unterlaſſungsſünden gegenüber dem von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ſich weiterſchleppenden berliner Wohnungselend hingewieſen wurde, bildeten Ableugnung und überlegenes Lächeln die Antwort. Die „zweiten Hypotheken“ und ſonſtigen Spekulanten-Intereſſen ſetzten ſich in auffälliger Weiſe gegen die Kandidatur eines hygieniſchen Reformers für den Oberbürgermeiſterpoſten durch.

Darum wär es zu wünſchen, daß die Volks*wirte*, die wir bisher hatten, allerwegen durch *Volks*wirte abgelöſt würden. Doch vielleicht iſt ein kurzer hiſtoriſcher Rückblick auf die Entwickelung des öffentlichen Gewiſſens für ökonomiſche Volksgeſundheitsfragen an ſich von Nutzen.

Beherrſcht wurden die Deutſchen bekanntlich ſeit Ende des achtzehnten Jahrhunderts von den Freihandelslehren des Adam Smith. Smith, man muß ihm das laſſen, hat über Hervorbringung von Gütern, Warenaustauſch und Kapitalbildung manche ganz

gefunden und für seine Zeit modernen Ideen geäußert. Nur von der Hauptsache: dem „Reichtum der Nationen", über den er uns doch aufklären wollte, hegte er falsche Vorstellungen. Er wußte nicht, daß der höchste Reichtum eines Landes die Bevölkerung ist.

So nahm er Elend und Ungesundheit bei den Aermeren als unabwendbare Uebel hin, ja setzte Arbeiter und Pauper als gleichbedeutend, ohne sich auch nur die Frage vorzulegen, ob ein Staat, der seine niedern Volksklassen durch sechzehnstündige Kinderarbeit und andre Greuel zugrunde richten läßt, nicht den Ast absägt, auf dem er sitzt. Doch weil Smith leider alle Torheiten fiskalischer Belästigung, zumal im bourbonischen Frankreich, vor Augen hatte, sodaß ihm auf dem ganzen weiten Gebiet von Handel und Verkehr der Staat, sobald er sich einmischte, nur als Schädling erschien, kam er wie von selbst zu dem Prinzip des Gehenlassens in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht. „Freies Spiel der Kräfte", „freie Konkurrenz", „Freihandel", dies waren die Schlagworte, mit denen der Kontinent sich von ihm beglücken ließ.

Nun hätte das die Deutschen doch stutzig machen müssen, daß die Briten selbst weit entfernt waren, sich nach Smith zu richten. Sie hatten hohe Kornzölle bis 1846 und sperrten ihre Grenzen gegen Deutschland nahezu für jeden irgendwie veredelten Rohstoff eifersüchtig mit hohen Eingangszöllen ab.

Daß trotzdem fast die gesamte deutsche Beamten- und Gelehrtenwelt, soweit sie sich überhaupt mit solchen Fragen beschäftigte, freihändlerisch bis zum Fanatismus wurde, deckt uns eine böse nationale Schwäche auf: die Abneigung, Wirkliches zu sehn, sein Urteil durch Tatsachen zu korrigieren und sein Verhalten danach zu bessern. Händlerisch ließ Deutschland sich Jahrzehnte hindurch von England begeistert übers Ohr hauen und opferte seinem Prinzip die wichtigsten Industrien. Sozial blieb es beim freien Spiel der Kräfte, d. h. bei der brutalsten Niedertretung und Aussaugung der wirtschaftlich Schwachen durch die Kapitalkräftigen; und zwar noch in einer Zeit, als in England selbst, — wenn auch erst, nachdem eine Stadt wie

Manchester überhaupt keine tauglichen Rekruten mehr zu stellen vermochte, — eine Fabrikgesetzgebung die ärgsten hygienischen Uebelstände zu beseitigen begonnen hatte. Ja man kann sagen, daß die industriellen Profite, die in den zwanziger, dreißiger, vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts trotz der Zollpolitik in Deutschland überhaupt gemacht wurden, rein durch lohndrückerische Ausbeutung des Volkskörpers zustande gekommen sind. Auch eine starke fremdländische Konkurrenz war schließlich dadurch zu schlagen, daß man die heimischen Arbeiter unter das Existenzminimum herunterpreßte, weshalb einer dieser Blutsauger im schlesischen Weberbezirk sich eines Tages vor Friedrich Wilhelm IV. rühmen konnte: „Ich bin der Liebermann, was hat verdrängt die Engländer von dem Kontinente", — mit billiger, versklavten Hauswebern abgerungener Leinwand.

Zwar gab es einen hellen Kopf in Deutschland, den genialen Schwaben Friedrich List, der die ganze Unvernunft unsrer damaligen englischen Beziehungen durchschaute und unsre Beamten, unsre Kaufleute, unsre gelehrten Nationalökonomen zur Besinnung rief. Aber es war vergebens. Ich habe das Martyrium dieses Mannes, der mit seinem klaren Blick vom Schicksal in eine Welt aufgeblähter und eigensinniger Doktrinäre verschlagen war, an andrer Stelle geschildert.* Auch für seine Riesenkraft blieb der Hochmut jener Prinzipiellen zu groß. Adam Smiths Freihandel war „die Lehre", war „die Wissenschaft", und sie klapperte wie eine Mühle. „Was sich nicht halten kann, geht zugrunde", das war doch einleuchtend. Und wenn eine Nation kein Garn mehr fabriziert, weil ihre Garnarbeiter verhungert sind, kauft sie's billig „am Weltmarkt". List rief dagegen: „Der einheimische Markt ist unter allen Umständen wichtiger als der ausländische! Warum sollen denn unsre Landsleute durchaus verhungern? Warum so früh? Ermöglicht es ihnen doch wenigstens zu kämpfen!" „Nichts da", hieß es zurück, „die Lehre will es."

Auf diese Weise hat fünfzig lange Jahre, vom Aufhören der

* „Deutsche Männer", Stuttgart 1912 bei Julius Hoffmann.

apoleonischen Kontinentalsperre im Spätherbst 1813 bis 1863 as „eherne Lohngesetz" in Deutschland gegolten, worauf es im etztgenannten Jahr durch Lassalle in seinem berühmten „Antwortschreiben" formuliert und gerade hierdurch die Umkehr eineleitet wurde. Von 1813 bis 1863 aber hatte sich langsam, urch immer neue wirtschaftliche Härten befestigt, ins deutsche Arbeitergemüt die Ueberzeugung eingegraben, daß die Oberlasse eine grausame, genußsüchtige, ungerechte, ausbeuterische Rotte darstelle. Während reaktionäre Historiker heute, in logischem Widerspruch mit ihrer ganzen Wissenschaft, den Gedanken olchen Werdens und Wachsens ableugnen und uns die Liebknecht-Bebel-Partei als über Nacht, rein durch Bosheit entstanden aufreden möchten, muß es ausgesprochen werden: die Sozialdemokratie ist ein Regierungserzeugnis. In jenen für die Arbeiterschaft schrecklichen Zeiten von 1813 bis 1863 ist die Saat für diese Partei gestreut worden, und zwar recht eigentlich durch hohe preußische, freihändlerisch doktrinäre Bürokraten, die ohne Blick und Herz für den deutschen Arbeiter den eignen Zollverein an England (1842—44) auslieferten. An einen Gegner also, der immer noch hohe Kornzölle hatte und außer Holz und ein paar andern Rohstoffen, die er brauchte, nichts Deutsches in sein Land ließ, falls es irgendwie den eignen Fabrikaten hätte Konkurrenz machen können.

Im Sommer des gleichen Jahres 1844, da durch Preußen England gegenüber alles versehn und verspielt war, folgte als Quittung der schlesische Weberaufstand. List aber, weil er sich zuletzt überflüssig vorkam, erschoß sich 1846 zu Kufstein. Noch drei Jahrzehnte später war Rudolf Delbrück, der Präsident des Reichskanzleramtes, dem Bismarck in Handelssachen allzulang freie Hand ließ, so durch und durch „manchesterlich" und in seine Doktrin so verrannt, so blind, so fanatisch, daß er auch ohne Reziprozität, ohne die Gegenleistung, die er doch selbst vorher als unerläßlich gefordert hatte, die deutschen Grenzen durchaus offenhalten wollte, obschon in der Eisenindustrie die Arbeiter längst von ihren Brotherren in der Rolle der Klagenden ab-

gelöst worden waren. Ja selbst noch ein so kluger und witziger Liberaler wie Alexander Meyer, als er im August 1889 die hundertste Wiederkehr des Geburtstages von Friedrich List in der „Nation" durch einen Jubiläumsartikel feierte, griff trotz mancher Anerkennung Lists Fundamentalsatz an und behauptete schlankweg: „der Satz ist falsch, denn die Schutzzollpolitik erzeugt keine Kräfte, sondern sie vernichtet Kräfte. Sie kräftigt nicht, sondern sie verweichlicht." Für diese harten Köpfe gab es eben Industrien, die nur aus Fabrikanten bestanden, die Arbeiter zählten garnicht, mußten zusehn wo sie blieben. Ob sie lebten oder zugrundegingen machte nichts aus, es waren ja irgendwo in der Welt noch andre da.

Daß Fabrikanten, denen jede fremde Konkurrenz ferngehalten wird, sich aufs Faulbett legen, kommt freilich zuweilen vor. Daher eben warnte Friedrich List, dem ja nichts ferner lag, als sich in Wirtschaftsdingen auf einem „Prinzip" festzuretten, selber vor den Gefahren übertriebenen Schutzzolles. Was er empfahl, war W e ch s e l je nach den Umständen, so wie das die Engländer machten. Ihnen, solange sie noch keine wirksame Fabrikgesetzgebung hatten, warf auch List „Bestialisierung" ihrer Arbeiterscharen vor. Er dürfte, falls er Macht in die Hände bekommen hätte, schnell genug vom Schutz für junge, erst heranwachsende Gewerbe zur Schonung des Menschenleibes, zur Instandhaltung des Nationalkörpers vorgedrungen sein. In jeder Beziehung empfand er viel zu gesund, um sich an bloßen Wirtschaftsinteressen genügen zu lassen.

Obwohl auch Bismarck als der feudale Junker, der er bis zur Verabschiedung war, sich eines Tages zu dem Satze verstieg: die Zufriedenheit der Arbeit g e b e r sei wichtiger als die der Arbeit n e h m e r, ward er doch durch seine Genialität zu Lists geistigem Erben und Vollstrecker. Er schuf durch endlich bewilligten mäßigen Schutz 1879 Wandel in der Beschäftigungslosigkeit, im Arbeiterelend vieler, vieler deutscher Werke und begann tastend, auf einem der Erfahrung so gut wie ganz ermangelnden Gebiet, 1881 auch seine, von Hermann Wagener ausgesonnene, soziale Arbeiterfürsorge, die bekanntlich nicht nur

von den Manchesterleuten gleich Eugen Richter und Alexander Meyer, sondern auch von den Sozialdemokraten abgelehnt wurde. Von jenen, weil sie damals immer noch auch dem Brutalisierten und schon Zusammengebrochenen huldvoll auf die Schulter klopften mit ihrem: „Verzagen Sie nicht! Ihnen bleibt ja noch die Selbsthilfe!“ Von den Sozialdemokraten, weil ein Prophet unter ihnen aufgetreten war mit Namen Karl Marx.

Das große Verdienst dieses gewaltigen Mannes lag darin, daß er den abgehetzten und verzweifelnden deutschen Arbeitern eine unversiegbare Freudigkeit einflößte, sodaß sie wieder an eine Zukunft glauben und ausharren lernten. Dies durch ein funkelnagelneues ökonomisches System, das er mit großer Gelehrsamkeit ausbaute und als dessen Schlußstein er den Sieg der Arbeiterschaft einfügte. Marx leistete somit, was eigentlich der Staat auf andern Wegen hätte leisten sollen, aber nicht fertig bekam: daß die deutschen Arbeiter wiederum gerne lebten, leistete dies als ein hochwertiger biologischer und hierdurch im edelsten Sinne politischer Faktor. Denn was unsre Arbeiterschaft ohne Karl Marx hätte werden können, ist leicht auszudenken: nichts wesentlich Besseres als die englischen Paupers, die in den Jahrzehnten vor Aufhebung der Kornzölle unentwegt die Scheunen und Kornhaufen der Gutsbesitzer niederbrannten („incendiarism“). Man stelle sich nur einmal unsre damaligen Proletarier vor, wie sie ohne Hoffnung auf einstigen Sieg ihren ganzen Haß gegen die Maschinen wenden, die sie bedienten, und gegen die Technik, durch die sie in die Fabriken gepfercht wurden. Unsre Reichen und Allgewaltigen ärgern sich heute vielfach über die „Organisierten“, aber sie vergessen, zu was für einer tückischen Bestie der deutsche Lohnsklave ohne die Besonnenheit seiner Führer hätte ausarten müssen. Moltke durchschaute dies. Als ihn beim Verlassen des Reichstages ein Arbeiter so plump anrempelte, daß dem alten Herrn die Mütze vom Kopfe fiel, sagte er, während er sie aufhob und abstäubte, trocken zu seinem Begleiter: „Das war kein Organisierter“.

Es macht heute nichts aus, daß im System des Karl Marx

einige der wichtigsten Sätze falsch waren und er mit andern Propheten das Schicksal teilte, daß seine Vorhersagungen nicht eintrafen. Weshalb eben die praktischen Engländer das Sprichwort haben: „Prophezeie niemals, außer wenn Du schon weißt". Infolge maßloser Ueberschätzung ökonomischer Ursachen, im „Kommunistischen Manifest" mit Fritz Engels 1848, woher das Schlagwort stammt: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!", dann in seinem Hauptwerk, „Das Kapital", dessen erster Band 1867 erschien, wollte Marx auch das ganze geschichtliche Geschehen, das doch von tausend geheimnisvollen Natur- und Menschenkräften gespeist wird, mechanisch auffassen, sodaß es für den, der den Mechanismus erfaßt hatte, keine Ueberraschungen mehr gab, etwa wie man im Theater den letzten Akt eines vorher bekannten Stückes abwartet. Um den Hauptirrtum vorwegzunehmen: die vereinten Arbeiter sehen sich, wo der Sieg nun endlich winken sollte, nicht mehr lauter Einzelunternehmern gegenüber, sondern auch diese Unternehmer haben sich zusammengetan, zu mächtigen Verbänden, Syndikaten, Kartellen oder Trusts. Kurz, der Kapitalismus, der ganz von selber zusammenbrechen sollte infolge einer Selbstauflösung, eines unhemmbaren Ueberganges aus der kapitalistischen Produktionsweise in die kommunistische, er steht heute stärker, elastischer und widerstandsfähiger da als irgendwann.

Einem nicht minder schweren Irrtum war Marx anheimgefallen, als er annahm, daß in den verhaßten Verschlingern des „Mehrwertes", in den Anhäufern des Kapitales, niemals das Gewissen sich regen werde. Hier hat aber die kurz vor seinem Tod in Deutschland einsetzende Bewegung für Arbeiterwohlfahrt seinen Anhängern den Agitationsboden derart unter den Füßen weggezogen, daß das früher einmal zündende Schlagwort von der „Verelendung" heute zum alten Ladenhüter geworden ist, den selbst die Genossen gleich dem „Zukunftstaat" nach des Fürsten Bülow Wort weislich „im Futteral behalten", weil er gar zu leicht ad absurdum zu führen ist.

Wäre Marx nur ein gewöhnlicher Chiliast gewesen, der mit vagen Hoffnungen auf das kommende goldene Zeitalter die

Herzen höher schlagen ließ, dann wären seine Verdienste immer noch zweifelhaft, einschließlich all seiner feinspürigen und scharfen Kritik. Doch er hat weit mehr getan als das. Er hat auch zum Kampf gerufen und durch die „Kampforganisationen" erst die Verstocktheit der ausbeuterischen Gegner auf die Kniee gezwungen, hat sie zum Umdenken gebracht und ihnen auch die spärlichen Anfänge hygienischen Willens abgenötigt. Denn seine furchtbare Beschuldigung, daß der Industriereichtum in vielen Fällen nichts als „kapitalisiertes Kinderblut" sei, traf leider, zumal in Ansehung Englands, den Nagel auf den Kopf.

Logisch allerdings fielen diese berserkerhaften Aufrufe zum Widerstand völlig aus dem System heraus. Es war wie das Schmieren der Erdachse, um den Umlauf künftig in dreiundzwanzig Stunden zu bewirken, und Werner Sombart frug eines Tages weit folgerichtiger: „Warum denn kämpfen? Es muß ja alles von selber kommen!" Allein wer glaubt heute noch daran!

Von dem furchtbaren Zuchthaus, das „Kollektivarbeit" bei den unendlich feinen Differenzierungen der Menschennatur nach Kraft, Fleiß Begabung und Charakter bedeuten würde, wollen wir schweigen, da die ganze Doktrin immer noch in Wandlung begriffen ist und auch viele Sozialdemokraten heute sehr wohl wissen, daß die Ausbeutung der Fähigen und Fleißigen durch die Faulen und Unfähigen um nichts besser sein würde als die frühere Ausbeutung der Schwachen durch die Starken.

Den gröbsten Fehler beging Marx, wo er tatsächlich einmal dem „herzlosen Denken", von dem er so viel hielt, aber so weit entfernt war, nachgab, indem er das Wort prägte: „Deutschland ist historisch längst zugrunde gegangen". Das war freilich vor 1870, und die Erfahrungen, die Marx für immer aus der Heimat getrieben hatten, schmeckten bitter. Aber er hat seinen Genossen nicht genützt, als er ihnen weismachte, daß unser Vaterland und unser Volkstum „nicht der überlebende Erbe, sondern die anzutretende Erbschaft" für andre seien. Hier braucht man zum Vergleich nur einen deutschen Exulanten, der sich mit Marx gleichzeitig in London aufhielt, heranzuziehen:

Franz Dingelstedt, der in seinem packenden Gedicht „Die Flüchtlinge“ rief:

„Das wolle Gott im Himmel nicht,
Daß solches je geschehe!
Nein, wer mit deutscher Zunge spricht,
Ruft Deutschland niemals Wehe!“

Das Liebäugeln mit fremden Nationalitäten, obschon es ja sehr nachgelassen hat, bildet heute noch das stärkste Hindernis für die tatsächliche Aussöhnung unsrer Gewalthaber mit dem Vorhandensein der Sozialdemokratie.

Kann man nun Bismarcks 1881 begründete soziale Gesetzgebung vom Standpunkt einer Philosophie der Kraft freudig begrüßen? Nur mit Einschränkungen; denn sie war weit mehr therapeutisch als hygienisch, im biologischen Sinn also nur von geringem oder garkeinem Wert.

Begreifen ließ sie sich freilich. Das Gewissen schlug. Und wer hegte damals bereits biologische Gedanken über Herab- und Heraufzüchtung? Solche großen Firmen wie Krupp in Essen oder Siemens & Halske in Berlin hatten längst mit Arbeiterversicherungen begonnen. Die Idee lag in der Luft, ward aber von Bismarck noch rein zur Besserung der materiellen Lebenshaltung benutzt. Ja es ist ein wahres Glück, daß Hermann Wageners, des eigentlichen Erfinders, Plan: gleichzeitig die Lebensmittelzölle abzuschaffen, nicht zur Ausführung kam; sie würde dazumal die Axt an die Wurzel unsers spannfähigen Bauernstandes gelegt haben, eines Standes, der an biologischer Wertigkeit das Industrievolk weit übertraf, zu dessen Gunsten er aufgeopfert werden sollte.

So war denn die soziale Gesetzgebung am löblichsten in ökonomischer Hinsicht. Wenn Wohlstand überhaupt erstrebenswert ist, muß er in der Tiefe erzeugt werden durch Hebung der Konsumkraft der Aermsten, nicht in der Höhe durch Steigerung der dort schon vorhandenen Ausbeutungskräfte. Die Schichten, die früher unter den Unbilden des Daseinskampfes am schwersten

gelitten hatten, wurden fortan beschont. Und siehe da, der Erfolg war glänzend, wie allein schon unsre Sparkassen bezeugen. Der zweite große Erfolg dieser Gesetzgebung war politisch. Wenn auch die ursprüngliche Absicht einer direkten „Versöhnung" der Arbeitermassen nicht gelang, fiel fortan doch durch die tatsächliche materielle Hebung der Stachel des Elends zu gewalttätiger Umwälzung einfach weg.

Schon beim Blick auf die Krankenversicherung steigen jedoch dem Biologen schwere Bedenken auf. Sie mag auch einzelne Vollmenschen gerettet haben; im allgemeinen hat sie nur dem Wohltätigkeitsprinzip gedient, indem sie die Sorgfalt für angegriffene Exemplare unsrer Gattung vermehrte. Hier aber scheidet die Biologie scharf. Die bloße Heruntersetzung der Sterblichkeitsziffer ist ihr kein erstrebenswertes Ziel; die Großpäppelung fortpflanzungsfähigen Menschenschundes mit all seinen Mängeln und Perverstäten verwirft sie.

Darüber hinaus hat unser Versicherungswesen auch die biologischen Tugenden des Mutes und Unternehmungssinnes geschwächt, was der Selbsterhaltung wie der nationalen Arterhaltung nur Abbruch tun kann. Im Frühjahr 1909 wurden wir ausdrücklich von Prof. P. Weber auf die in Deutschland grassierenden „Papachen- und Mamachen-Existenzen" hingewiesen; und wie in den Augen heutiger deutscher Mädchen Pensionsberechtigung die Tugend sei, die den Jüngling vor allen andern schmückt.

Das alles wirkt einer gesunden Zuchtwahl entgegen und muß die Instinkte abschwächen, durch die sich Völker im internationalen Wettkampf stark und frisch erhalten. Unsre Kassenärzte kennen und fürchten das heutige deutsche Nationallaster der „Rentenhysterie". Auf unsern großen Ozeandampfern aber pflegt diese Erkenntnis in dem Satz weitergetragen zu werden: „Wer kräftig ist und gesund zu bleiben hofft, soll nach Amerika gehn; wer schwächlich ist und krank zu werden fürchtet, soll in Deutschland bleiben". Denn hier eben wird von der allgemeinen Weichlichkeit für das absterbende Blatt lieber und reichlicher gesorgt als für das noch grünende.

Widerſprach alſo das früher hartherzige Gehenlaſſen der Humanität, ſo widerſpricht Bismarcks ſozialpolitiſche Geſetzgebung auf die Dauer unſern biologiſchen Pflichten. Mit bloßer Elendmilderung und Steigerung der Mittel für den Genuß iſt noch nichts Taugliches erreicht. Erſt jenſeits liegt das Heil in der Aktivhygiene jedes Einzelnen.

Dieſes Ideal, das freilich noch weit entfernt iſt, in die Maſſen oder auch nur in den Kreis der Gebildeten tiefer eingedrungen zu ſein, wird heute von den Jungdarwiniſten am lebhafteſten verfochten. Es will den Blick von den materiellen Gütern hinweg auf die koſtbarſte Frucht unſers vaterländiſchen Bodens: auf den Menſchenleib, richten; will die alte abgelebte Nationalökonomie erſetzen oder doch moderniſieren durch die Forderung der Menſchenökonomie*.

Es hat ſich eben herausgeſtellt, daß die biologiſch Minderwertigen mitnichten ausſterben, ſondern daß es eine Verkümmerungsanpaſſung gibt, während umgekehrt wertvollere Individuen gerade durch ihren Charakter gefährdet ſind, weil ſie ſich unwürdigen Lebensbedingungen nicht fügen wollen und nicht fügen können. Ein menſchenwürdiges Daſein führt unſer Bauer, weil ſeine Arbeit ſich vorwiegend an freier Luft abſpielt; das Daſein, zu dem großſtädtiſche Fabrikarbeiter in ewigem Wechſel zwiſchen geſchloſſenen, überfüllten Fabrikräumen und muffigen Mietkaſernen verurteilt ſind, iſt eine Verkümmerungsexiſtenz, ganz beſonders wenn die zu leiſtende Verrichtung nur die Nerven ermüdet, aber das Muſkelſyſtem ungeübt läßt. Daß dieſe Exiſtenz gerad in hygieniſcher Beziehung ohne Verſuch der Abhilfe — denn die Gegenwehr hatte faſt immer nur einen materiellen Zweck im Auge — hingenommen wird, bildet an ſich ein Degenerationszeichen.

Daß wir auf eine ſo degenerierte Bevölkerung, die ſich ſamt ihren Entartungsmerkmalen vermehrt, unſre Zukunft gründen wollen, iſt biologiſcher Irrſinn. Aber es wird außerordentlich

* Vgl. Rudolf Goldſcheid: „Höherentwickelung und Menſchenökonomie", I. Bd. bei Dr. W. Klinkhardt in Leipzig, 1911.

schwerhalten, den Gedanken der Aktivhygiene ins Volk zu tragen, weil er der menschlichen Trägheit, und vor allem auch der Denkträgheit, zuwider ist. Wie ein Durchschnittspatient von seinem Arzt etwas zu *schlucken* verlangt, um gesund zu werden, und ein mürrisches Gesicht macht, sobald man ihm zumutet, etwas für sich zu *tun*, so fordern deutsche Fabrikarbeiter mehr Lohn und nichts als mehr Lohn, um noch mehr Echtes trinken, noch mehr Würzfleisch essen und ihre Kinder am Sonntag mit noch mehr Affenputz behängen zu können. Die Sehnsucht nach freiem Felde zu muskulöser Betätigung ist ihnen genau so fremd wie heutigen Stadtvätern die Verpflichtung, jenes Bedürfnis durch Vorsorgung passender Freiflächen in den jungen Fabrikarbeitern anzuregen. Ja man wird bei näherem Hinsehn entdecken, wiesehr der unbiologische Spartrieb, der dem eignen Leibe nichts gönnt, auch am Wohnungselend beteiligt ist; wie Fabrikarbeiter ohne biologisches Schamgefühl, ohne hygienische Schulung selbst ausgewohnte, ungesunde Quartiere hartnäckig aufsuchen, nur weil sie billig sind. Lieber setzen sie von ihrem Zellenstaat, von ihrer Lebenskraft etwas zu, als daß sie weniger auf die Sparkasse trügen.

Wenn sich aber nach dem achtundsiebziger Epigramm von Philadelphia „Billig und schlecht" imganzen ein Ausgleich zwischen Publikum und Industrie vollzogen und die Meinung durchgerungen hat: daß ein solid gearbeitetes Stück sich auf die Dauer doch besser als Schund rentiere, warum werden dann in unsrer großen Volksmißwirtschaft körperlich Untaugliche, und noch dazu mit gewaltigen Kosten, gezüchtet? An rohen Industriebaronen kann es freilich niemals fehlen, die den Preis der Menschenware zu drücken suchen, weil sie sich einbilden, entweder mit schon Geknickten, oder mit rücksichtsloser Ausbeutung noch Tüchtiger, die besten Geschäfte zu machen. Aber müßte der Staat, dem doch die Wissenschaft zur Seite steht, dem ja sämtliche Elemente der Volksherabzüchtung: Kinderarbeit, Ueberbürdung der Zuchtmütter, zu lange Arbeitszeit, Destillen- und Bierdusel, schlechte Luft, mangelnder Muskelumsatz usw. längst bekannt sind, müßte der Staat nicht hier auf aktive Gegen-

wirkungen sinnen? Ein so kapitalkräftiges Reich wie das deutsche sollte den Ehrgeiz hegen, seine Bevölkerung zur bestwohnenden und bestbewegten auf dem Erdenrund zu machen. Solche Gedanken wie Stillprämien bilden den leisen Vorklang zu dem was kommen muß: einer kühn und groß aufgefaßten, praktisch durchgeführten Volkshygiene.

Das Beste und Wertvollste, was zur Instandhaltung der deutschen Rasse eingerichtet wurde, ist die Militärdienstzeit. Aber die ganze hygienische Verkehrtheit und Unbildung unsrer städtischen Arbeiter drückt sich darin aus, daß gerade die Wehrpflicht für überflüssig angesehn wird und womöglich morgen schon abgeschafft werden soll. Die Toren schmeicheln sich, daß dann die Lohnquote höher ausfallen müßte; worauf mit einmal alles viel schöner wäre, während umgekehrt — wir haben das ja nach dem Aufhören der napoleonischen Kriege schon erlebt — das plötzliche Zuströmen großer Massen Unbeschäftigter auf Jahre hinaus nur ein furchtbares Elend hervorrufen würde.

In dieser wie in mancher andern Hinsicht sind aus reiner Wortfreudigkeit unsre sonst so tüchtigen Arbeiter noch die reinen Kinder. Ja es wirkt fast komisch, Sozialdemokraten, unempfänglich für den Wert vollbeschäftiger und mit Vorteil arbeitender Gewerbe, auf die Herunterſetzung der Lebensmittelpreise hinarbeiten zu sehen, als ob mit sinkenden Preisen und zerstörter Konsumkraft unsrer Ackerwirte die Löhne in den Städten ewig auf alter Höhe bleiben oder gar noch ansteigen könnten. Doch wenn es für ein Land einen unbehaglichen, aufreizenden, zu mißtrauischer Verhetzung aller gegen alle führenden Zustand gibt, ist es das langsame Heruntersteigen der Löhne, weil sinkende Preise zur Unternehmungslust keinen Anlaß mehr bieten und alles darniederliegt. Aufgeregt wartet solch ein Volk von Jahr zu Jahr, ob der Tiefpunkt erreicht sei, damit nun endlich, endlich die Verdrossenheit weichen und es auch wieder aufwärts gehen könne. Ich nehme nicht an, daß in irgendeinem Arbeiterführer der Wunsch lebt, voll Hinterlist in der Hoffnung auf eine Revolution diesen Zustand herbeizuführen; dazu herrscht allein schon in unsern Gewerkschaften viel zuviel besonnener

raft und Verantwortlichkeitsgefühl. Nein, unser Volk im allgemeinen, wohl verleitet durch eine beispiellose Prosperität, vielleicht auch wirklich müde von der Arbeit, läßt bittre Wirklichkeiten nicht an sich kommen und reagiert allenfalls auf sie durch wohlfeile Redensarten, nicht durch Einkehr bei sich selbst.

Im voraufgehenden Kapitel wurde unsre zweifelhafte Finanzkraft schon erwähnt. Hier noch ein sprechender Beleg. Als vor vier Jahren eine größere Zeitschrift die Frage aufwarf: „Wo stecken unsre Milliarden im Auslande?“ fand sich wohl ein Berufener, um unsre Anlagen in Mexiko, Transvaal, China, Kleinasien usw. sowie in unsern eignen Kolonien ungefähr abzuschätzen. Aber genaue Daten über diesen Punkt existierten garnicht, und es hatte auch keine nennenswerte, in ihren Resultaten zugängliche Kontrolle stattgefunden, weder durch die Regierung, noch durch den Reichstag. Hören wir den Verfasser H. Graf Schlieffen selbst: „Ich durchsuchte sämtliche Bibliotheken, die Archive der Börsen, Banken, Parlamente und Ministerien; so manche Arbeitsbiene schreckte ich aus beschaulicher Ruhe empor, — alles vergebens. Allerorten schien man höchst erstaunt ob meiner Neugier, wenn man sie nicht gar mißbilligte, und überall erhielt ich die gleiche Antwort: „Wozu sollen wir denn dergleichen feststellen? . . Bei uns findet sich kein Material“ . . Seit der Zusammenstellung des Reichsmarineamtes für die Zwecke der Marinevorlage von 1905 über „die Entwickelung der deutschen Seeinteressen im letzten Jahrzehnt“ sind keinerlei Enqueten über deutsche Kapitalbeteiligung im Auslande behördlicherseits veranstaltet worden. An einer Stelle erhielt ich schließlich den guten Rat, doch einmal die englischen Statistiken und Konsularberichte durchzusehn, da diese die besten universellen Daten enthielten.“

Der deutsche Besitz an ausländischen Effekten wurde für das Jahr 1904 offiziell auf mehr als 16 Milliarden Mark geschätzt. Danach hätte er für das Jahr 1909 schon 20 Milliarden betragen können; doch waren gewisse Riesenposten auch nicht einmal annäherungsweise bekannt, und von „2—3 Milliarden“ deutschen

Geldes in Rußland wurde z. B. ein Drittel (durch Prof. Sartorius von Waltershauſen) bereits als „Totalverluſt“ gerechnet; ein weiteres Drittel galt für „ſtark gefährdet“. Vielleicht wiſſen dergleichen ein paar große Börſenfirmen genauer. Wenn ſie es wiſſen, hegen auch ſie keinen Eifer, daß es bekannt wird. Denn eine verſchleierte Bilanz iſt vorteilhafter, um den deutſchen Sparer einzulullen und ſeine guten Groſchen an faule Kunden zu verzetteln. Irgendein größerer Krach in Portugal, Argentinien oder Venezuela rüttelt Micheln dann von Zeit zu Zeit unſanft aus ſeinem Phäakentum, oder ein Fanfarenſtoß, wie 1887 das Verbot Bismarcks an die Reichsbank, ruſſiſche Werte zu beleihen. Aber *das Intereſſe ſelbſt wächſt im Publikum nicht*. Eher noch iſt es im Auswärtigen Amt gewachſen. Daher wohl auch im Frühling 1912 das dunkle Gerücht, daß alljährlich 850 Millionen Mark deutſcher Erſparniſſe ins Ausland verliehen würden. Doch an wen? An potente Schuldner? An Schurken? Oder waren es vielleicht unſre intimſten Feinde, die wir ſtärkten? Kein Hahn krähte danach. Die Bänker hatten ihre Proviſion in der Taſche, und das genügt. Stellt der Schuldner nach ein paar Jahren die Zahlungen ein, ſo ſind freilich die Früchte deutſchen Fleißes wieder einmal weggeworfen; aber es trifft ja hauptſächlich „kleine Sparer“, und die ſchränken ſich dann ein oder fangen von vorn an. *So leben* unſre Finanzkräfte nicht, ſondern ſie *trödeln* mit uns; als ein ſicherer Pfeiler nationaler Exiſtenz können ſie nicht angeſprochen werden. Gewiß iſt es vorteilhaft, ſich aufſtrebende Fremdvölker auf dieſe Weiſe tributär zu machen und die eigne Lebenshaltung dadurch zu erhöhen. Die Engländer haben nicht zum wenigſten auf ſolchen Wegen ihre Weltſtellung erlangt; aber man beobachte auch, mit welcher Sorgfalt, mit welchem gediegenen Verſtändnis dort Regierung, Börſe und Preſſe Hand in Hand gehn, mit welcher aufmerkſamen Sachkenntnis das breite Publikum in ſeinem „Board of Trade Journal“ dieſe Fragen nationaler Sicherheit, zumal die nach der Würdigkeit von Kreditnehmern, prüft, während wir über das Stadium bürokratiſcher Geheimniskrämerei bei den „Lenkern“

unſrer Geſchicke und ſchlaffen Unverſtandes im Kreiſe der geſchlagenen Achiver noch nicht hinaus ſind. Kurz, unſer ſonſt ſo gewiſſenhaftes und ökonomiſches Volk glich auf dieſem Gebiete bisher einem Hausherrn, der aus Bequemlichkeit nicht anſchreibt und von ſeinem wirklichen Status daher auch keine Rechenſchaft geben kann. Die Familie ahnt nur dunkel, daß ihr vieles verloren geht.

Und welche deutſchen Gewerbe ſind ruiniert, welche gefährdet, ſobald ein Krieg mit England beginnt? Wo werden ſolche Fragen nationaler Ueberſicht auch nur geſtellt? Im April 1912 hörte man zum erſtenmal davon, daß die Sicherung unſrer Kolonien bei Kriegsfall den Gegenſtand amtlicher Erörterungen bilden ſolle. Vorher ſchien dieſes Thema noch nie methodiſch behandelt worden zu ſein. Daher auch Unklarheit allerwegen über den Zuſtand, in den unſer Handel auf dem Erdenrund bei einem Krieg mit England geraten kann. Werden die Engländer wie in alten Zeiten Kaperbriefe ausſtellen, werden wir rechtzeitig ein gleiches tun und haben wir Ausſicht, uns in Oſt- und Nordſee an engliſchen Schiffen ſo weit zu erholen, als ſie uns im Atlantik, im Indiſchen und Großen Ozean Schaden zufügen? Unſer Publikum pflegt ſich damit zu ſchmeicheln, daß die herrlichen Schnelldampfer des Norddeutſchen Lloyd und der Hapag bei Kriegsfall ſofort ſämtlich in Kreuzer umgewandelt würden. Dieſe Vorſtellung iſt irrig. Die Schiffe, die weſtwärts unterwegs, können von Glück ſagen, wenn ſie die neutralen Häfen der Vereinigten Staaten erreichen und dort liegen bleiben. Die von dort herkommen, dürften ſämtlich im Kanal oder zwiſchen Schottland und Norwegen abgefangen werden, falls ſie nicht rechtzeitig umkehren und nach Amerika entwiſchen, — ohne ausreichende Kohlen; von unſern afrikaniſchen und aſiatiſchen Linien zu ſchweigen.

Längſt aber, trotz Frieden und Ruhe fiel, ſelbſt bei reichlichſtem Verdienſt, ein Zug von Trauer an den endloſen Menſchenſcharen unſrer Induſtrieſtädte jedem Betrachter auf. Die vernachläſſigte Körperwürde rächt ſich eben, ungeachtet aller mate-

riellen Aufbeſſerungen. So berichtet Harry Frank, ein junger Amerikaner, der, großenteils zu Fuß, um die Erde gepilgert iſt, wie ihm in Weſteuropa bald hier bald da, beſonders aber im einſt ſo glücklichen Frankreich, an den Arbeitern ein düſtrer Unterton auch in heitrer Unterhaltung, wie verlorene Hoffnung, wie fataliſtiſche Verzweiflung, aufgefallen ſei. Halb unbewußt gab ein Handwerker, mit dem er zufällig bekannt wurde, dieſem Gefühl Ausdruck in dem kurzen Seufzer: „Ah, mein armes Land, es iſt nicht mehr, was es war!“

Und wo iſt old merry England hin! Als es noch ein Ackerbaufaat war, wurde in jedem Dorf am Erſten des Wonnemonds der Maibaum aufgerichtet. Da bog Robin Hood um die Waldecke mit ſeinem Zug fröhlicher Maſken, die Fiedel klang unter der Linde, das junge Volk lief um die Wette, rang, ſchwang ſich und tanzte um den Baum bis in die Nacht.

Dann kamen die phantaſieloſen Benthamiten mit ihren Rechenpfennigen und Rentabilitätstabellen und fragten grämlich: „Was nützt ein Maibaum?“ Die Biologie gibt heute die Antwort: „Ganz enorm nützt er; er macht das Volk froh. Er iſt ein Zeichen von Lebensluſt, eine Zukunftsgarantie.“ Denn „niemand taugt ohne Freude“, ſagt Goethe; kein Volk, und am allerwenigſten ſeine Jugend.

Sehen wir einmal nach, wie es damit bei uns ſteht.

20. Anwendung der Kraftphiloſophie auf die Erziehung

Hier handelt es ſich nicht um die techniſchen Fragen: Wie müßte die Schule ſein, damit ſie den Schüler für gewiſſe Berufe vorbereitet? Oder wie vermag die Schule am beſten den Anſprüchen der Eltern und Vormünder zu genügen? Sondern allein darum: Wie macht und erhält man die Jugend *ſtark*? Und zwar ſoll ſtark die vorzüglichere Eigenſchaft ſein, auch wenn die Schüler nicht für jeden Beruf ſchon alles von der Schule her mitbringen; und ſoll die vorzüglichere bleiben, ſelbſt wenn Eltern, Vormünder und Lehrer nicht den mindeſten Wert auf ſie legen oder ſie gar verwünſchen.

Denn hier liegt bei uns die Wurzel des Uebels. Kraft ſoll der *Mann* haben. Aber die Jugend? Wozu denn? Das könnte die Rangen ja höchſtens übermütig machen! Und man ſchmeichelt ſich, daß auch aus einer geduckten und gebrochenen Jugend enorm ſtarke Männer hervorgehn könnten.

Ich weiß, daß es zum Glück auch freier denkende Schulmänner mit nobleren Idealen gibt. Ich ſpreche hier von der Geiſtesrichtung, die vorherrſcht, ſich durchſetzt und allgemeingültige Formen ſchafft. Dieſe klage ich an, nicht weil ich ihre Vertreter haſſe, ſondern weil ich die Jugend liebe.

In jenen wirkt der ſchon im ſiebzehnten Kapitel gerügte Denkfehler, der ſich aus den erſten Berührungen der Kirche mit den kraftſtrotzenden Germanen auf die Neuzeit übertragen hat: als ob immer ein gewaltiger Vorrat von Brutalität durch Verherrlichung eines Kränklichkeitsideales erſt zu ſchwächen ſei. So

denken viele Lehrer und Eltern bei uns: In den Knaben steckt eine so unbändige Lust zur Aufsässigkeit, daß man sie vor allen Dingen mit harter Fuchtel zähmen und kleinbekommen muß. Ungefähr wie Melanchthon, der Fürstenknecht, nachdem 150 000 Bauern „gemetzigt" waren, schrieb: „Es wäre vonnöten, daß ein solch wild ungezogen Volk, als die Teutschen sind, noch weniger Freiheit hätte, als es hat, . . daß man es billig viel härter halten sollte" . . .

Aber wie die französische Revolution gewisse Menschenrechte wieder zu Ehren brachte, so mag eine andre siegreiche Revolution endlich auch die Jugendrechte proklamieren. Dann würde der Unfug aufhören, Kinder ausschließlich nach den eigennützigen Wünschen ehrgeiziger Eltern, bigotter Pfaffen und pedantischer Bürokraten vor der Zeit welk zu machen. Denn die beiden heut allem vorangestellten Fragen: „Wie macht man die Jugend gelehrt?" und „Wie macht man die Jugend fromm?" laufen eben hinaus auf das unnatürliche Ziel: „Wie macht man die Jugend alt?"

Aber, so hör ich nun wieder einwenden, „hier wird ein Notstand der Jugend immer als bewiesen angenommen. Ist dem denn wirklich so?"

Gewiß, für jeden, der überhaupt noch sehen kann, was da ist, nicht nur übersehn, was man zu sehen ablehnt. Zu manchen heutigen Eltern leider mag der Arzt ruhig sprechen: „Schade, daß das kleine Mädel so zart ist!" „Was?" braust der Vater auf, „das Kind ist ein Ruß, ein Riese!" Mit Armen wie Stricknadeln, Beinen wie Streichhölzer, blauen Rändern unter den Augen, ohne Appetit, ohne Trieb und Saft. Aber wenn der Vater das alles bemerkte, müßte er etwas dagegen tun. Und dazu hat er keine Zeit, oder doch keine für das Kind übrig.

Es gibt ein paar Oasen in Deutschland, die sich vom übrigen Schuljammer abheben. Im allgemeinen aber ist, wie schon im 15. Kapitel beklagt wurde, unsre Jugend gedrückt. Das beweisen erstens die massenhaften Schülerselbstmorde. Die Schuldespoten schmeichelten sich früher, daß in allen solchen Fällen irgendeine krankhafte Veranlagung vorläge, die den Ver-

luſt nicht bedauerlich machte, da ja für den Lebenskampf die Kräfte doch nicht hingereicht haben würden. Seit Oſtern 1911 in Leipzig drei kraftvolle Jünglinge, die begabteſten und beſten Schüler der Anſtalt, freiwillig in den Tod gingen, findet jene Lüge keinen Glauben mehr. Es iſt Schulekel, Widerwille gegen den ganzen monotonen, zeitmordenden, kleinlichen, pedantiſchen, unfruchtbaren Schulbetrieb, was gerade die friſcheren zuweilen mit ſolcher Heftigkeit anfaßt, daß ſie der Weiterführung einer derartigen Exiſtenz den Tod vorziehen. Bei den jüngeren pflegt ein Motiv mitzuwirken, das man ebenfalls nicht wahrhaben will: ihr Stolz iſt zu entwickelt, als daß er die barbariſchen Zuchtmittel des Prügelns noch länger ertrüge. Auch hier ſind es alſo vielfach die beſſeren, edleren Elemente, die durch die Schule zerſtört werden.

Manche Begabteren und Kräftigeren halten es durch. Aber ſelbſt wenn man unter dieſen ſpäter Umfrage hält, wie letzthin Graf, der in ſeinem Büchlein „Schülerjahre" die Ausſagen ſogenannter bedeutender Männer geſammelt hat, ſtößt man überwiegend auf ſchmerzliche Erinnerungen und ablehnendes Urteil.

Die gleiche Erfahrung macht man in der Alltäglichkeit. Ganz vereinzelt blickt jemand auf eine frohe Schulzeit zurück. Die meiſten murren über den Mißbrauch, den man mit ihnen unter enormer Zeitverſchwendung getrieben hat, behufs Ermüdung mit ganz unintereſſanten und unnützen Lehrſtoffen. Darum klagt Wilhelm Oſtwald in ſeinem Notruf „Wider das Schulelend", daß „die ſchwerſten Schädigungen, geiſtige wie körperliche, an unſern Lieblingen, an den Trägern der Zukunft Deutſchlands, in der Mittelſchule geſchehen. Hier iſt es, wo unſre blühenden, rotwangigen Kinder welk und blaß werden, wo ihre ſprühende Lebensluſt ſich in bleiche Teilnahmloſigkeit verwandelt, wo ungezählte glückliche Begabungen durch den Zwang unangemeſſener und widerwärtiger Beſchäftigung gebrochen und dem geiſtigen Kapital des Volkes entzogen werden. Ich habe die Lebensſchickſale einer großen Anzahl ſolcher Männer durchgeſehn, aus denen hernach die geiſtigen Führer der Menſchheit geworden

sind. So gut wie alle haben sich in einem mehr oder weniger heftigen Konflikt mit der humanistischen Mittelschule befunden, die sie entweder vorzeitig verlassen haben, oder von der sie als durchaus minderwertig gebrandmarkt worden sind".

Gewisse Vorteile gewährt der deutsche Schulbetrieb für unsre Konkurrenz mit Fremdvölkern, die weniger hoden und lernen als wir. Allein diese bessere Ausrüstung bezieht sich überwiegend auf Erwerbsverhältnisse, während auf staatlichem Gebiet, wo Kraft und Fähigkeiten einer Nation am deutlichsten zum Ausdruck gelangen müßten, von Mittelmäßigkeiten bei uns kaum noch gesprochen werden kann, so tief bleibt alles hinter unsern Erwartungen zurück. Läßt irgend ein Schimmer von Originalität und Wagemut die Herzen der Nation höher schlagen, so kann man sicher sein, daß schon im zweiten Tempo wieder abgeblasen wird. In ausgetretenen Geleisen, und eben deshalb fortwährend überrascht und verwirrt, tappt eine hohe Leitung den Ereignissen hinterdrein, und vieles, was wir von diesen Lenkern erleben mußten, erweckte geradezu den Eindruck der Zaghaftigkeit. Ganz im Gegenteil scheint es, als ob moderne, kraftvolle Persönlichkeiten von unsrer Hierarchie überhaupt nicht mehr ertragen werden und durch den Besitz eines Charakters für Staatsämter „disqualifiziert" sind.

Woher nun aber dieser Haß gegen jugendliche Stärke? Weil in einem Staat mit so hypertrophischem Autoritätsprinzip wie Preußen, das durch sein Schwergewicht auf das gesamte geistige Leben des Reiches drückt, eine andre Gesinnung von Eltern und Lehrern, den Hauptstützen der Autorität, kaum zu erwarten ist. Daher die kleinliche, verängstigte Auffassung, der Schüler sei der natürliche Feind. Daher diese Schuhriegelung, dieses grausame Ignorieren der jugendlichen Psyche, dieses ewige, widerliche Schlagen und Beschimpfen, dieses Niedertreten der Selbstachtung, dieses Einpauken von dummem Zeug, dieses Knebeln der Gedanken, damit nur ja nicht geistige Selbständigkeit aufkäme. Daher auch die Einschüchterungsversuche der Pedanten, die sich bedroht fühlen, weil man ihre Methode ändern,

ihre Domäne einschränken will; die, weil sie das Herz der Jugend niemals gewinnen können, desto hartnäckiger die Voraussetzungen ihrer mechanischen Herrschaft festhalten möchten. Aus diesen Kreisen fiel das ernstgemeinte Wort: „Der gebildete Mensch gehört in die Stube". Aus diesen Kreisen wurde sehr witzig einmal gewarnt vor einem „Olymp rotbäckiger Hausknechte", als vor der unausbleiblichen Folge, sobald wir der heranblühenden Jugend ein leibliches Ideal einräumen wollten. Da zitterte ein andrer schon, unsre Gymnasiasten könnten „zu einem Wachstum des physischen Selbstgefühls *entarten*", bis „alles Körperliche eine neue Dreistigkeit gewinnt," ganz wie Steffens in Breslau 1818 in seinem „Turnziel" von dem „gefährlichen Experiment" abriet, „ein Magazin von physischen Kräften für einen zukünftigen möglichen Gebrauch anzuhäufen". So gestand noch unlängst ein Fachmann in der „Straßb. Post": „Ernste geistige Arbeit wird *immer* in etwas die körperliche Entwickelung beeinträchtigen, *das erscheint uns natürlich*." Hier wird ganz unverblümt der junge Körper als ein Knecht angesprochen, der sich mißhandeln lassen muß, und solcher Mißbrauch als „natürlich" empfunden. Wie man dazu kommt, der noch nicht reifen, noch in der „Entwickelung" befindlichen Jugend schon „ernste geistige Arbeit" gleich Erwachsenen aufzuerlegen, darauf pflegen solche Herren die Antwort schuldig zu bleiben.

In die gleiche Kerbe schlagen unhygienische Mütter. Lebhaftigkeit, gesunde Spannkraft an der Jugend sind ihnen unheimlich. Eine sonst gutmütige Frau, der ich das Anrecht der Kinder auf Leibesübung in frischer Luft betonte, sprudelte mir die Antwort heraus: „Jawohl, jawohl, und nachher gibt es lauter hirnlose Riesen."

„Wie Bismarck," entgegnete ich.

Nun darf man sich freilich nicht verhehlen, daß *alles* Falsche längst erkannt und verklagt, *alles* Richtige längst empfohlen und beantragt worden ist. Auch so geniale Männer wie Friedrich Paulsen, Ludwig Gurlitt, Wilhelm Ostwald u. a.,

die den Jugendfragen das Mark ihrer Lebensarbeit gewidmet haben und noch widmen, können aber trotzdem bisher auf keinen nennenswerten Erfolg zurückblicken, außer vielleicht auf die zweckmäßigere Verschiebung des Lehrstoffs wie der Berechtigungen zwischen Gymnasium und Realschule. Denn der Sport z. B. ist rein von außen durch einen unaufhaltsamen Zug der Zeit als ein von Eltern und Schultyrannen höchst widerwillig begrüßter Gast eingedrungen. So müssen die Hindernisse wohl noch weit mächtiger, sie müssen weit mehr in der Tiefe verankert sein, als man bisher gedacht hat.

Sehn wir näher hin, so zeigt es sich leider, daß das Wort „Erziehung" überhaupt eigentlich nur mißbraucht wird und sowohl über das, was sie sein sollte, wie über das, was höchstenfalls mit ihr erreicht werden kann, in Deutschland eine trostlose Unklarheit herrscht.

Klar sind sich die Engländer. Sie unterscheiden scharf zwischen eigentlicher Erziehung (education) und Unterricht (instruction). Instruction ist ihnen nur das Einflößen einer gewissen Menge von Kenntnissen, eine untergeordnete Aufgabe; education dagegen die Weckung der Selbständigkeit, Ehrenhaftigkeit und „fairness", daß man durchhalten lernt und im edleren Sinne zur Härte für den Kampf ums Dasein gelangt. Dies wird erzielt durch systematisch betriebenen Sport, bei welchem die Knaben sich selbst regieren und beim Ueben vom Dreinreden der Lehrer freibleiben. Die verschiedenen Mannschaften stehn unter Leitung ihrer eignen „captains"; die Lehrer kommen wohl einmal als Schiedsrichter oder als Ersatzleute, kommen jedoch stets als Kameraden, nicht als Aufpasser und lästige Berufer.

Es liegt aber keinerlei Notwendigkeit vor, daß da, wo dem Leibe gegeben wird, was des Leibes ist, nun der Unterricht durchaus von unwissenden, hölzernen, rohen Lehrern mangelhaft und unförderlich erteilt werde. Die sich in Deutschland so gebärden, als ob man mit Leibespflege stets nur schlechten Unterricht bezwecke, tun das aus fortschrittsfeindlicher Gehässigkeit. Zugegeben, daß an einzelnen englischen Schulen die

instruction ungefähr soweit unterschätzt wird, wie an den meisten deutschen Schulen die Körperfrische. Doch dann blicke man auf solche Gymnasien bei uns, wo das rein Schulmeisterhafte ganz im Vordergrund steht und alles das, was die zur Zeit in Ansehung der Wohlgeratenheit vorbildliche Nation für ihre eigne Jugend am heilsamsten hält, bestenfalls geduldet oder, gleich dem Turnen, auch nur im Sinn der „instruction", zu einem Drillmittel unter Aufsicht, umgebogen wird.

Von dem, was die Engländer education nennen, besteht eben in Deutschland leider so ganz und garkeine Vorstellung, daß unsre Damen lange Jahre hindurch die „Koëdukation" als das endlich gefundene Allheilmittel für ihre Schmerzen im Munde führten, aber darunter das Gegenteil von dem verstanden, was es in England oder Amerika heißt. Hier bedeutet „coëducation", daß die Mädel mit den Buben vor allem rudern und Fußball spielen; in Deutschland, daß die Mädel bei den Buben in denselben geschlossenen Räumen hocken, dieselben Partikeln aus dem Homer herausstieben und sich an der gleichen lateinischen Grammatik den Magen verderben.

Daher auch der üble Mißbrauch mit dem Wort „Charakter" vonseiten deutscher Durchschnittslehrer. Die ganze Charakterbildung, von der unendlich viel die Rede ist, beschränkt sich bei Licht besehn auf die Erzwingung von Gehorsam zur Aufnahme auch des widerwärtigsten und unnützesten Lehrstoffes. Der deutsche Jüngling mit dem vollendetsten Schulcharakter hat die unregelmäßigen Verba am willigsten in sich eingesogen, hat niemals etwas getan, was man wild oder frei hätte nennen dürfen, und man kann versichert sein, daß es seinem „Charakter" bei den Lehrern keinen Abbruch tut, wenn er als Primaner noch auf den leisesten Druck von oben seine Kameraden angibt. Umgekehrt, sobald ein Schüler sich entweder gegen ein unsinniges Verbot aufgelehnt, oder einem verächtlichen Despoten widerstanden, oder sonst irgendeinen Beweis aufrechter Gesinnung geliefert hat, die mit der ihm abverlangten Kriecherei nicht harmonierte, lautet der perfide Ausdruck, der ihm ins Abgangszeugnis geschrieben wird: „Unreife des Charakters".

In einer Beziehung freilich wird solche Unreife zur traurigen Wahrheit, weil fast überall der angeblich hohe Stand des Lehrstoffes, bei der Unmäßigkeit der Ansprüche, einen natürlichen Ausgleich dadurch findet, daß die Schüler betrügen. Es wird auf deutschen Gymnasien in einer Weise abgelesen, abgeschrieben, geleugnet und gelogen, oft mit einer solchen Raffiniertheit, daß dieser notgedrungene Zug zur Unwahrhaftigkeit, — weil eben das Geforderte tatsächlich von der Mehrzahl garnicht geleistet werden kann, — den Charakter wenn nicht dauernd verdirbt, so doch vorübergehend entstellt. Auch hier muß, was die Schule dem Zögling beibrachte, zunächst einmal gründlich vergessen werden, um dem Ernst des Lebens genügen zu können. Erstaunlich bleibt nur, wie die Lehrer, die diesen ganzen Schmuggel- und Fälschungsbetrieb doch ihrerzeit im Komplott gegen die Gestrengen mitgemacht hatten, ihn, sobald sie selber Pedanten geworden sind, nicht mehr zu kennen scheinen und sich leichtgläubig als Opfer jugendlicher Gerissenheit darbieten.

Auf unsrer Prima hatte mit Ausnahme derer, die an den Ecken der Bänke saßen, fast jeder neben dem Horaz ein altes, von früheren Jahrgängen ererbtes Kommentarheft aufgeschlagen, wo die vom Direktor gewünschte Uebersetzung am Rande verzeichnet war. Sie wurde einfach vorgelesen, und obwohl sie wörtlich mit der übereinstimmte, die sich der Direktor mit Bleistift zwischen den eignen Text seiner Oden hingekritzelt hatte, witterte er keinen Unrat. Nur einmal, als ein Kommilito mit schwachen Augen „von der Tanne gefegt" ablas, während es „von der Tenne" heißen sollte, begehrte er mächtig auf, ohne jedoch dem Betrüger auf die Spur zu kommen.

Es fehlte durchaus nicht an wissensdurstigen jungen Leuten in jener Prima. Doch der geschilderte Betrug war die Rückwirkung auf den an uns begangenen Raub: daß der Direktor im Laufe von zwei Jahren nicht einmal die kurzen vier Bücher Oden fertigbekam, sondern nur zweieinhalb, wofür aber dicke Hefte mit seinen uns gänzlich wesensfremden Erläuterungen mikroskopischer Philologie vollgeschrieben und auswendig gelernt werden mußten.

Hier liegt eine der Wurzeln des deutschen Schulelendes bloß: daß soviele Lehrer sich nicht fragen, was wohl den Schülern anziehend und förderlich sein könnte, sondern daß sie das wiederholen, was ihnen selbst einst auf den Seminaren der Hochschulen, wo sie zu Altphilologen hergerichtet wurden, beigebracht worden war. Darum begegnet man derselben mangelnden Achtung vor den Bedürfnissen der Jugend bei den Kommentaren zum Neuen Testament, zu Homer oder Sophokles ganz wie in den Lateinstunden.

Kann man in Ansehung der Lehrer schließlich kaum darüber staunen, wenn sie das nicht leisten und liefern, worin sie selbst niemals unterwiesen worden waren, so ist es weit verwunderlicher, weshalb auch deutsche Eltern, die doch von der Geburt eines Kindes an praktisch mit Erziehung zu tun haben, sich trotzdem auf einer ebenso grundfalschen Art und Weise betreffen lassen.

Auch dies will historisch verstanden sein. Auch die Eltern sind bereits Opfer verkehrter Methoden, ihre unzulänglichen Begriffe von Erziehung lassen sich zurückführen auf Platons Wortreichtum und seinen ewig zungendreschenden Lehrer Sokrates. Eltern, die gern predigen, setzen sich in Positur, das schmeichelt ihren Wichtigkeitsgefühlen; die Jugend muß stillhalten und zuhören, wenn die Predigt auch zum einen Ohr herein, zum andern hinausgeht. Die Vorspiegelung, daß die Sache nun in bester Ordnung sei, weil man sie den Kindern „ernstlich vorgehalten" habe, ist natürlich albern, doch in Deutschland ganz allgemein. Shaw hat aus dem Munde seiner Candida solchen unnützen Jungendrusch in den Worten verspottet und abgewiesen: „Natürlich stimmen die Hörer zu; aber was nützt ihre Zustimmung, sobald sie hingehn und genau das Gegenteil des Angewiesenen tun, in dem Augenblick, da der Prediger seinen Rücken kehrt?" Der ganze sexuelle Aufklärungsschwindel ist hiermit gerichtet, ein Trick der Eltern, alle Verantwortung von sich abzuwälzen und der Jugend selber zuzuschieben. „So, jetzt seid Ihr aufgeklärt, jetzt wißt Euch! Wir waschen unsre Hände in Un-

ſchuld.“ Und wenn das Unglück nachher trotzdem geſchehen iſt, werden die „Verworfenen“ geſcholten und mit Moral ausgebeſſert.

Auf Jugend wirkt Beiſpiel, wirkt Anleitung durch die Tat, die vormacht; nicht durch das Wort, das vorſchwatzt; wirkt Organiſation, die geſunde Gewohnheiten entſtehen läßt. Bereits ungeſunde Gewohnheiten durch Ermahnungen abſchaffen wollen, heißt Waſſer ins Danaïdenfaß ſchöpfen. Da unſre humaniſtiſchen Oberlehrer durch die unklare Ueberſchätzung alles Griechiſchen bei Sokrates feſtgehalten werden, der ſeinen Athenern ſogar die Tapferkeit als „ein Wiſſen“ aufredete, ſo mag dieſe Methode, die Beiſpiel und Organiſation vernachläſſigt, dagegen in Worten ſchwelgt, freilich noch lange fortbeſtehn. Soll auf den Schulen ja neuerdings auch „biologiſcher“ Unterricht erteilt werden. D. h. die Knaben, die vollſtändig in den Händen ihrer Eltern ſind und auf die Geſtaltung ihres Loſes nicht den mindeſten Einfluß haben, ſollen lernen, wie falſch ſie gehalten werden. Haltet ſie lieber ſo, daß man gute biologiſche Sitten von ihnen ableſen kann, und verſchont ſie gefälligſt mit einem neuen „Fach“.

Viel Unheil hat Peſtalozzi (1746—1827) anrichten helfen, indem er ganz wie Schiller dem Naturell zu wenig, der Aneignung zu viel vertraute. Selbſt der Arme ſollte zur Armut „erzogen“ werden, weil er ſie ſonſt falſch machte. Und „Geſinnung“, durch bloßen Unterricht erlangbar, ſollte mehr wert ſein als alles Wiſſen und Können. Schärfer ſah Peſtalozzis Zeitgenoſſe Gibbon, der in ſeinem berühmten Geſchichtswerk ſchlankweg meinte, daß der Unterricht ſelten viel ausrichte, außer bei gewiſſen glücklichen Begabungen, wo er ohnehin faſt überflüſſig ſei.

Hiernach liegt der Trugſchluß jenes berühmten Schweizers offen zu Tage: ward bei einem Knaben in gewünſchter Hinſicht etwas Erkleckliches erreicht, ſo ſchob man es nicht auf ſeine Anlagen, ſondern auf die „gute Erziehung“; ſchlug bei andern jede Anſtrengung in gewünſchter Hinſicht fehl, ſo ſollte das wiederum nur an der Erziehung gelegen haben, und die Rettung hieß: noch viel mehr, noch viel ſtrenger erziehen!

Die Erziehung wurde somit, schon wegen der nun einreißenden Fütterung mit Religionsunterricht, zu einer Zwangsanstalt, in der denn auch viele Millionen von Kindern tatsächlich grausam gequält und in falscher Bahn Unsummen vorhandener Kräfte nutzlos verbraucht worden sind. Ein krasses Beispiel der Art erlebte der Schreiber dieser Zeilen, als in einer Stadt am Rhein eine Mutter ihre mit hübscher Altstimme begabte Tochter nötigte, Sopran zu singen und zu üben, weil Sopran vornehmer sei. Das Resultat bestand natürlich nur in einer traurigen Verschwendung von Zeit und Kraft. Doch der Plan selbst war der logische Ausklang einer falschen Theorie.

Fichte durchschaute gewisse Mißgriffe jenes Fanatikers der „instruction", der zwar viel von sittlicher Hebung durch Unterricht sprach, dem aber die Idee der eigentlichen „education" ein Buch mit sieben Siegeln blieb. In seinen „Reden an die deutsche Nation" lehnte Fichte besonders die Ueberschätzung des Lesens und Schreibens als der doch recht eigentlichen Werke, „um die Menschen in Nebel und Schatten einzuhüllen", ab; doch er zahlte gleich Pestalozzi seinen Tribut an das Jahrhundert, das die Gleichheit aller Menschen verkündigt hatte, sodaß es nur darauf ankäme, diesen Ton zu kneten. Auch Fichte schmeichelte sich, die ihm erwünschte „Form eines sittlichen Willens" rein durch eine neue Tendenz des Unterrichts erzwingen zu können, der es den Buben ermöglichen sollte, „alles in seinem Zusammenhang zu fassen." Von dieser durchaus nur die Rezeptivität betreffenden neuen Methode erwartete er sich die günstigsten Einflüsse, ganz wie ein altmodischer Oberlehrer sich heute noch einbildet, den „Charakter zu stählen", indem er unregelmäßige Verba einpaukt.

Die Biologie unterschreibt nichts dergleichen. Sie hält Kinder durch den Zeugungsakt, spätestens im Mutterleibe, in allen wesentlichen Eigenschaften für fertiggestellt. Schopenhauer schon hat diese Wandlung eingeleitet, indem er lehrte: die Anlage ist alles; sie bestimmt die Entwickelung; das Machenwollen ist eitle Täuschung. Zwar liegen diese beiden Richtungen noch im Streit; allein es kann sich höchstens um Grenz-

regulierungen handeln, in der Hauptsache sind die Argumente der Biologie garnicht zu widerlegen. Am wenigsten aus dem Gebiete der Erfahrung. Daher auch der modern-darwinistische Gedanke der Keimzüchtung anstatt einer späteren fruchtlosen Zwangspädagogik. Falsche Erziehung mag vieles dazutun, um gute Anlagen in Kindern zu verfälschen oder zu verstümmeln, doch auch die beste vermag nicht, unbegabte begabt zu machen, vermag nicht aus unkünstlerisch veranlagten tüchtige Maler und Musiker, vermag nicht, aus phantasielosen, doch praktischen Knaben von raschem Entschluß und frischer Tatkraft schöpferische Dichter und Gelehrte heranzubilden.

Bevor es besser werden kann, ist es nötig, diejenigen zu entlarven, die zwar gleich uns öffentlich behaupten, daß sie die Kraft lieben, doch heimtückisch alles tun, um sie zu schwächen. Sie wissen mit der Kraft nichts anzufangen, sie fürchten sich vor ihr, sie möchten am liebsten nie wieder von ihr hören. Ein Volk aber, das sich der Eitelkeit dieser kleinlichen Tyrannen wirklich auslieferte, das den Willen zur Macht nicht mehr in sich selbst entwickelte, aus Bequemlichkeit, aus Scheu vor den Anstrengungen, zu denen die eigne Kraft verpflichten und fortreißen könnte, ist nicht wert, daß es existiert.

Will es leben und geachtet dastehn, wird es nicht umhin können, sein sogenanntes Erziehungssystem, das vielleicht eher den Namen eines Systemes zur Vergeudung und Erdrosselung von Kraft verdiente, rücksichtslos abzuändern.

Ganz abgesehn von den Fragen: ob das, was heute durch Unterricht erzielt wird, sich nicht in der Hälfte der Zeit erzielen ließe;

ob das, was zur Erzielung dieses Resultates preisgegeben wird, nicht wertvoller ist, als das Resultat selbst;

ob das, was erzielt wird, sich nicht erzielen ließe, o h n e der Jugend ihren Frohmut zu nehmen, gilt es ganz besonders zu verhindern, daß unsre Angriffe nicht etwa auf dem im gesamten hygienischen Gebiet leider üblichen Wege: durch schnelles Heruntersetzen der biologischen Ansprüche, pariert werden.

Der Feind ist verstockt und ist im Besitz. Aber auch der guten Sache entstehen immer neue Bekenner, neue Streiter.

Da hat im Deutschen Reichstag (März 1912) der münchener Abgeordnete Kerschensteiner, der dem Erziehungsfach beruflich angehört, in einer beachtenswerten Rede geklagt, wie unsre heutigen Schüler unselbständig und unsachlich gemacht würden. Und das ist buchstäblich wahr. Ueber weniges ist sich die Opposition so durchaus einig wie über die vorwiegende Unnützlichkeit des Wissens, das mit enormer Anstrengung heut auf den Mittelschulen eingeprägt wird. Auch durchschauen das die Schüler. Sie lernen all den toten Kram, weil sie sich nicht vor ihm retten können, außer durch Selbstmord. Es wäre da wirklich vielleicht schon besser, die Schule beschränkte sich auf eine rein technische Erziehung, durch die der Schüler wenigstens ehrlich einer selbstgewählten brauchbaren Sache gegenübergestellt würde, bei deren Bewältigung ihm seine Fortschritte Freude machen. „Was für alle konkrete Erfahrung und alles praktische Verhalten ohne Konsequenzen bleibt, das sollte man in einen Sack tun und diesen Sack zuschnüren und irgendwo stehn lassen," sagt Walter Frost*.

Frivol aber muß die Jugend werden, wenn man sie zwingt, auch Dinge, die vor keiner wissenschaftlichen Kritik mehr standhalten, gleichwohl immer noch zu glauben oder sich doch aus Gehorsam den Anschein zu geben. Hierin ist es zur Zeit fast so schlimm, wie nach des Kopernikus Tod, wo manche Lehrer öffentlich das ptolemäische System vortrugen und nur vertraulich ein paar Lieblingsschüler im kopernikanischen System unterwiesen. Aber weh' ihnen, wenn sie sich dazu bekannt hätten! Sie würden weggejagt oder eingekerkert worden sein. Ein ähnliches Schicksal erleiden heute noch (Volksschul-) Seminaristen, von katholischen Konvikten zu schweigen, die erst jüngsthin durch den Modernisteneid frisch belastet worden sind.

Von unsern Schulkritikern war es besonders Friedrich Paul-

* In seiner glänzend geschriebenen „Naturphilosophie", Band I. Leipzig, bei Johann Ambrosius Barth, 1910.

sen, der aus Erbarmung mit der Gewissensnot, in die begabte, skeptische Schüler durch unser Schulsystem gestürzt werden, wie in praktischer Erkenntnis der Frivolität und Heuchelei, die hierdurch mit Notwendigkeit entstehen, zu der Forderung kam: keinen konfessionellen Religionsunterricht mehr, durch den aufgeweckte Knaben zum Wunderglauben abgerichtet werden sollen, den sie im Innersten für verwerflich halten! Paulsen wollte, daß Unterricht nur ganz objektiv in der Kirchengeschichte, zur Bekanntschaft mit der Entstehung des Christentums, erteilt würde, wie für irgend einen andern historischen Gegenstand.

Leider muß man sagen, daß die Verlogenheit, die aus dem herrschenden System resultiert, deutschen Eltern im allgemeinen gleichgültig ist. Darum hat auch Paulsen kein Echo geweckt. Es war die übliche vox clamantis, man ging zur Tagesordnung über. Sowohl in Eltern-, wie in Lehrer-, wie in Beamtenkreisen will man vom bisherigen „Religionsunterricht" nicht lassen, weil man das, was er für Gehorsam und geistige Unselbständigkeit leistet, so hochschätzt, daß ganze Lasten von Verlogenheit, Frivolität und Angewöhnung unsachlichen Denkens in den Kauf genommen werden können. Preußen hat hierin, ungeachtet kurzer Lichtblicke, einen eingefleischten Hang zu Rückfällen in die Dunkelheit bewiesen, und vielleicht ist es angebracht, einen Zeugen vorzuführen, der Preußen geliebt, aber es in diesem einen Punkt früh durchschaut und verurteilt hat: Johann Gustav Droysen, den Biographen Yorks. In seinem Werk über die Freiheitskriege bedauert er die preußische Bevölkerung, weil man ihr nach dem Frieden „für den Staat nichts als die hinsiechende Erbärmlichkeit des ohnmächtigen Gehorsams" übriggelassen habe. Bei der von oben her geforderten und gepflegten Kriecherei wurden die Ueberzeugungen anbefohlen. „Selbst der Wissenschaft", so klagte Droysen, „stutzt man ihre Schwingen, auf dem Verwaltungswege wird der Philosophie ihr Maß gefunden, und allerhöchste Befehle setzen fest, was die Geschichte dafür gelten lassen soll, geschehen zu sein."

Wir sehen jetzt, das Schulproblem liegt für uns folgendermaßen: Jugendkraft war bisher kein Ziel an sich, sondern den Autoritäten ärgerlich und verdächtig, nicht nur in ihren muskulösen Aeußerungen bloßer Unbändigkeit, sondern mehr noch in ihren verfeinerten Formen des Freimutes und Stolzes. Demut und hündische Willfährigkeit galten für weit vorzüglicher. Was für die Kraft geschehen ist, geschah widerwärtig, aus sanitätspolizeilichen Beweggründen, unter einem gewissen Druck der öffentlichen Meinung.

So war es ja schon nach der Schließung sämtlicher preußischer Turnplätze (1819), mit dem geheimen oder (z. B. von Steffens) gar ausgesprochenen Zweck, die Schuljugend an der Gewinnung von Kraft zu verhindern. Erst seit 1836, da durch Lorinsers Schrift „Zum Schutz der Gesundheit in den Schulen" die Geister dennoch sich regten, begann sich die Oeffentlichkeit für die eingerissenen Schulschäden zu interessieren, und nach sechsjährigem Streit, nachdem dreiundzwanzig lange Jahre den Leibern der Heranwachsenden das Notwendigste vorenthalten gewesen war, wurden unter dem neuen König (1842) die Turnplätze wieder geöffnet.

Freilich auch erst, nachdem das Turnwesen seinem ursprünglichen Zweck und Ziel gründlich entfremdet worden war. Jahns Forderungen hatten gelautet: Freiluft, Abtrennung vom Unterricht; keine Lehrstunden hinter Turnstunden; keine Drillerei, keine Schulsteifheit; volle Oeffentlichkeit mit Wetteifer von Studierten und Nichtstudierten frisch durcheinander; womöglich ganze Nachmittage fürs Turnen allein! So hatte er im Jahre 1810 die ersten berliner Knabenscharen vors Tor ins Freie geführt, 1811 den ersten Turnplatz in der Hasenheide eröffnet und immer wieder auf langen Streifzügen die Berührung mit der Natur gesucht. Was hiervon 1842 übrigblieb, war eine klümmerliche Verballhornung, die in der guten Jahreszeit zweimal wöchentlich in irgend einem Winkel gepflegt wurde. Das Volkstümliche, der freie Zug waren hinweggewischt; gerade was Jahn hatte vermeiden wollen: die Schulsteifheit, machte das Turnen in den Augen der Obern überhaupt erst erträglich;

es war nun eine Möglichkeit mehr verhanden, aus der Jugend die denkbar höchste Summe des Gedrilltseins herauszuwirken. Aus den Schulen kam das Turnen dann auch in die Kasernen, von wo es, zu einer bloßen Vorübung für Parademarsch und Griffe degradiert, mit einer öden Kommandosprache belastet, allmählich in die Gymnasien und sonstigen Turnriegen zurückgelangt ist. Der Vorturner kommandiert jetzt sein „Auf! Eins, zwei, drei, vier, ab! Marsch!" Bei dem Wort „Marsch!" muß das Bein gliederpuppengleich aus der Hüfte nach oben gerissen werden; das ganze soll nicht etwa der Lebensfreudigkeit dienen, sondern der Jugend Gelegenheit bieten, auf Befehl zu strampeln und Beweise von Gehorsam abzulegen. Nur in den großen Gau- und Landesverbänden, die keinen Lehrern unterstehn, hat man den Anschluß an den Sport gefunden, sodaß nicht sowohl geturnt, als vielmehr wettgeturnt wird. In der Mehrzahl unsrer Schulen ist und bleibt die Turnstunde ein öder Dienst, und „vom Turnen dispensiert" zu werden, gilt immer noch als eine Art von Erfolg.

Schon die „Jugendspiele" unter Aufsicht waren dann nichts weiter als ein Versuch der Gewaltigen, dem alten Drill ein neues Mäntelchen umzuhängen, kein Zugeständnis an modernen Geist. Heute geht etwas Aehnliches vor, indem das Schlagwort Jugend p f l e g e benutzt werden soll, um die freie Zeit, die in den Jahren des Uebergangs besonders bei Volksschülern nach der Entlassung tatsächlich für Leibesübung verfügbar bliebe, dieser zu entziehen und systematisch im Sinne konfessionellen Drilles, unnachsichtigen Gewissenszwanges zu mißbrauchen. Der preußische Handelsminister Sydow hat mit einer sonst fremden Entschiedenheit dem Ansturm der Heiligen und Ritter in diesem Punkt widerstanden und jeden Fortbildungsunterricht abgelehnt, sofern er doch nur vom Konfessionalismus ausgeschlachtet würde. Aber was bezweckt wird, merkte man in der Jugendpflegdebatte vom 23. März 1912 im Preuß. Abgeordetenhaus, als der Konservative v. Goßler in die biederen Worte ausbrach: „Es gibt doch wirklich noch höhere Werte für die Jugend als den Sport. (Sehr richtig! rechts

und im Zentrum)." Gemeint war die Religion. Religion ist nach der schönen Deutung von Carlyle der Inbegriff dessen, woran ein Mensch wirklich glaubt, und hat mit dem erzwungenen Herunterleiern von Gesangbuchversen wie dem Einbläuen längst überholter Superstitionen oder parteipolemischer Schlagworte nicht das Mindeste zu schaffen. Indessen deutsche Eltern — gemeinhin, d. h. mit wenigen glänzenden Ausnahmen, das reaktionärste Element in Deutschland — sind hier ganz bei der Sache. Die alte Zeit, als die Knaben vom Sport noch nichts wußten, war ihnen weit lieber. Sie verlangen von der Schule Berechtigungen und Vorkenntnisse für alle möglichen Berufe. So ist unsre Schule der allgemeine Packesel, dem rücksichtslos aufgebürdet wird. Die armen Lehrer, von allen Seiten gescholten, wissen kaum noch, wohin sich drehen, und gerade die modernen, aufgeklärten, willigen, denen tatsächlich ein biologisches Ideal vorschwebt, sehen sich einer dreifachen Phalanx gegenüber, die jedem Fortschritt nach der Seite der Kraft hin abhold ist und beim leiblichen wie geistigen Drill bis zum Aeußersten ausharren will.

Dazu erfordert die Nationaleitelkeit, daß der Glaube: wir marschierten im Erziehungswesen an der Spitze, nicht erschüttert werde. In Preußen fehlten im Frühjahr 1912 nicht weniger als 21 000 Volksschullehrer, — wegen „unzureichender Lehrerbesoldung und unfreier Stellung der Lehrer", sagt F. M. Schiele in seiner ausgezeichneten „Geschichte der Erziehung", — d. h. einundzwanzigtausend andre Lehrer waren überbürdet, ihre Klassen überfüllt. Aber was tut es? Mag die Jugend nur herhalten, mag sie in schlechter Luft unaufgerufen, unaufmerksam, ungefördert hocken, bis sie festklebt! In der Schule sind die Kinder doch „untergebracht!" Mag die Jugendzeit verschwendet werden, für die Eltern wirkt die Schule zeitsparend, nimmt ihnen die Beschäftigung mit Kindern ab! Wenn diese Beschäftigung nichts taugte, würde ja die deutsche Schule nichts taugen. Die aber ist ganz vorzüglich, wie jedermann weiß. Also nur nicht „am Bewährten rütteln!"

So kommt es, daß wenn wir nun den Boden der praktiſchen Schulreform betreten, wir bald bemerken: man ſteht ja noch *vor* dem Anfang, trotz unendlichem Verbrauch von Atem, Tinte, Druckerſchwärze. In der Hauptſache iſt noch nicht ein Schritt vorwärts getan. Denn ſelbſt der leidenſchaftlichſte Schulreformer, wenn Philologe, hängt am Gedanken bloßen Unterrichts feſt und erwartet von ſeiner Neugeſtaltung alles Heil; die Idee wirklicher Erziehung, der „education", iſt und bleibt ihm unſympathiſch. Das Ziel auch des Vorgeſchrittenſten kann man in die Worte faſſen: „Anleitung zur Selbſtändigkeit unter Aufſicht"; auf Deutſch: „neue Redensarten und alte Methoden". Die Vorſtellung, die naheliegen ſollte: daß, um die Jugend ſelbſtändig zu machen, der erſte Schritt darin beſtehn müßte, ſie *ohne* Aufſicht zu laſſen, liegt dieſen wunderlichen Heiligen weltenfern.

Ich nenne *Ludwig Gurlitt*. Sein Streben iſt das lauterſte, ſeine Liebe zur Jugend groß, ſeine Sachkunde hervorragend. Er hat uns in der Sammlung „die Geſellſchaft" ein Bändchen über die Schule geſchenkt, wo man das Wichtigſte beiſammen findet. Allein man traut ſeinen Augen kaum. Er verlangt mehr als totes Wiſſen von der Schule; ſie ſoll ihre Zöglinge zu Staatsbürgern machen. Doch wie? Jene Erziehung „wird ſich in allen *Lehrfächern* (!) ihre eigne neue Methode herausbilden müſſen". Alſo die Lehrfächer haben den bisherigen Schaden angerichtet; die Lehrfächer ſollen ihn auch wieder beſſern. Denn außer Lehrfächern gibt es nichts. Wir bekommen ſo die Erziehung zur Vaterlandsliebe durch eine ganz neue Methode, die Verba auf mi einzudrillen. Warum dieſe Erziehung „von gefeierten Erinnerungen mehr befreit" werden ſollte, leuchtet nicht recht ein, vorausgeſetzt daß die Schüler keinen langweiligen Gallimathias zu hören bekommen. Eine kurze und packende Art, an die großen Tage der deutſchen Vergangenheit zu erinnern, iſt jedenfalls geeigneter, auch die Jugend arbeitsfreudig und ehrgeizig zu machen, als wenn man ſie „mit den traurigſten Tatſachen des Volkslebens, . . dem Alkoholelend, der Schwindſucht und der Proſtitution" ohne Not bekannt macht, was ebenſo leicht zu Hypochondrie und unklaren

Selbstaufopferungsplänen hinführen kann. Der Pferdefuß der alten Methode jedoch schaut heraus bei dem Vorschlag, an den Nachmittagen ohne Turnunterricht „gewisse Freiübungen in geordneter Weise vornehmen lassen".

Ach, man kennt sie, diese in langen Linien aufgezogenen Sklavenscharen, die gleich Marionetten zappeln müssen, wenn der Aufseher mit tönendem Kommando ruft: „Rechten Fuß vorwärts hebt!" und „Kniee beugt!" Wer an diese Galeere angeschmiedet war, lernt sie verabscheuen, lange bevor er freudige englische Jugend bei ihren Wettspielen beobachten durfte.

Dann macht aber Gurlitt vieles wieder gut, indem er mit den Worten des österreichischen Kultusminister Dr. Marchet für die Mittelschulen fordert: „Beschränkung des theoretischen Unterrichtes auf den Vormittag!"

„Bravo!" kann man da nur ausrufen. Jetzt die Nachmittage frei für Wanderung und Sport, sei es draußen in der Natur oder in gedeckten Hallen! Dann vielleicht könnte aus der deutschen Jugend wieder etwas Ersprießliches werden.

Doch nur unter der Hauptbedingung: die Nachmittage frei vom Lehrer! Selbständigkeit beim Spiel! Selbsterziehung! Dies ist auch der einzige Weg, um staatsbürgerlichen Sinn zu wecken und das Vaterland jungen Herzen teuer zu machen, damit Männer, die sich im spätern Leben einmal im Auslande treffen, leuchtenden Auges rühmen: „Ah, was hatten wir doch für eine frohe, glückliche Schulzeit! Alles, was wir hier um uns sehen, ist armselig dagegen!"

Können die deutschen Eltern sich nicht entschließen, hier eine freiere Richtung zu nehmen, bleiben sie dabei, der Selbstachtung bei Schülern keinen Wert beizumessen und „Folgsamkeit" hundertmal höher zu veranschlagen, dann ist es auch mit der frischen Gesundheit nichts, dann bleibt der Schüler ein Schwamm, der sich mit „instruction" vollsaugen muß, dann mehren und mehren sich die „Fächer", dann brütet auch an den „freien" Nachmittagen nur der beaufsichtigte Stumpfsinn, und alle Sachkenntnis, alles „Interesse des Leiters und des Lehrkörpers" gelten einem toten, einem unwürdigen Prinzip.

Auf schultechnische Spezialreformen können wir uns an dieser Stelle nicht einlassen. Manches im Bereich bloßer „instruction" ist ja tatsächlich besser geworden und z. B. selbst auf manchen Gymnasien schon in den neusprachlichen Unterricht wahrhaft erfrischend neues Leben, das Fertigkeit und Brauchbarkeit über die Grammatik setzt, eingezogen. Dagegen bleibt es höchst bedauerlich, wie gerade das, um deswillen das Griechische beibehalten werden soll, unsern Mittelschülern unterschlagen wird. Sophokles pflegt hier nur eine Gelegenheit mehr zum Memorieren unregelmäßiger Verba und langweiliger Prosodie zu sein. Ich hab es mit eignen Ohren erlebt, wie im Schulexamen ein Abiturient, der den Inhalt des „Oedipus auf Kolonos" angeben sollte, mit dem wir einen ganzen Sommer lang geplagt worden, in die größte Verlegenheit geriet. Dieser Inhalt lag unter Tempusformen und Versmaßen verschüttet, der Anfang war längst vergessen, als man beim Schluß nach unsäglichen Mühen ankam. Solchem griechischen Unterricht braucht man keine Träne nachzuweinen. Im Gegenteil werden solche Abiturienten, denen jener große Dichter *nicht* schon auf der Schule philologisch verekelt worden war, weit eher neugierig auf ihn sein.

Gegen jede biologische Reform aber im Sinne kraftvoller Selbständigkeit müssen jene alten Einwände herhalten, die uns aus dem Munde politischer Reaktionäre so vertraut sind. *Sie kehren regelmäßig wieder, wo ein innerer Zirkel von Privilegierten dem Ansturm einer neuen Zeit weichen soll.* So heißt es auch hier gleich, die deutsche Jugend „eigne sich nicht" für ein erweitertes Maß von Freiheit. Daß die neu zu Berechtigenden sich bei Anwendung der erstrebten freieren Bewegungsformen Blößen geben würden, ist indessen schon gegen die Aufhebung der Erbuntertänigkeit ins Feld geführt worden, wie gegen Einrichtung parlamentarischer Vertretung in Preußen. Trotzdem ist das Emanzipationsedikt von 1807 ein unermeßlicher Segen geworden; die Verleihung der Verfassung in Preußen ist es geworden; und die Verleihung der Selbständigkeit bei Spiel und Sport an die deutsche Jugend wird es ebenfalls werden.

Der größte und wichtigste Vorbereitungserfolg aber, den die Schulkritik überhaupt bisher erzielt hat, besteht darin, daß alle denkenden und wohlwollenden Lehrer, an denen es ja zum Glück nicht fehlt, mit Bestimmtheit wenigstens auf Einschränkung der Stunden rechnen, wo die Jugend ihrer Fuchtel untersteht.

Was kann die öffentliche Meinung nun weiter noch tun, um statt einer philologischen vielmehr eine biologische Schulreform durchzusetzen?

Es öffnen sich ihr verschiedene Wege. Sie könnte sich z. B. dahin wenden, wo die Macht ist, und Lust zum Bessern in die verschiedenen Schulzentralen hineinzutragen suchen.

Dieser Weg ist steinig, dornenreich und abschreckend. Gerade die preußische Schulzentrale ist es gewesen, die den guten Willen der jungen Lehrer gelähmt hat, die während ihres Studienjahres England und englische Jugend gesehen hatten und mit einem biologischen Ideal heimkamen. Sie ist für keine Maßnahmen zu gewinnen, die dem Gedanken der Disziplin nicht ganz direkt und offenbar dienen; die keine Aussicht gewähren, die Jugend noch ärger als bisher in das Joch des Staatsgedankens, wie ihn der preußische Unteroffizier auffaßt, zu brechen. Sie hat erst neuerdings von Anstrengungen des Wetteifers abgewinkt. Bewegen soll sich der Schüler, weil es befohlen wurde, nicht weil es ihm Freude macht.

Die ganze Jämmerlichkeit eines überlebten Systemes prägt sich hierin aus. Denn in dem Augenblick, wo der Wetteifer verboten ist, verliert der Sport gerade das, was ihn einzig machte, verliert er jene Steigerung des Daseinsgefühles, die dem Reiz der Aufregung durch Alkohol gleichwertig war und ihn tatsächlich ersetzte. Indem die preußische Schulzentrale athletische Leistungen mißbilligt, die der Ehrgeiz gezeitigt hatte, — weil eben Leistungen beweisen, daß beim Ueben „das rechte Maß“ nicht eingehalten wurde, — verurteilt sie den Schüler zu einer endlosen Folge beschämender Niederlagen und scheucht ihn zurück in die Kneipe, sodaß der englische junge Mann von der Schule her einen schon abträ-

nierten, widerſtandsfähigen Körper mitbringt, der deutſche Student aber erſt von vorn anfangen muß. Daher hauptſächlich unſer ſchlechtes Abſchneiden bei den Olympiſchen Spielen zu Stockholm.

Der zweite Weg wäre ein erzwungener Syſtemwechſel im führenden Bundesſtaat durch Verſchiebung der politiſchen Machtverhältniſſe.

Auch dieſer Weg iſt ziemlich hoffnungslos, da die Vertreter des ſtarren Prinzips und Inhaber der Staatsautorität ſchon durch die Reichstagswahl von 1912 derartig erbittert wurden, daß ihre Heißſporne ohne Scheu auf Gewalttat und Verfaſſungsbruch hindrängten, um das alte Syſtem, ſelbſtverſtändlich auch in der Schule, zu retten. Da die Mehrzahl der heutigen Eltern und Bürger aber aus einer bereits gebrochenen Jugend ohne Feuer und Schwung hervorgegangen iſt, kann ihr Widerſtand, wenn er überhaupt geleiſtet wird, nur zahm ausfallen, und ihre Niederlage iſt wahrſcheinlicher als ein Sieg.

Der letzte Weg iſt am längſten, aber auch am ausſichtsreichſten und führt über die zoologiſche Philoſophie. Sobald ſich im geſamteuropäiſchen Denken die Vorſtellung befeſtigt hat, daß der menſchliche Körper in ſeiner Verſchwiſterung von Stoff und Energie auch jene Leiſtungen liefert, die man früher ſeeliſch oder geiſtig nannte, muß die Malträtierung des Leibes aufhören. Dann iſt Geiſteskraft nur noch ſoviel wie Leibeskraft. Dann wird man ſich ganz von ſelbſt nach dem, was den Leib ſtählt, umſchauen, weil das, was ihn ſchwächt, keinen Augenblick mehr als geiſtige Stärkung erſcheinen kann. Dann wird man ſich auch nach dem, was ein geſunder Jugendwuchs verlangt, erkundigen, und ſeine Niederhaltung wird als das gebrandmarkt werden, was ſie iſt: als Knoſpenfrevel, als eine Zukunftsſchändung, begangen an der Nation. Dann werden diejenigen, die trotzdem die Jugend knechten, überbürden, drangſalieren, endlich überführt ſein, daß ſie tatſächlich eine körperlich wie geiſtig kraftloſe Jugend wünſchen, und hierdurch der allgemeinen Verachtung anheimfallen, während ſie ſich heute völlige Sicherheit bei ihrem ſchmählichen Handwerk durch

die Lüge erkaufen, daß sie das Beste der Jugend beabsichtigen.

Vorläufig, wie gesagt, haben diese Männer das Heft noch in der Hand und hoffen auf ihren Sieg über Fortschritt und Aufklärung. Durch den ganzen Katholizismus führen Geistliche die Schulaufsicht und wachen mit Härte darüber, daß auch solche Ergebnisse der Naturwissenschaft, von denen die Zöglinge wie von etwas Selbstverständlichem alltäglichen Gebrauch machen, abgeleugnet werden, sobald sie dem kirchlichen Dogma zu widersprechen scheinen. Allerdings gibt es auch protestantische Gelehrte, die außer dem theologischen womöglich noch das medizinische Staatsexamen gemacht haben und gleichwohl fest daran glauben, daß eines Tages vom Himmel eine Taube geflogen kam, um auf rätselhafte Weise eine verheiratete jüdische Jungfrau zu befruchten; oder daß bei der Geburt Christi geschlechtlose Wesen, sogenannte Engel, persönlich anwesend waren. Solange protestantische Geistliche abgesetzt werden, weil sie derartige Superstitionen nicht mehr teilen, müßte vor dem Sieg der zoologischen Philosophie erst einmal die Trennung der Schule von der Kirche durchgekämpft und errungen sein. Mit Recht ist Adolf Harnack, nachdem er im Jahre 1907 seine große Rede über die Berührungspunkte des Katholizismus und Protestantismus gehalten hatte, gefragt worden, warum er den Aberglauben nicht mitaufgezählt habe? Die an Gewissensathletik streifende Denkweise, daß ein Gelehrter als Historiker verwirft, was er als theologischer Dogmatiker nicht nur für erlaubt hält, sondern als notwendig zur amtlichen Tätigkeit fordert, ist jedoch in der Naturwissenschaft längst als „doppelte Buchführung" gebrandmarkt worden.

Zum Glück ist wenigstens die ganze junge Physiologenschule der Dogmatik wie der Metaphysik für immer verloren.

So seien denn zum Schluß rund und nett einmal noch die Forderungen aufgestellt, die, falls man — später einmal — eine kraftvolle Jugend, mit ihr ein kräftiges Volk anstrebt, erfüllt sein wollen.

Die Vormittage müssen dem Unterricht (instruction), die Nachmittage der Selbstentwicklung (education) gehören. Am Vormittag sollen die Lehrer das Wort haben, die Nachmittage von ihrer ständigen Aufsicht frei bleiben. Und zwar soll die vormittägige „Kurzstunde" sich nicht gleich wieder fünfstündig dehnen, denn eine abgespannte, übermüdete Schülerschaft ist auch zum Sport am Nachmittag untauglich, oder er bekommt ihr nicht.

Der Unterricht muß derart gestaltet werden, daß die bisherige Grammatikpaukerei, durch die unsre Jugend namenlos gequält und geschwächt worden ist, endlich aufhört. Um das, was Grammatik für logische Schulung und Intelligenz bedeutet, unsrer Jugend zuzuführen, genügt die Grammatik einer einzigen Sprache, bedarf es nicht der Grammatik von dreien oder vieren.

Sprachen im allgemeinen sollen als Fertigkeiten gelernt werden, um in den Geist fremder Literaturen eindringen zu können, das Eindringen in stilistische Feinheiten darf dem praktischen Leben vorbehalten bleiben. Auch das Griechische ist nicht schlecht an sich; verhaßt wird es unsern Schülern durch die pedantische, ungenießbare Art des Vortrags an den Durchschnittsgymnasien.

Das Bepacken der Schulen mit allen möglichen und unmöglich obligatorischen Lehrstoffen zur „Propädeutik" für spätere Berufe muß endlich aufhören. Multum gewiß! Nicht multa!

Vereinfachung des Lehrplanes! Dafür viel mehr Lehrer!

Latein auf den Gymnasien, schon weil das ganze gelehrte Mittelalter in dieser Sprache zu uns redet. Um Tacitus und die Monumenta Germaniae ohne Uebersetzung nachlesen zu können, genügt aber bei richtiger Handhabung der dritte Teil der Zeit, die auf Latein verwendet wird. Weil auch Griechisch und Französisch auf die gleiche, zeitraubende, umständliche, nutzlose Arbeit betrieben werden, gerade darum haben wir die Schulmüdigkeit, den Schulekel.

Um das schöne Ziel einer starken und frohen Jugend zu erreichen, müssen Eltern und Lehrer von ihrem hohen Piedestal

herabsteigen. Erst wenn sie zu ihren Kindern, ihren Schülern als Kameraden kommen, können sie erlangen, was sie heute nur in verschwindenden Ausnahmefällen genießen: wirkliches Vertrauen. Ganz wie in der Volkswirtschaft aber ist auch auf dem Erziehungsgebiet ein Fortschritt nur möglich, sobald man die vorhandenen Bedürfnisse kennt. Und unser ganzer Schuljammer rührt wesentlich davon her, daß minderwertige Bedürfnisse von Autoritäten sich gegen Wehrlose rücksichtslos durchgesetzt haben.

21. Anwendung der Kraftphiloſophie auf die Sexualprobleme

Ein Volk, das leben will, muß ſich fortpflanzen; dies iſt die oberſte aller Exiſtenzfragen.

Fortpflanzen kann es ſich nur durch die Zeugungskraft; Verſtändnis für die Pflege dieſer Kraft iſt alſo eine heilige Pflicht.

Es iſt unmöglich, daß ein Volk aus kräftigen, lebhaften, leiſtungsfähigen, begabten Vollmenſchen beſteht, während gleichzeitig die Zeugungskraft in Verruf getan wird.

Ebenſo ſchädlich und unwiſſenſchaftlich iſt es, die Zeugungskraft halbieren zu wollen in eine eheliche und außereheliche, die eheliche zu geſtatten, die außereheliche mit dem Makel des Laſters zu behaften, ſie auf jede Weiſe zu verfolgen oder gar ausrotten zu wollen. Denn aus einem ſolchen Kampf gegen das Notwendigſte, das einer Nation eignet, wird ſich nicht etwa der eheliche Teil deſto beſſer abheben, ſondern gleichfalls in Verruf geraten.

Dieſem traurigen Tiefpunkt haben wir uns in Deutſchland genähert. Ich ſpreche dabei nicht vom dritten Orden des heiligen Franziskus, der aus Ehepaaren beſteht, die das Gelübde abgelegt haben, ſexuell einander nicht zu berühren, und auf Nachwuchs verzichten. Was nicht etwa irgendein Prinzip auf die Spitze treibt, ſondern lediglich in ſelbſtüberwindender Weiſe das nachahmt, was Chriſtus lebte und Paulus mindeſtens als das Beſſere empfahl. Nur wird man, ſobald ſich ein vollſäftiges blühendes Mädchen von Prieſtern, die gerne Kraftproben ihres Einfluſſes ablegen, bereden läßt eine ſolche Ehe

einzugehn, nicht behaupten können, daß es staatsfreundlich sei, wenn zur Fortpflanzung gut geeignete Personen diese nationale Pflicht abweisen. Folgten alle Ehepaare diesem „frommen" Beispiel, so könnten die Nationen abdanken und ihr Feld wiederum dem Vieh überlassen. Da dies nicht wahrscheinlich ist, begnügt man sich wenigstens ideell mit Quellenverschüttung, und selbst innerhalb der protestantischen Bevölkerung steht inbetreff der Fortpflanzung weitaus die Mehrzahl auf dem Standpunkt jenes Bauern, der den mit einem Ekelnamen belegten Zeugungsakt nur noch der christlichen Ehe vorbehalten wünschte. Dagegen sprechen Jungdarwinisten mit Fug und Recht von der „generativen Versumpfung", in die wir durch Verherrlichung des christlichen, will sagen kränklichen, lebenswidrigen Tugendbegriffs hineingeraten seien, und Schallmeyer (in „Vererbung und Auslese") denkt hierin genau so wie Nietzsche.

Wirklich ist es ein merkwürdiger Mangel an Logik bei unsern Führenden: nationale Macht anzustreben und gleichwohl die Zeugung als bestenfalls geduldet zu empfinden.

Um von dem Grade der hier vorwaltenden Unzweckmäßigkeit einen Begriff zu geben, seien noch einige Zahlen mitgeteilt. Nach dem Familienstand- und Altersregister von 1900 — dem jüngsten, dessen Tabellen vorliegen, da das „Statistische Jahrbuch des Deutschen Reiches" diese wichtige Rubrik neuerdings nicht mehr führt, — gab es im Reich rund 9,8 Millionen verheirateter gegen rund 6,4 Millionen reifer, doch unversorgter Männer (im Alter von 18—70 Jahren); es kamen auf rund 9,8 Millionen Ehefrauen rund 6,5 Millionen reifer, unversorgter Mädchen (von 16—50 Jahren) und jüngerer Witwen. Es standen also gegen 19½ Millionen, die ihre landläufige sexuelle Bestimmung gefunden hatten, 13 Millionen nicht minder Berechtigter unversorgt.

Da man es nun weder einem Säugling, noch einem Heranwachsenden ansehn kann, ob er eines Tages zum inneren versorgten Zirkel oder zum darbenden Kreise der unversorgten gehören soll, werden vorläufig Kinder noch so aufgezogen, als ob

sie durch die Zugehörigkeit zu einem der beiden Geschlechter nicht geradezu geschändet würden. Sobald aber die sexuelle Reife sich ankündigt und natürlich auch ihre beunruhigenden Forderungen erhebt, pflegt in Deutschland jedes Verständnis, jede Duldung aufzuhören, und eine rigorose „Moral" mit ihren öden Predigten tritt an die Stelle hygienischer Vorsorge. Sind die Folgen elterlicher Nachlässigkeit heraufbeschworen, so lautet die Formel: „Das Kind macht uns solchen Kummer." Von dem Kummer, den moralinsaure Eltern durch Nichthygiene ihren Kindern verursachen, wird nicht gesprochen. Daher wünschen die Hygieniker, daß anstatt „sexueller Aufklärung" der Kinder lieber endlich einmal mit der Aufklärung der Eltern angefangen werde.

Es liegt auf der Hand, daß strenge Forderungen der Enthaltsamkeit nur dort einen Sinn haben, wo die Sättigung der Reifgewordenen in absehbarer Nähe steht. Dies war der Fall bei den alten Germanen, wo der Schwertfähige bald auch hufenberechtigt wurde und zu dieser Vollnahrung ein Weib nahm. Unter solchen Umständen konnte die Zahl der unbefriedigten Reifen niemals bedenklich ansteigen wie bei uns, deren Zivilisation in diesem Punkt ein grausiges Fiasko macht. Beflissen dienen Statistiker, die leider nicht statistisch zu denken verstehn, der allgemeinen Verblendung und Gewissenshärte. Die Vorspiegelung, daß von sämtlichen deutschen Mädchen 90 Prozent nach und nach unter die Haube kämen, ist ein haarsträubender Unsinn. Niemals kann die Heiratsquote in irgend einem fernen Jahrgang den augenblicklichen Status aufbessern. Alljährlich kommt von den etwa 6½ Millionen unversorgt Dastehenden nur eine halbe Million zur Wahl; dafür rückt in gleichem Tempo der Nachschub in die Lücken, um die Aussichten der Uebriggebliebenen wieder zu verschlechtern. Gleich im ersten Rechnungsjahr aber sterben von den Unversorgten (im Alter von 16 bis 50) an 35 000 hinweg; diese Sterbequote steigt in späteren Jahren, während sich die Ehequote schon vom 23. Jahr ab verschlechtert und zuletzt ganz rapide sinkt. Allein diese Millionen, die unbefriedigt warten mußten und unbefriedigt ins

grad sanken, tauchen in jenen geistvollen Statistiken nicht auf, sondern werden einfach unterschlagen. Kurz, von den deutschen Frauen sind ein für allemal nicht ein Zehntel, sondern vier Zehntel dazu verurteilt, ehelich unversorgt zu bleiben, während sie doch gleichfalls von der Natur zur Paarung bestimmt und eingemacht werden.

Es ist pharisäisch, nach solchen Mädchen, die unter diesen ungünstigen Umständen in Versuchung geraten und straucheln, mit Steinen zu werfen und ihren Nachwuchs unter einen derartigen gesellschaftlichen Druck zu setzen, daß er daran erstickt. Dieser Massenmord wird in Deutschland alljährlich in den Reihen von rund 170 000 unehelichen Säuglingen verübt und rafft fast ein Drittel von ihnen schon im ersten Lebensjahr hinweg.

Zu solcher Gehässigkeit ist überhaupt keine Gesellschaft berechtigt; am allerwenigsten aber die deutsche, die sich doch so unfähig zeigt, eine ausreichende Zahl jährlicher Eheschließungen zu erzielen. Der Hochmut dieser Satten vom inneren Zirkel wird leider bis zur Unerträglichkeit gereizt durch beamtete und freiwillige Tugendwächter. Doch wie Baco von Verulam einst Metaphysik und Theologie aus der Wissenschaft hinauswarf, gehört es zu den dringendsten Pflichten der Hygiene, endlich die „Sittlichkeit" in allen ihren kraftmörderischen Gewohnheiten zu entlarven und sie aus der nationalen Gesundheitspflege zu entfernen.

Das Ideal, das die Hygiene für nationale Kraft auf sexuellem Gebiet aufstellt, fordert als ersten Punkt: daß eine möglichst große Zahl von Mädchen und Knaben zu makelloser Geschlechtsreife heranwächst; als zweiten: daß verständige Vorsorge getroffen wird, um gegen den durchaus physiologischen Anreiz der Natur Widerstandskräfte zu entwickeln, die durch herkömmliche Ableitung vorzeitigen Gebrauch verhüten; als dritten: daß eine möglichst große Zahl von Mädchen und Männern in der Vollblust ihrer Jugendkraft zur Paarung schreiten kann, während Ehen von Abgewelkten, Kranken und Müden für die nationale Arterhaltung unerwünscht sind.

Hier entsteht nun die große Schwierigkeit: was wird aus

den Reifen, die nicht sogleich zur Ehe gelangen, sondern auf lange Wartezeit gesetzt sind? Auf die Forderung völliger Enthaltung als leitendes Prinzip wird hier wegen ihrer bequemen Gedankenlosigkeit garnicht erst eingegangen. Ihre Erfüllung mag vorkommen; und sie mag in sehr seltenen Fällen sogar ohne Dauerschaden bleiben. Die Erfahrung lehrt aber, daß die menschliche Natur bei der ganz überwiegenden Mehrzahl sosehr jener Forderung widerspricht, daß sie unpraktisch wird. Zur Widerlegung derer, die dies Problem überhaupt garnicht ernsthaft ins Auge fassen, sondern sich immer nur mit Redensarten brüsten, seien wiederum einige Ziffern angeführt.

Wie groß ist z. B. im Deutschen Reich die Zahl der alljährlichen Vermischungen überhaupt?

Anhaltspunkte gewährt für den ehelichen Zirkel die Statistik der Neugeborenen. Ich glaube mich in sehr bescheidenen Grenzen zu halten, wenn ich für jedes Neugeborene hundert Vermischungsakte rechne, das bedeutet 100 × 1,8 Millionen oder 180 Millionen. Denn bei Jungverheirateten ist die Ziffer ganz gewiß doppelt und dreifach so groß, ja recht häufig noch weit größer, wodurch ein Ausgleich mit den Trägeren und Aelteren zustandekommt. Da sich in jedem Jahr nur ein knappes Fünftel der Verheirateten an der Fortpflanzung beteiligt, und in der Ehe der Trieb, weil die meisten Frauen so früh zusammenbrechen, reizlos werden und abstoßend wirken, vorzeitig erlischt, mag man auf diese vier Fünftel, in denen auch die Greisenpaare enthalten sind, nicht das Vierfache, sondern wenig mehr als ebensoviel berechnen. Das ergäbe zusammen etwa 400 Millionen ehelicher Vermischungsakte im Jahr; es können aber auch weit mehr sein.

Für den außerehelichen Zirkel der käuflichen und „freien" Liebe habe ich an andrer Stelle* mit bescheidensten Ansätzen die Zahl von 156 Millionen Zusammenkünften im Jahre herausgerechnet, während der doppelte oder gar mehrfache Betrag

* „Die Prostitution in Deutschland" (München bei Albert Langen 1910) S. 28 ff.

wahrscheinlicher ist, und hinzugefügt: Wie blind und vernagelt muß jemand sein, um angesichts einer so enormen Zahl, neben der die winzigen Eigentumsdelikte völlig verschwinden, das tiefe elementare Bedürfnis nicht zu bemerken? Wie boshaft, um es zwar zu bemerken, aber zu bestreiten? Wie weltfremd, um sich einzubilden, hier mit Phrasen und weißer Salbe, mit dünkelhafter Predigt und sonstigem Wortgepränge, mit Verbot und vollends mit Strafen das allermindeste auszurichten? Wenn in Deutschland alljährlich 156 Millionen Handlungen vorkämen, die von einer kleinen, aber mächtigen und tyrannischen Partei hartnäckig Diebstahl gescholten würden, sollte es da wirklich noch rationell sein, Gefängnisse zu bauen? Wer sollte sie bauen und bewachen, wenn nicht die Gescholtenen und Verklagten selbst? Aber würden die nicht eines Tages hinter die Wahrheit kommen, aufstehn und rufen: „Wir sind die Norm. Und nun mit euch, die ihr uns belauert und quält, die ihr über uns zu Gericht sitzt und heimlich selber stehlt, hinein mit euch ins Loch?"

Innerhalb einer sozialen Verfassung, die das Eingehn der Ehe zumal für die gebildeten Stände immer weiter hinausschiebt, ist käuflicher und freier Umgang unvermeidbar, notwendig und, wie ich oben nachgewiesen habe, wirklich, um nicht zu sagen alltäglich. Etwas Notwendiges und Wirkliches hat aber niemals, wie das unsre Moralisten behaupten, nur Schattenseiten. Auch die Prostitution, sofern sie unvergiftet ist, nützt, indem sie sexuell Hungrige sättigt und bei der Natürlichkeit festhält. Denn ein Volk, das seinen Reifgewordenen weder Ehe, noch außerehelichen Umgang bewilligt, stößt sie zur Widernatürlichkeit und schaufelt sich damit selber das Grab.

Dies würde, man muß es mit Bedauern aussprechen, unsern Sittlichkeitswächtern ganz nebensächlich sein. Deutschland, so denken sie, mag zugrundegehn, und, wenn die Männer nur „sittlich" bleiben, mögen alle Ehen unfruchtbar werden! Sind Fruchtbarkeit und Kraft schuld daran, daß eine Prostitution besteht, so muß man die Kraft schwächen, Perversität und Im-

potenz als das beſſere Teil erwählen. So tritt an Stelle der gänzlichen Enthaltung das tatſächliche und gelegentlich ſchon unverhohlen in der Oeffentlichkeit verkündete Ziel der Sittlicher, die 156 Millionen außerehelicher Vermiſchungen jährlich umzuwandeln in ebenſoviel Akte der Maſturbation oder Päderaſtie.

Umgekehrt erhebt die Biologie hier ihre vierte Forderung: daß, da die käufliche Liebe unter den heutigen Verhältniſſen unvermeidbar iſt, ſie nicht ſowohl moraliſch angefeindet, als vielmehr hygieniſch reguliert werden müßte, damit junge Männer, wenn ſie mit ihr in Berührung kommen, ſich nicht infizieren, dieſes Gift nachher in ihre Ehe ſchleppen und Frau und Kind anſtecken. Denn daß die Ehe an ſich einen Hafen der Sicherheit, eine Geſundheitsgarantie bedeute, iſt eine hohle Lüge.

Die nationale Fortpflanzung mit vergiftetem Keim aber mißlingt und züchtet nur herab. Das einzige Mittel, dieſe Peſtquelle zum Verſiegen zu bringen, heißt Reinlichkeit. Weshalb auch Reinlichkeit im ſexuellen Verkehr unſern Sittlichen ſo zuwider zu ſein pflegt wie ſchmutzigen Buben, die ſich nicht waſchen wollen.

Handelt es ſich hier um vernünftige Vorbeugungen und Sicherheitsmaßregeln, die bei etwas mehr hygieniſchem Verſtand und gutem Willen ohne große Mühe wohl erzielbar wären, ſo erfordern jene Ableitungen, durch die heranreifende Knaben oder Mädchen makellos und rein bis zur Geſchlechtsreife und über ſie hinaus erhalten werden ſollen, nicht nur eine weit ſorglichere Mitwirkung vonſeiten der Eltern oder deren Stellvertreter, ſondern auch Organiſationen auf breiteſter Baſis.

Es gibt nichts, was der nationalen Kraft ſo zuwiderläuft, wie die Maſturbation der Halbreifen. Die Gefährdung iſt weit ausgedehnter, als der Schlendrian wahr haben will, betrifft unſre Schulmädchen ſchon vom zehnten Jahr ab und in den Knabenſcharen leider zumeiſt die begabteren, aufgeweckteren mit empfänglichen Sinnen und künſtleriſcher Phantaſie.

Auf die Einrede, daß hier stets entweder tuberkulöse Disposition oder schlummernde Psychopathie die wahre Ursache bilden und nur auf irgend eine zufällige Auslösung warten, ist nichts zu geben. In Wahrheit hat die Natur den Menschen ein zweideutiges Geschenk damit gemacht, daß sie die fakultative Geschlechtsreife (das Unwohlsein bei den Mädchen, die Samenbildung beim Jüngling) oft lange Jahre vor Erlangung der körperlichen Vollreife schon eintreten läßt. Es liegt hierin wohl eine Mahnung zu den hygienischen Pflichten der Schonung, Hütung, Mäßigung und Selbstbeherrschung, aber es lauern auch im Stande hoher Zivilisation auf die heranblühenden Geschlechter schwere, durchaus unverschuldete Gefahren. Diese Gefahren heißen gewürzte Fleischkost, unbekömmliche Eindrücke durch Lektüre und künstlerische Darbietungen, Verführung durch schlechte Kameraden, Mangel an frischer Luft und alltäglicher muskulöser Ermüdung. Weniger gefährdet sind phantasielose, derbe Knaben ohne reges Innenleben, aber die sind gerad auch wieder die Minderbegabten. Der Hygieniker führt, wie die sinkende Lebenskraft der deutschen Mädchen- und Frauenwelt auf Masturbation, so auch den heut auffallenden Mangel an Originalität und männlicher Schöpfungskraft, die aus einem Volk von 65 Millionen, falls die alte gesunde Begabung noch vorhanden wäre, in Lichtgarben hervorschießen müßte, hauptsächlich auf die dem Nationalkörper in der Jugend beigebrachten Verluste an Saft und Nervenkraft zurück.

Die Rettung heißt: frühes Erwecken, Dulden und Ermuntern körperlichen Ehrgeizes, der aber den Stachel der Siegesmöglichkeiten, der Auszeichnung nicht entbehren kann; daher Freiluft, Sport und Athletik jeder Art für Knaben wie für Mädchen; dazu eine reizlosere Nahrung als bisher. Bei den Knaben, die schon einsam vor sich hinzubrüten angefangen haben, bei den Mädchen, die schon an den Sofalehnen stehn und sich scheuern, oder auf den verruchten kinderverderbenden Schaukeln, deren Sitz nicht aus einem Brett, sondern aus einem runden Knüppel besteht, stundenlang sich herumstelen, können häufig auch milde Kaltwasserprozeduren und schroffer Uebergang zu reiner Pflan-

zenkost nicht mehr helfen, zumal wenn das Hauptübel, die Schule, fortdauert und Freiluft-Beschäftigung unmöglich ist. Ganz töricht und unnütz bleiben die leider allgemein üblichen Anwendungen von Prügel und Strafpredigt. Ebenso hilft „Aufklärung" rein garnichts. Jedes Kind weiß von selber, daß es das, was es da tut, nicht tun soll; es kann aber den in der Tiefe wirkenden, ihm von seinen Eltern angezüchteten Ursachen nicht entfliehen.

Auch gegenüber schädigenden Sinneseindrücken glauben die Moralprediger durch Anwendung der beiden Worte „sittlich" und „unsittlich" alles erschöpft und erledigt zu haben. Doch sind besonders Kunstgegenstände auf diese Weise nicht zu fassen. Es gibt eine große Zahl herrlichster, edelster Bildwerke, die dennoch auf halbwüchsige Knaben ungünstig wirken und sexuelle Regungen erzeugen, die besser unterblieben wären. Künstler nun durch ein ewiges Belauern und einen tosenden Kampf „gegen Schmutz in Wort und Bild" dazu zwingen zu wollen, ihr ganzes Schaffen nur noch für die Kinderwelt einzurichten, ist unmöglich. Daher sollten die Eltern lieber ihre heutige Nachlässigkeit aufgeben und Bildwerke, die geeignet sind, in die Phantasie von Halbwüchsigen den Feuerbrand zu werfen, der die Säfte austrocknet, wegschließen oder sonstwie fernhalten.

Genau so geht es mit der Lektüre. Es ist eine der schändlichsten Roheiten, Tertianern oder gar Quartanern schon das Alte Testament in die Hand zu geben mit seinen zumteil entsetzlichen Schmutzereien. Was brauchen halbreife Jungen denn zu wissen, wie es der lüsterne König David mit Bathseba trieb, oder die Töchter Loths mit dem eignen Vater? Knaben finden diese Stellen, nicht weil sie verworfen, sondern weil sie lebhaft sind. Es ist manches gegen die Gründe zu sagen, aus denen der Katholizismus dem Laientum die Bibel heute noch vorenthält, allein in diesem einen Punkt ist er hygienischer als die Protestanten.

Leider gibt es nun aber sehr formvollendete Bilder und Statuen, die nicht einer naiven Freude an der Schönheit ent-

sprungen sind, sondern zweideutig auf die Phantasie wirken wollen, um schlüpfrige Situationen auszuspinnen. So sah man vor etlichen Jahren auf der berliner Kunstausstellung die Marmorfigur eines hübschen Mädchens, das nicht sowohl einen nackten, als vielmehr einen entblößten Eindruck machte. Sie saß, mit einem Opernglas in der Hand, und blickte, während ihr Mund zu plaudern schien, lächelnd empor. Doch zu wem? Zu einer Kameradin? Oder zu einem Herrn? Im Freien? Selten war der Unterschied zwischen naiver Nacktheit und absichtlicher Enthüllung so deutlich abzulesen. Derartige Bildwerke, mag ihre Technik noch so glänzend sein, eignen sich nicht für die Oeffentlichkeit und am wenigsten für Halbwüchsige.

Wie stellt sich der Feminismus zur deutschen Kraft? Wir haben diesen bösen Debetposten im 10. Kapitel schon berührt. Erfreut sich selbst beim deutschen Spießbürger noch die Kraft einer gewissen Beliebtheit, die „bewegte" Frau ist deren wenn auch stille, so doch abgesagte Feindin. Ich rechne, daß von der heutigen deutschen Weiblichkeit ein Fünftel noch Kraft hat und sie auch liebt; ein zweites Fünftel zwar Kraft hat, aber es nicht weiß und nichts von ihr versteht, weder von ihren Vorzügen, noch von ihren Bedürfnissen der Instandhaltung. Drei Fünftel sind kraftlos und gleich der ebengenannten Kategorie durch ihr Kleidertum für alles Natürliche abgestumpft. Sie empfinden den Leib garnicht mehr und pendeln, soweit sie wohlhabend sind, in ihren biologischen Gedanken zwischen der Modistin und der „Sittlichkeit", mit der bekannten Schattierung zur Prüderie.

Die bewegten Frauen aber wittern hinter der Kraft eine nationale Anforderung, also genau das, was sie sich abzuschaffen wünschten. Die Frauenbewegung hat keine nationalen Ziele, sondern individuelle; sie strebt nach Vermehrung der weiblichen Rechte, Verminderung der weiblichen Pflichten, somit nach Freiheit von Leistung. In der Arterhaltung verabscheut sie die zeitweilige Minderung der Ungebundenheit; denn Kinder sind lästig. Man spricht wohl

von freier Liebe, doch ebenſo gelehrt von Prävention und Abortion, um ſich den Pflichten der Arterhaltung zu entziehen. Kräfte, den Mann zu feſſeln und zu ihrem Unterhalt zu zwingen, wären den Frauen ſchon recht. Aber die haben wenig zu tun mit jener Kraft, die der Hygieniker meint.

Es gibt ein paar bewegte Frauen, die hiermit nicht einverſtanden ſind und nichts gegen wirkliche Kraft haben. Die bilden dann, wenn drei zuſammenkommen, einen „Flügel" der Frauenbewegung und füllen lange Spalten mit dem, was ſie alles *wollen*. Von dem, was ſie tatſächlich *können*, pflegen ſie keine Vorſtellung zu haben.

Bei aller Sympathie, die jeder geſund empfindende Mann in dem aufgezwungenen ökonomiſchen Ringen um eine ſelbſtändige Exiſtenz alleinſtehenden Mädchen und Frauen entgegenbringt, wird er doch auf die Dauer ſtutzig vor der ſyſtematiſchen Verlogenheit in majorem feminae gloriam. Kein gegen alle Wirklichkeit verbarrikadierter Marxiſt alten Schlages kann z. B. ſo hartnäckig — bei 17 bis 18 Milliarden Spareinlagen — von der zunehmenden „Verelendung" deutſcher Arbeiter ſprechen wie eine bewegte Frau von der „doppelten Moral". Obwohl es feſtſteht, daß der abgebende Mann, bei Geſundheit der Beteiligten, auch nach einem „Fehltritt" derſelbe bleibt, der er vorher geweſen war, dagegen die aufnehmende, empfangende Frau durch Zulaſſung fremden Gewebes und fremder, entwickelungsfähiger Keime ſtets die eigne Ehe beſudelt; obwohl es ferner feſtſteht, daß die ſexuellen Bedürfniſſe zwiſchen Mann und Weib ungleich verteilt ſind und der Mann zeitlebens durch ſeine Natur in einer viel ſchärferen Verſuchung ſteht, fordern die hundertmal widerlegten Frauen dennoch im Punkte der Untreue „völlige Gleichheit". Und zwar mit weiblicher Logik in dem Sinne, daß der Mann im Fall der Untreue künftig ebenſo ſtreng wie bisher die Frau beurteilt werden ſoll, die untreue Frau dagegen künftig ebenſo milde wie bisher der Mann.

Denn das Volksgewiſſen entſchuldigt jeden geſunden und kräftigen Ehemann, der ſeinen natürlichen und an ſich durchaus ehrenvollen, weil arterhaltenden Trieben nachgibt, nachdem

seine Gattin reizlos und untauglich wurde. Die bewegten Frauen ganz im Gegenteil, da sie längst gemerkt haben, wiesehr es mit Schönheit und Reiz bei ihren Geschlechtsgenossinnen bergab ging, haben einen zielbewußten Feldzug eröffnet, um dem deutschen Mann „die Sinnlichkeit auszutreiben". Nur die Ehen, wo die Gatten einander kalt lassen und ohne Wunsch beisammen leben, sollen die Vollendung bedeuten.

Es war dies die zweite schwere Versündigung der Frauen an der deutschen Arterhaltung. Die erste geschah, als durch das Schlagwort „Muttertier" Fruchtbarkeit und natürliche Aufzucht im Volk verächtlich gemacht wurden. Dieser Schlag gegen unsre politische Gesamtexistenz ist, man muß es mit Schmerzen zugeben, in weitestem Umfang von zerstörender Wirkung gewesen, die biologische Vollwertigkeit des deutschen Menschenmaterials hat sich in reißendem Tempo verschlechtert, seit schon in der Wiege damit angefangen wird. Das Verhältnis von Mutter und Kind lockerte sich; auch die Mütter, die hätten stillen können, empfanden diese Pflicht nunmehr als lästig. Damit veränderte sich die ganze Haltung der Säuglinge, nicht nur für die Kost, zum Nachteil. Kinder, die regelmäßig an die Brust genommen werden, sind immer nur lose bedeckt, da es jeder Mutter Freude macht, das glatte Leibchen ihres Kleinen zu streicheln und an ihre Mutterwärme zu drücken. Dabei genießen die Säuglinge die bekömmlichen Luftbäder, die durch gute Ausdünstung eine reine Haut schaffen. Verpuppte Wiegenkinder, denen man die Flasche reicht, entbehren auch dieser Vorteile.

Besonders machten sich die Hebammen zu Verkünderinnen des neuen, modernen Prinzipes, das bis in die kleinsten Dörfer, die fernsten Hütten eindrang. Sie rissen den Müttern die Kinder von der Brust mit der Belehrung, das sei jetzt nicht mehr. Ein geschäftliches Kalkül spielte mit: eine stillende Frau empfängt nicht so leicht wieder, liegt also für die Hebamme gewissermaßen brach. Eine Frau dagegen, die ihr Kind mit der Flasche aufzieht, kann schon nach zehn Monaten aufs Neue niederkommen. Und jemehr Entbindungen, desto mehr Einnahmen für die Wehmutter.

Seither diese Lieblosigkeit gegen Säuglinge in Fabrikarbeiterkreisen. In manchen Ehen ist es, als ob die Kinder gegen die Wand geworfen würden. Zwei-, drei-, viermal hinter einander dieselbe Geschichte: das Kind wird geboren, in Kost gegeben, begraben. Die Frau rennt, kaum daß sie stehn kann, auch schon in die Fabrik, wegen des „Verdienstes", d. h. wegen der Sparkasse. Oft verschlingen zwar Kost, ärztliche Behandlung, Apothekerrechnung, Begräbnis die ganzen Spargroschen; doch es bleibt eben ein „modernes Prinzip".

Erst neuerdings haben die Aerzte begonnen, solchen examinierten und mit Gewerbeschein ausgerüsteten Kindsmörderinnen aufs Handwerk zu passen. Meistens, nachdem sie wiederholt in ihrer Praxis folgende Erfahrung gemacht hatten: das Erstgeborene einer Frau, die, obwohl sie hätte stillen können, sich doch durch ihre Hebamme davon abbringen ließ, rhachitisch, drüsig, kurzatmig, bleichsüchtig, brechhaft, ewig krank; das zweite Kindchen, das die Mutter gegen den Rat jener „Bewegten" an die Brust nahm, glatt, fest, mit gesunden Knochen und feinen Gelenken, frisch und rosig wie ein Engel von Murillo.

Doch die hygienische Stupidität geht ja mitunter so weit, daß nach fünfundzwanzigjähriger Tätigkeit zur Verschlechterung der deutschen Rasse solche Sünderinnen auf dem Stadthause öffentlich für ihre treuen Dienste belobt werden.

Kenner behaupten, daß höchstens noch zehn Prozent deutscher Säuglinge ganz frei von Rhachitis bleiben. Es werden diejenigen sein, die als reine Brustkinder auf dem Lande aufwachsen. Alle „Flaschenkinder" sind gefährdet, zumal in der Stadt. Hier haben manche Frauen wohl noch Milch, aber sie taugt nichts; weshalb nennenswerte Besserungen auf diesem Gebiet auch nicht mehr zu erzielen sind. Der Deutsche hat sich eben etwas Uebles eingebrockt mit seiner Hochzivilisation. —

War die erste Versündigung der bewegten Frauen gegen die Volksgesundheit roher, so war die zweite abgefeimter, doch gerade wegen der Einstellung der modernen deutschen Psyche gegen alles Natürliche nicht minder wirksam. Denn wenn man deutschen Mädchen einredet, sie brauchten garnicht stark und gesund

sein; die Männer würden jetzt bald zwischen schön und häßlich keinen Unterschied mehr kennen, nur „der Geist“ würde von ihnen noch geschätzt, so untergräbt das natürlich den letzten Rest gediegenen Pflichtgefühls zur körperlichen Instandhaltung. Die Frauenrechtlerinnen aber, sobald sie die Worte „hübsch und stark“ vernehmen, murren: „Wozu? Das könnte ja höchstens die Sinnlichkeit anfachen, die wir doch ausrotten wollen“.

Sinnlichkeit bedeutet das Gefallen des einen Geschlechtes am andern. Sie ist somit die Wurzel der Arterhaltung, da es nicht einleuchtet, weshalb jemand überhaupt zur Fortpflanzung schreiten wollte, wenn bei diesem Akt ein Widerwille zu überwinden wäre. Weil ruinierten und perversen Frauen dieser Verkehr in der Tat lästig ist, sollte die Nation nicht gleich eine der wichtigsten Voraussetzungen ihres Weiterbestehens in Verruf tun.

Es gab eine Zeit, als deutsche Mädchen fast durchweg schön und warmsinnlich waren. Unser größter Dichter hat ein solches Geschöpfchen in seinem berühmten Nationaldrama mit unvergänglichen Zügen gezeichnet.

„Seh' ich dich, bester Mann, nur an,
Weiß nicht, was mich nach deinem Willen treibt“ ...

Diese Zeiten sind vorüber. Schöne Mädchen fallen heute so sehr auf wie früher häßliche. Giftkatzen vom Typ des berüchtigten „Nixchens“ bezeugen in gebildeten Kreisen die Artverschlechterung. Und in den sogenannten niedern Schichten geht es ebenfalls bergab, wenn auch langsamer.

Sind Häßlichkeit und kleinlicher Egoismus das Erbteil schwächlicher Verkömmlinge, Güte dagegen, die gern auch für andre sorgt, fast immer ein Zeichen von Ueberschuß an Kraft, so werden wir gewisse sehr schmerzliche Warnsignale nationalen Verfalles beherzigen, wie z. B. den in letzter Zeit vielgenannten Geburtenrückgang. Es ist ganz klar, daß eine Nation ärmer an Nachwuchs werden muß, wenn hunderttausende ihrer jungen Mädchen, gemütsleer, saftlos und verdorben, unver-

hohlen äußern, daß sie Kinder verabscheuen, und über das alte heilige Verhältnis der Mutterschaft die Nase rümpfen.

Der Geburtenrückgang selbst begann schon 1898, d. h. in dem nämlichen Jahr, da zum erstenmal die absolute Geburtenziffer die Zahl von 2 Millionen um ein weniges überstieg. Sie hat sich durch die nächsten zwölf Rechnungsjahre mit kaum nennenswerten Schwankungen auf dieser Höhe gehalten, während sie bei wachsender Bevölkerung doch stetig hätte ansteigen müssen. Das Publikum begann sich aber im Jahre des Heils 1912 nicht etwa darüber aufzuregen, daß die Geburtenzahl so viel weniger betrug, wie sie eigentlich hätte betragen müssen, falls die alte Fruchtbarkeit der Nation treu geblieben wäre; sondern darüber, daß die absolute Geburtenzahl im Jahre 1910 dicht unter zwei Millionen gesunken war, nämlich auf 1 982 836, nachdem sie (1902) mit 2 089 414 den absoluten Höchststand erreicht hatte.

Die Gründe für diese Erscheinung sind freilich nicht rein biologisch, sondern auch wirtschaftlich und nicht selten eigenwillig. Es gewährt beiden Geschlechtern heut augenscheinlich eine Art von Genugtuung, ein früher für unabwendbar geltendes Verhängnis in die Gewalt zu bekommen, zu regulieren oder ganz auszuschalten. Elementarbildung, sagt Julius Wolf, reicht hin, um die Kinderzahl zu beschränken; und, so muß man hinzufügen, ein Mindestmaß von Aufgewecktheit und Entschlußkraft.

Bei den Frauen aber wirkt ganz in der Tiefe wohl noch eine Art von Trotz. Sie sind früher in rücksichtslosester Weise ausgenützt worden, haben ihr Letztes drangeben müssen, um die Torheiten männlicher Politik, unglücklicher Kriege mit Fremdherrschaft und Seuchen, dazu die Folgen wirtschaftlicher Entvölkerung wettzumachen durch Hinstellung immer neuen Menschenmaterials. Niemand hat ihnen dafür gedankt; immer sollten es männliche Leistungen gewesen sein, durch die die Nation schließlich wieder hochkam. Was ist allein in den napoleonischen Kriegen der deutsche Mutterschoß bemüht worden für französisches Kanonenfutter! Hunderttausende mußten geboren werden, um andre Deutsche zu fällen oder von ihnen gefällt zu werden. Wär es ein Wunder, wenn viele Frauen heut

im Innersten dächten: „Wozu das? . . Wir wollen uns nicht länger so verbrauchen lassen, wir wollen uns selbst bestimmen?" Eine sehr gefährliche Politik freilich; denn sie muß eines Tages den Männern die Gegenfrage auf die Lippen legen: „Wozu sorgen für so schlechte Kameradinnen, die die Arterhaltung ablehnen? Ist ihnen der Begriff Nation eine Null?" Aber verstehn läßt es sich unter diesem Gesichtswinkel, wenn zur Zeit etwa 800 000 Frauen alljährlich sich an der nationalen Fortpflanzung nicht mehr beteiligen, obwohl sie es tun könnten und müßten, falls wir die Fruchtbarkeit der siebziger Jahre noch besäßen. 1875 und 76 buchten wir im Reichsdurchschnitt 42 Geburten auf 1000 Einwohner; 1910 noch 30. Heut sind es mit Sicherheit nur noch 28 oder weniger, denn gerad in den letzten Jahren ist es reißend bergab gegangen. Die Ziffer mag bis zum nächsten Jahrzehnt auf 20 und noch tiefer herunter gegangen sein. Auch die Sterbeziffer sinkt andauernd, es ist richtig; aber sie hat eine Grenze, jenseits derer die verminderte Auslese durch den Tod in Herabzüchtung umschlägt. Es starben 1910 nur noch 17 auf 1000 im Reichsdurchschnitt; die Ziffer kann erwünschter Weise bis höchstens auf 13 sinken, und sank die Geburtsziffer gleichzeitig bis auf 14, um hier Halt zu machen, so wären uns Wachstum und Zukunft immer noch gesichert. Allein es ist sehr fraglich, ob dieser Ausblick die Dinge nicht zu rosig nimmt, schon weil biologische Verkümmerung die Vorteile der Zahl aufheben kann.

Daß hohe Zivilisation mit ihren Verfeinerungen allem Robusten, Säugetierischen abträglich ist, steht seit Jahrhunderten fest; schon Adam Smith wies darauf hin, wie eine hagre, hungernde, „abgeackerte" schottische Bäurin ihre zwanzig Kinder zur Welt bringe, während eine Herzogin mitten im Luxus zwei oder drei habe. So herrscht auch innerhalb der deutschen Grenzen der größte Kindersegen beim polnischen Element allein deshalb, weil hier Verfeinerung und Kapitalreichtum noch auf niedriger Stufe stehn. Der Kreis Münster zwar hat zur Zeit mit 45 auf tausend Einwohner den höchsten deutschen Geburtenstand. Aber die in den westfälischen Kohlendistrikten zu Tage

tretende Fruchtbarkeit ist keine Eigenschaft der „roten Erde" mehr, sondern kommt auf das Konto der in die Bergwerke zugewanderten Polen.

Umgekehrt wirkt größere wirtschaftliche Reife, wirken Besitz und Verständnis für sein Risiko hemmend auf die früher einmal unbekümmerte Fortpflanzung ein. Noch ist der deutsche Bauer dem französischen hierin nicht überall gefolgt; aber er hat langsam damit angefangen. Wozu viele Kinder auf einem Hof ansammeln, den doch nur Einer erben und bewirtschaften kann? Parzellierung des Bodens in lauter Zwergbetriebe liefert auch nichts weiter als ein verkümmertes Proletariat. Hier sind zumal im Westen, wo der bäuerliche Acker vorherrscht, die aufnahmefähigen Industriestädte zu Hilfe gekommen. Sie haben an Stelle der einst riesenhaften Auswanderung das Anwachsen der deutschen Kopfzahl im Lande überhaupt erst ermöglicht. Früher exportierten wir Menschen, heut exportieren wir Waren.

Nur daß diese industrielle Lösung des Problemes nicht einwandfrei blieb. Gerade die großen Städte machen unfruchtbar und verschlechtern die Rasse. Berlin hat heute die niedrigste Geburtenquote im ganzen Reich, nämlich 20,83 Lebendgeborene auf tausend Einwohner, gegen 46,9 Lebendgeborene im Jahre 1876.

Freilich muß man sagen: „sämtliche heutigen Großstädte belegen Kinderfegen mit Strafe". Mieter mit mehr als zwei Kindern sind bei den Hauswirten unbeliebt, finden schwer Wohnung und noch schwerer in guten, gesunden Quartieren. So will man beobachtet haben, daß kinderreiche Arbeiterfamilien in größeren Städten fast immer heruntergekommen seien. Die arme Frau muß sich zu Schanden plagen, ohne es recht machen zu können; der Mann, der seine Hoffnung auf „Selbständigkeit" für immer abgeknickt sieht, wird unwirsch und roh, beginnt zu trinken oder zieht heimlich davon. Gerade die ärmsten Weiber, die ehrlich niederkommen, haben die Hölle auf Erden, und herzbrechende Szenen spielen sich ab wie die folgende. Mutter liegt im sechsten Wochenbett. Eine kleine Tochter von acht Jahren tritt zu ihr. „Elschen", sagt Mutter, „du hast ein

Brüderchen bekommen." Worauf die Kleine bitterlich zu weinen anfängt und klagt: „Ach, Muttchen, jetzt mußt du ja immer noch mehr für uns arbeiten . . . Na warte man, vielleicht stirbt eins von uns diesen Winter." Denn hier kommen die Kinder als ökonomischer Fluch, der Tod als ein Segen.

Wirkt nun bei den Frauen der sogenannten niederen Klassen größere Verständigkeit zur Niederhaltung der Geburten, so bei den Frauen der sogenannten höheren doch eben körperliche Unlust bis zur absoluten Unfähigkeit, Nachwuchs zu haben. Ehen mit vier bis sechs Kindern sind hier längst zur Seltenheit geworden, Ehen mit ein bis zwei Kindern zur Norm, weil der Zusammenbruch der weiblichen Konstitution mit dem Abscheu vor der Mutterschaft an sich kulminiert. Die gebildeten Mädchen, wenn sie heiraten, fürchten Schwangerschaft. Sie machen dem Mann zuliebe, der einen Stammhalter und Erben haben will, einen Versuch, behalten aber meistens von ihm einen derartig bittern Nachgeschmack, auch einen so peinlichen Abbruch an Kraft und Frische, daß sie erfolgreich auf fernere Verhütung der Empfängnis hindrängen. Es ist auch ganz klar, daß bei Mädchen, die auf der Schule vom zehnten oder elften Jahr ab masturbiert und es bis zur Einleitung geschlechtlichen Verkehres fortgesetzt hatten, die Sexualkraft sich für so frühe Anleihen rächt und bei der ersten ernsthaften Anforderung Erschöpfungszeichen gibt.

Um so seltsamer berührt hiernach die unter der Aegide prüder hoher Betschwestern und ihres Anhanges niedergelegte, von der Oeffentlichkeit im allgemeinen gutgeheißene und aufgenommene Politik: die Sinnlichkeit da, wo sie hingehört, nämlich im Verkehr der Erwachsenen, zu „bekämpfen" und womöglich durch einen kleinlichen gehässigen Neid auf die Geschlechtsempfindungen andrer Menschen zu ersetzen; dagegen Sinnlichkeit bei Halbwüchsigen, die sie nicht brauchen können, durch falsche Kost, verkehrte Lebenshaltung, mangelnde Aktivhygiene gedankenlos und rücksichtslos zu fördern, bis sie vor der Zeit wach ist und ihre Schäden anrichtet.

Keimzüchtung wurde bereits im 14. und 21. Kapitel erwähnt. Je kräftiger und gesünder der Keim beim Vermischungsakt, desto größer die Aussicht auf Wohlgeratenheit der entstehenden Kinder. Die Eltern müssen also nicht nur eine starke Konstitution und unvergiftete Säfte haben, sondern sich auch hüten, ihre funktionelle Tüchtigkeit dadurch zu schmälern, daß sie im Zustande der Müdigkeit oder gar betrunken den Zeugungsakt vornehmen.

Die Hellenen hatten die Sage, daß der hinkende Vulkan, vom nektarberauschten Jupiter erzeugt worden sei. Lykurg trug diese ganz richtige Anschauung: daß Rausch und Verkümmerung des Nachwuchses in einem kausalen Verhältnis ständen, bereits in seine Gesetzgebung hinein und stellte die Vermischung von Trunkenen unter Strafe. So werden heut in Frankreich die meisten Totgeburten neun Monate nach Karneval und Kirmeß gebucht, und auch in der Schweiz deuten die Zeugungskurven schwachsinniger Kinder auf die üblichen Trinkzeiten Fastnacht und Weinlese.

Der Deutsche, mit seinem durch Schwerblütigkeit verursachten, natürlichen Hange zur alkoholischen Aufregung und bei dem Anreiz, den der Rausch zumal auf jüngere Leute, die Gelegenheit haben, zur Geschlechtslust übt, steht hier in besondrer Gefahr. Zu den verschiedenen Arten der Blastophthorie, Syphilis, Tuberkulose, Epilepsie oder sonstiger Entartung des Zentralnervensystemes, tritt also noch die Durchtränkung des Keimplasmas mit Alkohol, der stets herabsetzend auf die Güte des Keimes wirkt, ganz besonders bei Trunkenheit der Mutter. Das geht in Abstufungen bis zum Nachweis der Herkunft gewohnheitsmäßiger Faulenzer und Verbrecher von trunksüchtigen Eltern.

Sehr übel sind auch die Trinksitten deutscher Hochzeiten für die Erstgeborenen. Selbst wenn zwei Individuen, die zur Arterhaltung des homo sapiens wie ausgesucht erscheinen, sich verheiraten, sich beim Hochzeitsmahl gemäß dem Landesbrauch einen Rausch antrinken und in diesem Zustand zur Paarung schreiten, hat man garnicht selten aus den Lenden solcher Pracht-

Exemplare einen Kretin oder sonst eine „Schande der Eltern", wohl gar mit verbrecherischem Hang, hervorgehn sehn. Umgekehrt liefert einen Fingerzeig, wie Nationen, die in der Fortpflanzung eine heilige Pflicht erblicken, sich verhalten sollten, die Heimkehr eines Volksheeres aus dem Feldzug. Die Freude des Wiedersehens von Eheleuten, die lang aufeinander gewartet hatten, bedarf keiner alkoholischen Stimulanz. Wohl aber geht aus Umarmungen, die nach vorausgegangener Entbehrung allein durch Sehnsucht veranlaßt wurden, ein besonders schöner und stattlicher Menschenschlag hervor, der dann in den Jahrgängen, wo diese Rekruten zur Aushebung gelangen, die Freude der Musterungsoffiziere bildet.

Lykurg löste bekanntlich das Problem der Nachwuchserzielung in seinem winzigen Stadtstaat auf eine Weise, die für unser modernes Empfinden zuviel Verletzendes hat, aber zoologisch durchaus vernünftig war. Die kräftigsten und tüchtigsten Männer hatten das Recht, um nicht zu sagen die Pflicht, den Anteil der Mindertüchtigen an der Fortpflanzung auf sich zu nehmen. Die deutsche Redensartlichkeit will im allgemeinen nichts davon wissen, daß wenn Menschen überhaupt „gezüchtet" werden sollen, dies auf die gleiche Weise wie bei Zuchttieren zu geschehen habe: durch Auswahl mustergültiger Exemplare und hygienische Bewachung zum Zweck. Daher sei daran erinnert, daß wir einen staatlichen Menschenzüchter in Deutschland schon gehabt haben; das war Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der wohlgediente Riesen aus seiner Garde dann und wann mit Schulzentöchtern, die ein Erbgut mitbrachten, oder auch mit wohlhabenden berliner Bürgermädchen, die freilich damals noch etwas andres vorstellten als die heutigen, zusammengab. Das Dorf Garde im Kreise Lauenburg bei Hinterpommern ist solch eine Menschenpflanzung des originellen Züchters und hat sich seither durch einen auffallend stattlichen Schlag von Landesverteidigern und Zuchtmüttern hervorgetan.

Dies ließe sich jederzeit wiederholen. Wäre körperliche Tüchtigkeit nur erst als Existenzfrage gegen den Hochmut unsrer

Aesthetenen durchgesetzt! Dann könnte der Staat, statt daß er unabläßig das Hirn der jungen Generation ermüdet, Pflanzschulen der „Ertüchtigung" zumal für das weibliche Geschlecht einrichten, wo kräftige schöne Mädchen, die noch Freude daran haben, ein Jahr oder mehr auf Staatskosten in jeder Leibesübung, die tauglich und widerstandsfähig macht, unterwiesen würden, um dann mit den Idealen und Fertigkeiten systematischer Herz- und Muskelübung an Freiluft in ihre Heimatskreise, wie Boten aus einer bessern Welt, zurückzukehren. Dazu Prämien für gute Haltung, die sie in den Stand setzen, zeitlebens der Leibespflege treu zu bleiben und, wenn sie mit dieser Mitgift heiraten, dem Nachwuchs ein Beispiel geben zu können! Die Engländer haben solche „sporting colleges" längst, wenigstens für die besitzenden Klassen.

Wenn man dagegen sieht, wie tief unser Steuerzahler oft in die Tasche greifen muß, für schäbige fiskalische Interessen, so berührt die Stumpfheit doppelt peinlich, mit der sich — im biologischen Sinn — die deutsche Rasse bergab gleiten läßt. Auf dem Kongreß für Rassenhygiene — gelegentlich der Ausstellung zu Dresden im Sommer 1911 — wurde mit einer Anlehnung an Theodor Roosevelt vom drohenden „Rassenselbstmord" der Kulturnationen gesprochen. Und soviel ist gewiß: nur das Züchten leiblicher Robustheit liefert früher oder später, und ganz von selber, Genies; das Züchtenwollen von Genies durch Vernachlässigung der Leibesfrische liefert früher oder später Trottel.

22. Anwendung der Kraftphilosophie auf die Ernährung

Das alte Sprichwort „Was der Mensch ißt, das ist er" hat nie zu Recht bestanden, wenn wir seinen Irrtum auch teuer bezahlt haben. Raubtiere leben nicht wiederum von Fleischfressern, sondern von solchen Tieren, die ihrerseits reine Pflanzenfresser waren. Der Wolf rührt allerdings in harten Wintern tote Kameraden an, und auch ein paar Fische wie Karpfen, Aale, Neunaugen machen sich gern an Wasserleichen. Diese Fische schmecken dann dem Oberwolf, genannt Mensch, der alle seine Haustiere verspeist und selbst vor Katzen und Hunden nicht Halt macht. Die Urgermanen aber, Hünen an Wuchs und Berserker an Temperament, lebten hauptsächlich von Milch und Haferbrei.

Die Methoden und Anschauungen, nach denen der heutige Deutsche sich seine Kost zusammenstellt, sind unpraktisch, was aber nur einem inneren Zirkel von Verdauungsärzten bekannt zu sein pflegt. Die große Masse verharrt in einer beklagenswerten Verkennung des Wichtigsten, ihre Ernährungsgrundsätze sind bloße Gewohnheiten. Nicht nur der Wohlschmack, sondern mehr noch der finanzielle Aberglaube, daß das Kostspielige stets am nahrhaftesten und bekömmlichsten sei, führen unter Vernachlässigung andrer Geschenke der gütigen Natur zur Bevorzugung von Gebratenem und Geselchtem, wo irgend das nötige Geld vorhanden ist, um es zu bezahlen. Auch Zeitersparnis spielt eine gewisse Rolle.

Denn die Lebensweise, durch die sich Naturvölker stark und frisch erhalten, läßt sich leider nicht ohne weiteres auf die Zivilisation übertragen. Der Wilde, oder was wir so nennen, nimmt vor allem seine Nahrung im Zustande geistiger Entspannung zu sich; dadurch nützt er sie besser aus. Das aber ist ein frommer Wunsch im Bereich des sausenden Schwungrades heutiger Arbeitsmethoden, und zumal bei modernen Schülern. So muß eine Philosophie der Kraft hier von vornherein auf das Zweckmäßigste verzichten, weil es dem Alltag höchstens durch ein Kompromiß näherzubringen wäre; doch ebensowenig darf sie dulden, daß nachweislich Falsches unwidersprochen sich nach wie vor in der Wissenschaft breitmache, daß falsche Gewohnheiten in alle Ewigkeit auch noch durch irreführende Tabellen gestützt werden. Die Uebertragung gewisser Laboratoriums-„Nährwerte" auf den Menschenmagen ist solch ein immer wieder auftauchender Mißbrauch.

Beginnen wir beim Kinde, so klafft sofort ein Abgrund zwischen Forderung und Möglichkeit. Es ist leicht gesagt: jeder Säugling *soll* mit Muttermilch aufgezogen werden. Aber es wurde ja schon bedauert, daß höchstens noch ein Fünftel der deutschen Mütter soviel Milch hat, um einen Säugling wirklich zu stillen, und daß auch bei diesen Seltenen die Milch sich verschlechtert. Sie teilen eben das allgemeine Schicksal: unter Lebensbedingungen gesetzt worden zu sein, die das Animalische, Robuste nicht mehr wie früher garantieren; auch sie sind abgehetzt, zu stark angespannt. Die Verfeinerung ist hinter ihnen dreingeschlichen mit dem Stachel der Erwerbsgier, diese verwahrlost und vergiftet den Nachwuchs. Welch ein trauriges Zeichen der Zeit jene Hiobsposten aus Hinterpommern und dem Algäu, wo die Landkinder früher bei reichlicher Vollmilch ein prächtiges Aufwachsen hatten, während heute die großen Dampfmolkereien jeden Tropfen Rahm von den Milchtöpfen an sich saugen und für ein paar Nickel täglich die Menschenaufzucht freudig hingeopfert wird, bis die Militärtauglichkeit abnimmt. Bei Magermilch verkümmern die armen Kleinen oder werden mit Bier „entschädigt", was noch schlimmer ist.

Hat der Erwerb den Schaden angerichtet, so mag er ihn auch wieder wettmachen. Staatliche Stillprämien sollten den Müttern soviel ersetzen, daß sie nicht das Gefühl pekuniärer Saumseligkeit haben und vom spargierigen Gatten gescholten werden, wenn sie lediglich des Stillens wegen daheimbleiben. Dadurch allein erst würde zehntausenden von Frauen, die noch stillen können, ermöglicht werden, es auch wirklich zu tun. Aber im Jahre 1911 wurde bekanntlich durch Zentrum und Konservative die Wöchnerinnenunterstützung von acht Wochen auf vier heruntergesetzt. Höchst bedauerlich das, denn die Muttermilch ist an sich eines der wundervollsten Mysterien, ihre Geheimnisse sind längst noch nicht ergründet, auch wenn ihre Vorzüge sofort einleuchten. Daß es aber außerhalb der Mutterbrust für den Säugling „einwandfreie" Nahrung gebe, ist eine faule Lüge. Flaschenkinder-Nationen, bei denen der weiße Strahl der Güte zum Versiegen kam, befinden sich auf dem absteigenden Ast.

Auch die Schattenseiten der den Eltern mit ihren heranwachsenden Kindern mehr und mehr gemeinsamen, zu stark gewürzten Gasthauskost wurden schon gestreift. Der Vorwurf, den man gegen die deutsche Gesittung hier erheben muß, heißt ein für allemal: Ueberschätzung des Fleisches.

Die Wissenschaft hat dieses Unheil angerichtet*. In der einschlägigen Aufklärungsliteratur spuken immer noch gewisse Ziffern von Voit, der zu München, als auch Liebig dort wirkte, „die Gesetze der Ernährung des Fleischfressers" (1860) veröffentlicht und in den beiden folgenden Jahrzehnten seine Theorien, besonders auch mit Rücksicht auf Massenverpflegung in Kasernen und Gefängnisanstalten, weiter ausgebaut hat. Bei ihm standen Stickstoff (N) als Grundlage aller Eiweißsubstanz, standen Eiweißverbrauch und Eiweißersatz im Vordergrunde, sodaß ein „Eiweißkultus", der nach und nach Platz gegriffen hat, ihm, aber auch seinem Vorgänger Liebig, zur Last

* Vgl. meinen Aufsatz über „Volksernährung" im Aprilheft der „Neuen Rundschau" von 1911.

fällt. Eine gewisse Opposition und Einschränkung sind erst in den Veröffentlichungen unsers heute führenden Nahrungsmittelchemikers Max Rubner, dessen „Volksernährungsfragen" 1908 erschienen, gegenüber jenem Kultus zu spüren.

Voit forderte für den mittleren Arbeiter eine tägliche Zufuhr von 118 Gramm Eiweiß, also mit einer täglichen Ausscheidung von 20,3 Gramm Stickstoff im Harn usw., den Schweiß damals noch ungerechnet. Da 57 Gramm stickstoffhaltiger Substanz erst 37 Gramm wirklichen Eiweißes entsprechen, so forderte Voit eine Tageszufuhr von 191 Gramm Fleisch, was wegen Wegfalles der Knochenteile usw. etwa 230 Gramm Handelsware (beim Schlächter) gleichkam. Nun wurde jede städtische Arbeiterfrau tief unglücklich, sobald sie nicht für ihren Mann Tag für Tag ein halbes Pfund Fleisch im Laden einkaufen konnte, und redlich half die Chemie die Fabel von der „Verelendung der Massen" verbreiten, wo Pflanzenkost noch überwog.

Zahlreiche und lange, sehr sorgsame Versuchsreihen haben es inzwischen zur Evidenz gebracht, daß das Stickstoff-Gleichgewicht im körperlichen Haushalt, — wodurch also der Beweis geliefert wird, daß kein weiteres ungewolltes Eiweiß im Körper zerfällt und der Stoffwechsel nicht vom Kapital, von der Körperfaser, zu zehren beginne, — durch viel geringere Zufuhren als 118 Gramm pro Tag (nach Voit) hergestellt wird. Schon wenn man die Erhaltungsdiät des Säuglings auf den Erwachsenen anwendet, ergeben sich nur 31,3 Gramm Eiweiß statt 118. Die Berechnung eines Eiweiß-Minimum setzt voraus, daß es „in beliebig langen Zeiten zur Ernährung sicherlich ausreicht". Und in der Tat haben die Experimente verschiedener Forscher wie Neumann, Sivén, Chittenden dargetan, daß sich auch stickstoffarme Nahrungsmischungen bereiten lassen, die lange Zeit genossen werden können, ohne daß irgendein Nachlaß an körperlicher oder geistiger Leistung eintritt. Bei den Selbstversuchen Sivéns reichten ganze 22 Gramm Eiweiß pro Tag aus.

Es zeigte sich bei den Kostzusammenstellungen, daß besonders Kohlehydrate, und von ihnen wieder vor allem der leicht wasser-

lösliche Zucker, eiweißsparend, zerfallverhindernd wirkten. Bei dieser Gelegenheit erfuhr die Kartoffel eine Ehrenrettung. Rubner fand, daß ein Mann bei Kartoffelkost schon mit einer Zufuhr von 57 Gramm Stickstoffsubstanz täglich ins Gleichgewicht kam, bei Reis erst mit 65 Gramm, bei Weißbrot gar erst mit 90.

Die Landleute, die von Kartoffeln und Milch lebten und gelegentlich einen Häring erwischten, waren also ausgezeichnet ernährt gewesen, wie sie denn auch tatsächlich niemals aufgehört hatten, robust, widerstands- und leistungsfähig zu sein. Dagegen sieht man den Hochmut unsrer ländlichen Dienstboten ad absurdum geführt, die durchaus Weißbrot verlangen, weil sie ebenfalls „etwas Kräftiges“ essen wollen, wie die Herrschaft.

Bei den Kohlehydraten scheint die Sache so zu liegen, daß sie zwar im Groben eiweißsparend wirken, doch tatsächlich außerstande sind, schnellen Ersatz für die enormen Umsätze zu liefern, die der moderne Kulturmensch zuweilen in seiner Hirn- und Nervensubstanz erzielt. Hat es nun aber Vernunft, wenn eine dralle Dienstmagd, deren bei jeder angerichteten Dummheit wiederkehrende Entschuldigung lautet: „Ach, ich dachte“, die aber in Wirklichkeit garnicht denken kann, oder doch nicht intensiver als ein Huhn, plötzlich nach leckeren Fleischsorten verlangt, wie sie allenfalls unsern Parlamentariern bekömmlich sind? Wievielen Ammen, die bei der heimischen, gewürzfreien, schlichten Kost ausgezeichnete Dienste leisteten, ist es nicht schon passiert, daß ihnen in der Stadt bei Torten und Braten die Milch verschlug! So kann man es nur voll Trauer beobachten, wie unsre gesamte Landbevölkerung, die früher bei ihrem herrlichen Roggenkleienbrot, bei Pflanzen, Milch und allenfalls Eiern ausgezeichnet gedieh, Fleisch aber nur zu den hohen Feiertagen vorgesetzt erhielt, heut mehr und mehr nach der gewürzten städtischen Kost zu gieren beginnt, während unsre Fabrikarbeiter sich wie Beraubte gebärden, wenn die durch Unverstand eingerissene Fleischquote nicht andauernd wächst oder gar einen zeitweiligen leisen Rückgang aufweist. Man mag ihnen gern

das allgemeine Bestreben zugut halten, zu einer „konzentrierten, fettreichen und geschmackskräftigen Kost“ zu gelangen. Aber höchst befremdlich wirkt doch Rubners schon vor Jahren gemachte Beobachtung, daß in den Kanalwässern der Reichshauptstadt pro Tag und Kopf 20 Gramm Fett verloren gehn. Das macht bei den vierthalb Millionen Einwohnern Großberlins 70 Millionen Gramm oder 700 Doppelzentner täglich und 253 500 Doppelzentner im Jahr — eine Völlerei, deren Quantität selbverständlich den an Zahl sosehr überwiegenden Haushaltungen des unteren Mittelstandes und der sogenannten „kleinen Leute“ stark zu Buche steht. Selbst wenn man viel Margarine dabei vermutet, kann die ganze Verschwendung an diesem einen Punkte kaum weniger als dreißig Millionen Mark im Jahr betragen.

Soviel ist also gewiß, daß der zunehmende Eiweißhunger des Kulturmenschen irrtümlich auf eine physiologische Notwendigkeit zurückgeführt worden ist und Liebigs Lehre, daß der intensiv Arbeitende auch einer intensiven Ernährung benötige, nicht länger im Sinn eines enormen Fleischkonsumes gedeutet werden darf. Die Gründe, die den heutigen Städter nach Fleisch so lüstern machen, sind nicht natürlicher, sondern ästhetischer und psychologischer Art. Der Zug der Zeit geht ganz allgemein auf „Geschmacksverbesserung und Volumenverkleinerung“. Das ausdauerndste und vorbildlichste europäische Handelsvolk mit seinem Sprichwort „Zeit ist Geld“ begann die Rohfleischkost, das schnelle Braten und Rösten zu pflegen. Seither haben die Nationen, eine der andern, ihre Raffiniertheiten hierin abgeguckt. Pflanzenkost mag gesund sein, aber sie ist zeitraubend zum Bereiten, zeitraubend zum Aufnehmen, während Fleisch in seinen vielen Spielarten auf allerlei Weise schmackhafter und pikanter gemacht werden kann als Gemüse. Leute, die sich umdrehn würden bei dem bloßen Gedanken, Blumenkohl und Gelbrüben in größeren Mengen zu vertilgen, schlucken doch gern etwas Kraftbrühe mit Ei, dazu Kaviar, Austern, Kalbshirn, weißes mürbes Fasanfleisch oder dergleichen. Die Minderbemittelten aber, obwohl sie reichlich Zeit hätten, Gemüse zu

verzehren, verachten es, weil ja die Reichen davon leben würden, falls es nicht verächtlich wäre. Selbst niedrigste Handarbeiter, die den Großhirnhunger eines Fabrik- oder Ministerialdirektors garnicht kennen, bilden sich ein, auch sie vermöchten ordentlich nur bei einer Kost zu bestehen, die rasch die müden Magen-Darm-Nerven aufpeitscht.

Erzieherisch zu besseren Anschauungen für Wissenschaft wie für Publikum wird vielleicht die Radiumforschung wirken, die ja schon in so mancher Hinsicht die Chemie angestoßen und umgestaltet hat. Es zeigt sich, daß die Natur, sowohl inbezug auf Analyse, wie auf Synthese, viel feiner arbeitet und viel mehr vermag, als man früher angenommen hat. Sehr wahrscheinlich besitzt auch unser Körper die Gabe, vermöge gewisser Spaltungsfähigkeiten, die wir noch nicht ergründet haben, sich Eiweiß aus Stoffen aufzubauen, die selber nicht Eiweiß gewesen waren. Und wie das unscheinbare Radium so ausgiebig, so schwer zu erschöpfen ist, daß es ans Wunderbare streift, gerade so scheint es in menschlichen Leibern von solider Aufzucht Kernfasern mit Sparzellen zu geben, die kaum einer Zufuhr bedürfen, um funktionsfähig zu bleiben, vielmehr im Lauf der Zeit rückgebildet und in ihre Elemente zerlegt werden, um den chemischen Betrieb des Körpers mit den so gewonnenen Materialien aufrechtzuerhalten. Es wäre sonst manche körperliche Leistung kaum zu verstehen; wie z. B. daß kräftige Landmädchen nach der Stadt kommen, hier als Näherinnen „nur von Kaffee“ leben und trotzdem Jahre hindurch an Kraft und Frische kaum nachlassen.

Gewährt Fleischnahrung die Vorteile garnicht, in deren Ruf sie steht, so müssen ihre Schattenseiten noch ganz besonders hervorgehoben werden. Sie heißen Ueberanstrengung der Leber, Anhitzung des Darmes, schlechter Schlaf, Blähungen und unreine Haut. Kaum ein andrer Nährstoff stellt an die Spaltungs- und Aneignungskraft unsres Verdauungsapparates ähnlich hohe Anforderungen und belästigt, wenn diese Kräfte

zur Fleiſchaufnahme andauernd im Mißverhältnis ſtehen, den ganzen Organiſmus derart mit Unluſtſtoffen.

Schweigen wir von jenen chroniſchen Entzündungen, die mit Leber- oder Nierenſchrumpfung enden, und halten uns an das Muſterbeiſpiel der Gicht. Sie führt bekanntlich in ihren ſchlimmſten Erſcheinungsformen zur Ablagerung harnſaurer Kriſtalle in zahlreichen Gelenken, ſodaß jede Bewegung zuletzt zur Folter wird.

So gefürchtet dieſe Schmerzen ſind, ſo wenig aufgeklärt iſt das große Heer der Fleiſcheſſer über deren wahre Urſachen, und ſelbſt in Abhandlungen, die mit dem Anſchein der Gelehrſamkeit auftreten, begegnet man Auffaſſungen, die ſich durch ihren Mangel an ſchlichter Logik bloßſtellen. Wenn Harnſäure ein Verdauungs-Endprodukt unſrer Fleiſchnahrung iſt und Gicht einen Ueberſchuß an dieſem Endprodukt vorſtellt, wie kann man da noch von Stoffwechſelträgheit reden und die Urſache auf dem Wege bis zur Niere ſuchen? Ganz im Gegenteil verdauen die Gichtkranken nicht zuwenig, ſondern zuviel, ihr Magen pflegt vorzüglich zu arbeiten, ihr Appetit ausgezeichnet zu ſein, der Körper vermag jedoch das vorſchriftsmäßig hergeſtellte Endprodukt ſeiner Fleiſchverdauung nicht ausreichend wieder loszuwerden. Gicht iſt alſo überhaupt keine Verdauungs-, ſondern eine Ausſcheidungskrankheit. Die Verdauungsorgane funktionieren für die träge Ausſcheidung zu lebhaft, Herz und Haut verſagen, nicht Magen und Leber. Ganz im Gegenteil iſt ein geringes Spaltungs- und Aneignungsvermögen häufig die Rettung des Fleiſcheſſers vor Gicht; es gehen enorme Stühle unverdauter oder doch ſchlecht ausgenützter Nahrungsmaſſen weg, was die Menge der gelieferten Harnſäure natürlich vermindert.

Woher ſtammt aber nun plötzlich jene Harnſäure in Gelenken und Sehnenhäuten? Die von der Niere abgeſonderte geht ſicher ins Nierenbecken, von da zur Blaſe, kehrt nicht etwa ins Blut zurück.

Wie wenn die Niere nur eine beſondere Anziehung für die

längst gebildete und im Blut kursierende Harnsäure besäße, als rein mechanisches Ausscheidungsorgan, nicht als chemische Fabrik? Eine stärkere Anziehung als die Gelenkhäute, weshalb diese im allgemeinen von Harnsäure frei bleiben und nur bei Ueberlastung des Blutes ebenfalls Harnsäure anziehn?

Längst hat man ein Verhältnis der mächtigen Leber zur Harnsäurebildung vermutet; und sicher besteht ein Verhältnis der Haut zur Harnsäureausscheidung. Daher der rettende Schweiß bei frischer Nierenentzündung. Die Gefahr bei dieser lautet: die Niere funktioniert nicht, sie kann weder Wasser noch Harnsäure in ausreichenden Mengen fortschaffen, das Blut bleibt infolgedessen mit Harnsäure überladen, die überallhin gelangt, auch das Großhirn wird mit Harnsäure durchtränkt, das Bewußtsein trübt sich, in „urämischen" Delirien geht der Kranke zu Grunde.

Kommt man rechtzeitig hinzu und ist der Körper sonst unverbraucht, so legt man den Kranken in ein heißes Bad, schlägt ihn nach einer halben Stunde nackt in wollene Decken und läßt ihn schwitzen, schwitzen, schwitzen. Auf diese Weise geht vielleicht nicht soviel Harnsäure aus dem Blut fort, als wie die gesunde Niere herausgeschafft haben würde, doch immer noch genug, um Urämie zu verhüten, die Niere zu entlasten, die entlastete in zwei, drei Tagen zur Abschwellung und Funktion zu bringen. Wir aber erhalten dadurch einen wertvollen Fingerzeig.

Denn wenn Schweiß ganz gewiß mit Harn nicht identisch ist und gleichwohl in der Eiweißzerlegung bei Krankheitsfällen die Haut „vikarierend" für die Niere einspringen kann, dann kann sie das auch in gesunden Tagen. Es wird also bei Menschen mit straffem Gewebswechsel und scharfer Ausscheidung ständig von Haut und Herz (das den Blutstrom kräftig nach der Haut führt) ein Teil jener Arbeit geleistet, die der Trägere allein der Niere zumutet. Bei ihm feiern Herz und Haut, bis die Anziehungskraft der Niere für Harnsäure nicht mehr ausreicht und eine viel schwächere Anziehung durch die Gelenkhäute nunmehr genügt, um Harnsäure auch in ihnen zu deponieren. Daher einerseits die glatte, erleichterte Eiweißverdauung, der gesunde

Oekonomie und Zeitersparnis werden trotzdem leider nicht aufhören, die Küche zu beherrschen, die erwünschte Rücksicht auf Jugendkraft und Jugendfrische hintanzuhalten; denn nicht in jeder Familie kann für Kinder und Erwachsene gesondert angerichtet werden. Unnütz aber ist es, daß ein Volk wie das deutsche, was Ernährung an sich betrifft, im dicksten Aberglauben weiterlebt.

Ausblick

Die zahlreichſten Pioniere der „zoologiſchen“ und im weiteren Sinn „phyſikaliſchen Philoſophie“ ſtehn heut im Lager der ſogenannten Moniſten.

Können die Anſchauungsformen, in denen hier das Ringen um eine von allem Aberglauben geläuterte, mit den Ergebniſſen der Forſchung im Einklang befindliche Weltauffaſſung vor ſich geht, als endgiltig betrachtet werden? Iſt zu hoffen, daß ſie eines Tages die im Schwange gehenden Superſtitionen tatſächlich erſetzen und zugleich dem Volk in ſeinem tiefen Verlangen nach etwas Ausfüllendem, Befriedigendem höhere Gemütswerte ſchenken, als die zur Zeit von den Theologen ſo leicht erhältlich ſind?

Neider und Feinde der Moniſten wollen bemerkt haben, daß auch die Naturwiſſenſchaftler bereits etwas Dogmatiſches, Unduldſames angenommen hätten. Doch wer auf dieſe Stimmen hört, ſollte ſich vor allem erinnern, wie der Energiebegriff, der vor zwei bis drei Jahrzehnten laut Wilhelm Oſtwald „in den Köpfen der Phyſiker eine ſo ſchemenhaft abſtrakte Rolle“ ſpielte, heute noch weit entfernt iſt, in die Kreiſe auch nur der Gebildeten eingedrungen zu ſein. Unter den nicht naturwiſſenſchaftlichen Akademikern, falls ihnen der Begriff der phyſikaliſchen Kraft überhaupt geläufig iſt, wird höchſt ſelten einer mehr als drei Kräfte in einem Atem aufzählen können, nämlich Wärme,

zur Fleiſchaufnahme andauernd im Mißverhältnis ſtehen, den ganzen Organiſmus derart mit Unluſtſtoffen.

Schweigen wir von jenen chroniſchen Entzündungen, die mit Leber- oder Nierenſchrumpfung enden, und halten uns an das Muſterbeiſpiel der Gicht. Sie führt bekanntlich in ihren ſchlimmſten Erſcheinungsformen zur Ablagerung harnſaurer Kriſtalle in zahlreichen Gelenken, ſodaß jede Bewegung zuletzt zur Folter wird.

So gefürchtet dieſe Schmerzen ſind, ſo wenig aufgeklärt iſt das große Heer der Fleiſcheſſer über deren wahre Urſachen, und ſelbſt in Abhandlungen, die mit dem Anſchein der Gelehrſamkeit auftreten, begegnet man Auffaſſungen, die ſich durch ihren Mangel an ſchlichter Logik bloßſtellen. Wenn Harnſäure ein Verdauungs-Endprodukt unſrer Fleiſchnahrung iſt und Gicht einen Ueberſchuß an dieſem Endprodukt vorſtellt, wie kann man da noch von Stoffwechſelträgheit reden und die Urſache auf dem Wege bis zur Niere ſuchen? Ganz im Gegenteil verdauen die Gichtkranken nicht zuwenig, ſondern zuviel, ihr Magen pflegt vorzüglich zu arbeiten, ihr Appetit ausgezeichnet zu ſein, der Körper vermag jedoch das vorſchriftsmäßig hergeſtellte Endprodukt ſeiner Fleiſchverdauung nicht ausreichend wieder loszuwerden. Gicht iſt alſo überhaupt keine Verdauungs-, ſondern eine Ausſcheidungskrankheit. Die Verdauungsorgane funktionieren für die träge Ausſcheidung zu lebhaft, Herz und Haut verſagen, nicht Magen und Leber. Ganz im Gegenteil iſt ein geringes Spaltungs- und Aneignungsvermögen häufig die Rettung des Fleiſcheſſers vor Gicht; es gehen enorme Stühle unverdauter oder doch ſchlecht ausgenützter Nahrungsmaſſen weg, was die Menge der gelieferten Harnſäure natürlich vermindert.

Woher ſtammt aber nun plötzlich jene Harnſäure in Gelenken und Sehnenhäuten? Die von der Niere abgeſonderte geht ſicher ins Nierenbecken, von da zur Blaſe, kehrt nicht etwa ins Blut zurück.

Wie wenn die Niere nur eine beſondere Anziehung für die

längſt gebildete und im Blut kurſierende Harnſäure beſäße, als rein mechaniſches Ausſcheidungsorgan, nicht als chemiſche Fabrik? Eine ſtärkere Anziehung als die Gelenkhäute, weshalb dieſe im allgemeinen von Harnſäure frei bleiben und nur bei Ueberlaſtung des Blutes ebenfalls Harnſäure anziehn?

Längſt hat man ein Verhältnis der mächtigen Leber zur Harnſäure*bildung* vermutet; und ſicher beſteht ein Verhältnis der Haut zur Harnſäure*ausſcheidung*. Daher der rettende Schweiß bei friſcher Nierenentzündung. Die Gefahr bei dieſer lautet: die Niere funktioniert nicht, ſie kann weder Waſſer noch Harnſäure in ausreichenden Mengen fortſchaffen, das Blut bleibt infolgedeſſen mit Harnſäure überladen, die überallhin gelangt, auch das Großhirn wird mit Harnſäure durchtränkt, das Bewußtſein trübt ſich, in „urämiſchen" Delirien geht der Kranke zu Grunde.

Kommt man rechtzeitig hinzu und iſt der Körper ſonſt unverbraucht, ſo legt man den Kranken in ein heißes Bad, ſchlägt ihn nach einer halben Stunde nackt in wollene Decken und läßt ihn ſchwitzen, ſchwitzen, ſchwitzen. Auf dieſe Weiſe geht vielleicht nicht ſoviel Harnſäure aus dem Blut fort, als wie die geſunde Niere herausgeſchafft haben würde, doch immer noch genug, um Urämie zu verhüten, die Niere zu entlaſten, die entlaſtete in zwei, drei Tagen zur Abſchwellung und Funktion zu bringen. Wir aber erhalten dadurch einen wertvollen Fingerzeig.

Denn wenn Schweiß ganz gewiß mit Harn nicht identiſch iſt und gleichwohl in der Eiweißzerlegung bei Krankheitsfällen die Haut „vikariierend" für die Niere einſpringen kann, dann kann ſie das auch in geſunden Tagen. Es wird alſo bei Menſchen mit ſtraffem Gewebswechſel und ſcharfer Ausſcheidung ſtändig von Haut und Herz (das den Blutſtrom kräftig nach der Haut führt) ein Teil jener Arbeit geleiſtet, die der Trägere allein der Niere zumutet. Bei ihm feiern Herz und Haut, bis die Anziehungskraft der Niere für Harnſäure nicht mehr ausreicht und eine viel ſchwächere Anziehung durch die Gelenkhäute nunmehr genügt, um Harnſäure auch in ihnen zu deponieren. Daher einerſeits die glatte, erleichterte Eiweißverdauung, der geſunde

Schlaf, die reine Haut bei Menschen, die sich an frischer Luft stark bewegen, Herz und Haut üben und jeden Tag ein wenig ehrlichen Schweiß vergießen. Daher umgekehrt die Darmträgheit, die Blähsucht bei Nacht, die finnige Rumpfhaut und alle andern Zeichen ungenügenden Stoffwechsels bei jenen Mitgliedern der Oberschicht, die behaupten, daß der Schweiß eines Gentleman unwürdig sei, dagegen täglich an der Tafel schlemmen.

Es werden also Opfer der Gicht folgende Menschenklassen werden: 1) Fresser an sich; sie treiben aus Gier und Völlerei derartigen Mißbrauch, daß selbst bei kräftigem Herzen die Gicht unvermeidbar wird; 2) Muskelfaule; sie könnten zwar all ihre Harnsäure loswerden, wenn sie sich ausreichend bewegten; aber gerade daran fehlt es, und sie werden gichtisch; 3) Herzschwache; sie verfallen der Gicht, selbst wenn sie nicht einmal besonders unmäßig sind, verfallen ihr, weil ein schwaches Herz das Blut nicht mit ausreichender Energie zur Haut führt und Muskelbewegung hintanhält.

Außerdem haben auch Rheinwein und Sekt eine nahe Verwandtschaft zur Gicht, und wir werden sie in der Gesellschaft starker Fleischesser häufig antreffen. Fast ganz frei bleiben dagegen ostpreußische Landarbeiter, die von Milch und Kartoffeln leben, — weshalb auch Kartoffelnahrung als eine Gichtkur neuerdings empfohlen wird.

So ist es nun höchst charakteristisch, daß gerade der Bevölkerungsteil, der infolge seiner Lebensweise am ehesten Fleisch vertrüge, am wenigsten davon ißt, während umgekehrt diejenigen Schichten, die einer solchen Ernährung nicht gewachsen sind, in ihr schwelgen. Klügere, denen auch die nötigen Mittel zu Gebote stehn — denn sauber und schmackhaft zubereitete Pflanzenkost ist nicht so billig, wie mancher glaubt, — versuchen darum oft noch in vorgerückten Jahren einen Uebergang zum reinen Vegetarismus. Aber es ist zu spät; ihr Körper hat anscheinend die Fähigkeit verloren, diese Art Nahrung noch gehörig auszubeuten. Sie kehren zum Fleisch mit allen seinen Beschwerden zurück und bewegen sich fortan in diesem Zwie-

ſpalt: eſſe ich ſoviel, daß ich gut arbeiten kann, dann ſchlafe ich ſchlecht; eſſe ich ſo wenig, daß ich gut ſchlafe, dann kann ich ſchlecht arbeiten.

Unter dieſen Umſtänden muß mit allem Nachdruck betont werden, daß nicht nur durch Not, ſondern auch durch Vernunft Gewohnheiten veränderbar ſind. Wie Shetland-Ponys dazu gebracht werden können, Fiſchgräten zu freſſen, ſo beginnen im Frühling ausgeſetzte kleine Kinder ſofort, Baumrinden zu nagen, und werden davon ſatt. Unſer Körper hat alſo tatſächlich durch Anpaſſung ſogar die Fähigkeit, Zellſtoff zu verdauen, der ſonſt in der Phyſiologie des Menſchen doch für unverdaulich gilt, aber in der früheſten Epoche ſicher einen Hauptbeſtandteil unſrer Nahrung gebildet hat. Somit iſt der Schluß erlaubt, den übrigens zahlreiche Experimente längſt bewieſen haben: daß mit Milch, Obſt, Brot und Gemüſe aufgezogene Kinder denſelben Grad von Kraft erreichen, wie ſolche, die gleich nach der Entwöhnung Fleiſch bekamen, daß ſie dagegen von vielen Beſchwerden frei bleiben, unter denen Fleiſchkinder leiden. Ja allen insgeſamt wäre mit Pflanzenkoſt gedient, da dieſe ein geſünderes Aufwachſen garantiert. Das im 14. und 15. Kapitel ſchon erwähnte, äußerſt ſchwächende Jugendlaſter, wie das unnütz frühe Erwachen der Sinnlichkeit überhaupt, beruht recht eigentlich auf dem fortwährenden Fleiſchkitzel. Manche ſchlecht beratene Mutter, die in ihre fünf- und ſechsjährigen Knaben bereits ſoviel Fleiſch hineinſtopft wie nur irgend möglich, wird ſich nicht „energiſche Charaktere“ dadurch heranziehen, ſondern frühe Onaniſten.

Längſt auch liegen ſportliche Erfahrungen vor, um das alte Mißtrauen gegen Pflanzenkoſt, als ob ſie „weniger kräftig“ mache, zu widerlegen. Ich nenne hier nur den berühmten Kraftmenſchen Lionel Strongfort, mit der Muſkulatur eines farneſiſchen Herkules, und die berühmte Schwimmerin Annette Kellermann, eine der ſchönſtgebauten Frauen, deren Europa ſich zurzeit rühmen kann; beide leben ausſchließlich von Pflanzen und Milch.

Oekonomie und Zeitersparnis werden trotzdem leider nicht aufhören, die Küche zu beherrschen, die erwünschte Rücksicht auf Jugendkraft und Jugendfrische hintanzuhalten; denn nicht in jeder Familie kann für Kinder und Erwachsene gesondert angerichtet werden. Unnütz aber ist es, daß ein Volk wie das deutsche, was Ernährung an sich betrifft, im dicksten Aberglauben weiterlebt.

Ausblick

Die zahlreichſten Pioniere der „zoologiſchen“ und im weiteren Sinn „phyſikaliſchen Philoſophie“ ſtehn heut im Lager der ſogenannten Moniſten.

Können die Anſchauungsformen, in denen hier das Ringen um eine von allem Aberglauben geläuterte, mit den Ergebniſſen der Forſchung im Einklang befindliche Weltauffaſſung vor ſich geht, als endgiltig betrachtet werden? Iſt zu hoffen, daß ſie eines Tages die im Schwange gehenden Superſtitionen tatſächlich erſetzen und zugleich dem Volk in ſeinem tiefen Verlangen nach etwas Ausfüllendem, Befriedigendem höhere Gemütswerte ſchenken, als die zur Zeit von den Theologen ſo leicht erhältlich ſind?

Neider und Feinde der Moniſten wollen bemerkt haben, daß auch die Naturwiſſenſchaftler bereits etwas Dogmatiſches, Unduldſames angenommen hätten. Doch wer auf dieſe Stimmen hört, ſollte ſich vor allem erinnern, wie der Energiebegriff, der vor zwei bis drei Jahrzehnten laut Wilhelm Oſtwald „in den Köpfen der Phyſiker eine ſo ſchemenhaft abſtrakte Rolle“ ſpielte, heute noch weit entfernt iſt, in die Kreiſe auch nur der Gebildeten eingedrungen zu ſein. Unter den nicht naturwiſſenſchaftlichen Akademikern, falls ihnen der Begriff der phyſikaliſchen Kraft überhaupt geläufig iſt, wird höchſt ſelten einer mehr als drei Kräfte in einem Atem aufzählen können, nämlich Wärme,

Licht und Schall, während ihm die Umsatzfähigkeiten und sonstigen Eigenschaften der Kraft böhmische Dörfer sind.

Wer Medizin studiert hat, muß freilich von den wunderbaren Feinheiten, die er im Bau des menschlichen Auges und Ohres, der Leber und Niere kennen lernt, er muß vom Gefäßsystem wie der Zellen-Mikroskopik im allgemeinen eine geläuterte, der Ehrfurcht nicht ermangelnde Auffassung des Stoffs ins Leben hinausnehmen. Doch es bedarf des medizinischen Studiums garnicht, es genügt ein Spaziergang ins Freie, es genügt ein gelegentlicher Blick in unsre reichen Wochen- und Monatsschriften, die von naturwissenschaftlichen Abbildungen wimmeln, um sich wenigstens eine mäßige Bescheidenheit im Aburteilen anzueignen, während unsre Dualisten, die von ihrem zauberhaften „Geist" nicht loskommen, über Stoff ja nur zu reden pflegen wie von einem rohen und schmutzigen Stück Lehm.

Das ist keine geeignete Zeit, um auf die Monisten scheel zu sehn. Sie sind die ersten gewesen, die auf breiter Basis Bacons hehres Ideal zu verwirklichen gesucht haben: die Naturwissenschaft als Königin auszurufen. Der größte Dank gebührt den Monisten für das nicht hoch genug zu schätzende Verdienst, daß sie, allem Schöpfungswahn fremd, zehntausende beim Gesetz von der Evolution festhalten.

Der Ausdruck Gesetz ist in diesen Blättern schon öfters gefallen, darum sei hier nachgeholt: die Natur selbst kennt keine Gesetze und richtet sich nach keinen, sie ist einfach da. Der wissenschaftliche Mensch kann aber bei seinen Auslegungsversuchen, während er den Mechanismus der Natur ergründet und schematisiert, nur schwer den Behelf entbehren, sobald er einem Naturgeheimnis auf die Spur gekommen ist, von einem Naturgesetz zu reden.

Wer nun philosophisch genug ist, sich durch die Erscheinungswelt, d. h. den Abglanz, den die Umwelt auf sein subjektives Wahrnehmungsvermögen wirft, zum Gedanken des Daseins überhaupt durchzuarbeiten, des Daseins von Dingen, die sind und bleiben, auch ohne daß sie irgendwem „erscheinen", der wird bald inne, daß Werden und Sein sich mit einander nicht recht

ertragen wollen, weil ein Ding im gegebenen Augenblick nicht zugleich dauern und sich verändern kann.

In dieser Verlegenheit: gewisse Bewegungsarten der Erscheinungen mit dem Gedanken des reinen Seins in Einklang zu bringen, haben sich die überfeinen Köpfe der Eleaten auf jene Abwege verirrt, die im ersten Kapitel beklagt wurden. Jedem von uns klingt es absurd, das Vorhandensein des heutigen reich differenzierten organischen Lebens auf unserm Planeten bereits für den feurigen Gasball zu behaupten, der vor etlichen Jahrmillionen umlief. Den Eleaten aber standen die tausend Beobachtungen und Analogien, die das langsame Werden dieses Mikrokosmos verdeutlichen, noch nicht zur Verfügung, weshalb sie das Große mit dem Kleinen durcheinanderwarfen und, was für den Anfang aller Dinge zu bezweifeln ihr gutes Recht war, Werden und Bewegung auch für den vor ihren Augen wachsenden Baum, für den von ihrem Anteil doch begleiteten Wettrenner bestritten.

Sehr scharfsinnig folgerte Melissos, das eleatische enfant terrible, mit einem Hieb auf Parmenides: „Wenn nichts ist, wie kämen wir dazu, davon als von einem Seienden zu sprechen?“ Aber „was da ist, war von Ewigkeit her und wird in alle Ewigkeit sein. Denn wäre es *geworden*, so hätte es notwendig, ehe es wurde, nichts sein müssen. Wenn es aber einmal nichts war, so ist zu sagen, daß niemals irgendetwas aus nichts entstehen kann. Wenn es aber *nicht* geworden und doch *ist*, so war es von Ewigkeit her und wird in Ewigkeit sein, es besitzt keinen Anfang und kein Ende, sondern ist unendlich.“

Mit nicht schärferer Dialektik vermöchten heutige Chemiker die Unerschöpflichkeit und Ewigkeit der Masse an sich zu behaupten oder zu verteidigen. Aber wenn Zenon der Eleat seinen Jüngern weismachte: der abgeschossene Pfeil fliege tatsächlich nicht; oder der rennende Achill würde eine Schildkröte, die einen Vorsprung vor ihm hatte, schlechterdings nicht haben überholen können, weil, wenn der erste Vorsprung eingeholt, ein zweiter bereits wieder entstanden war und so fort in infi-

nitum, dann lächeln wir unschlüssig, ob wir die dreiste Täuschung einer solchen Rabulistik mehr bedauern oder bestaunen sollen. Auch dem sattelfestesten Eleaten konnte kaum entgangen sein, daß der Feigenbaum in seinem Garten nicht von Ewigkeit gewesen, sondern aus einem Samenkorn geworden war; er mußte sich aus der Jugendzeit erinnern, wie, wenn er aus guten Gründen entlief, schnellere Kameraden ihn eingeholt und durchgeprügelt hatten; er mußte sich überzeugt haben, daß der abgeschossene Pfeil sehr wohl fliegt, weil er sonst nicht ins Ziel treffen und sitzen könnte.

Da diese dialektische Spitzfindigkeit, einen rein imaginären Maßstab an greifbare, ganz gemeinverständliche Alltagsdinge anzulegen, sich heute noch ziert und brüstet, — sodaß es für besonders geistvoll gilt, die eignen Sinneswerkzeuge im Angesicht der Sonne abzuleugnen, und ein moderner Obereleat sich ernsthaft fragt, ob er jemals schon seine, leider zur „Außenwelt" gehörige, Nase berührt habe, um unmittelbar darauf ein Schnupftuch zu ziehen, — sei hier Zenons Trugschluß ausdrücklich aufgedeckt. Er beging erstens den logischen Fehler, das was die Schildkröte zurücklegt, sobald der rennende Achill sie bis auf den Bruchteil eines Millimeters eingeholt hatte, wiederum einen „Vorsprung" zu nennen, während jedermann sieht, daß es für einen Achill keiner mehr war. Und er beging den schlimmeren, prinzipiellen Fehler, eine rein dialektisch in die Unendlichkeit ausgeworfene Infinitesimalrechnung zu verdinglichen, d. h. einer bloßen Vorstellung, die höchstens geeignet war, neben der unendlichen Vergrößerung auch die unendliche Verkleinerung irgendwie anschaulich zu machen, einen Wirklichkeitswert beizulegen.

Bekanntlich hat sich auch Kant mit dem Problem der Unendlichkeit von Raum und Zeit abgemüht, ohne daß seine Ausflucht zur Mystik uns der Lösung irgendwie näher gebracht hätte. Alle Erscheinungen sind subjektiv, die höchste Art des Seins kommt ihnen subjektiv nicht zu. Da sie aber dies Sein an sich haben müssen und auch mit ihm nur einem Subjekt erscheinen können, so konstruierte sich Kant sein „transscendentales

Subjekt" (von dem auch das aprioriſche Anſchauungselement herſtammen ſollte). Die Möglichkeit völliger Identität einer beſtimmten Erſcheinung bei dieſem transſcendentalen und bei einem ganz alltäglichen, empiriſchen Subjekt, will ſagen bei Hinz und Kunz, iſt Kant augenſcheinlich niemals beigekommen, obwohl die Notwendigkeit einer grundſätzlichen Verſchiedenheit doch erſt hätte bewieſen werden müſſen. Wer ſpinoziſch gerichtet iſt, wer alſo auch den menſchlichen Sinneswerkzeugen Anteil am Göttlichen zuſpricht, dem wird jene Identität im Gegenteil viel wahrſcheinlicher ſein.

Der von Kant geringgeſchätzte Spinoza hat auch die Erklärung geliefert, die jedem Naturdenker am nächſten liegen muß: nämlich daß unſre Phantaſie für die Erfaſſung der Unendlichkeit ungeeignet ſei, weshalb man zu einer übergreifenden Konzeption ſeine Zuflucht nehmen müſſe. Beſtimmter ſchon ſagt Locke: der Menſch vermag den Gedanken der Unendlichkeit nur negativ zu faſſen, — d. h. als fehlende Grenze für Zeit und Raum, — nicht auch poſitiv. Noch beſtimmter ſagt Eugen Dühring: der Begriff eines unendlichen Raumes iſt an ſich falſch. Doch wer will dafür einſtehn, daß nicht irgendwo im Weltraum ganz anders geartete Lebeweſen hauſen, die ſich tatſächlich die Unendlichkeit poſitiv auszudenken und vorzuſtellen vermögen?

Sehr intereſſant iſt es nun, daß gerad im Lager des Monismus, der doch mit allen ſeinen Getreuen zur Fahne der Evolution ſchwört, das uralte Problem des Werdens eine vorübergehende Spaltung hervorrufen konnte.

Haeckel hatte mit einem feſten und an ſich ſehr verſtändlichen Griff aller dualiſtiſchen Schwierigkeiten Herr zu werden geſucht, indem er die durch Lavoiſier 1774 erläuterte Lehre von der Unzerſtörbarkeit des Stoffes mit dem durch Robert Mayer 1842 formulierten Geſetz von der Erhaltung der Kraft zu einem „Subſtanzgeſetz" verkoppelte. Doch es konnte der Energie in dieſer etwas gewaltſamen Umklammerung dialektiſch nie ganz wohl werden, weil ſie eben von ſich aus garkeine Subſtanz hat und nur die Eigenſchaft der Beſtändigkeit mit ihr teilt.

Die Folge davon war, daß eifrige Moniſten ſich angewöhnten, dem Stoff allein vieles von dem zuzuſchreiben, was eigentlich der Energie gehörte, ſodaß es leider in deren Würdigung zu keinem rechten Fortſchritt kam.

Einen weſentlich andern, viel radikaleren Weg ſchlug Wilhelm Oſtwald ein, um zu einem einwandfreien Moniſmus zu gelangen: er bezeichnete die Energie als den Urquell alles Vorhandenen, den Stoff nur als eine neue Anordnung, eine andre Bewegungsform, ein vorgeſchrittenes Produkt von ihr.

Dieſe Anſchauung unterſcheidet ſich inſofern von dem alten Bibelglauben, als der Stoff nach dieſem aus nichts geſchaffen oder geſchöpft, nach Oſtwald aus Energie entſtanden oder geworden iſt.

Daß Elektrizität und Wärme jeden Stoff aufzulöſen und in neue Verbindungen überzuführen imſtande ſind, iſt bekannt. Ob es einem Chemiker jemals gelingen wird, aus Energie friſchen Stoff herzuſtellen, muß die Zeit lehren.

Von den zwei grundlegenden Behauptungen aber, die in dem immer noch vielgeleſenen Werke Ludwig Büchners mit Leidenſchaft vertreten werden, nämlich

1) kein Stoff ohne Energie;
2) keine Energie ohne Stoff,

iſt nur die erſte richtig, die zweite mit Sicherheit falſch, denn es gibt im unendlichen Weltraum zweifellos auch unendliche Mengen ſtoffloſer, durchaus ungebundener Energie. Dabei wird Büchners Anſchauung gelegentlich ſo enge, daß er die im Weltraum vorhandene Energie aus der Sonne herſtammen läßt, während ſchon Kopperniku wußte, daß unſer winziges Sonnenſyſtemchen gegenüber der weiten Fixſternwelt nicht mehr als einen bloßen geometriſchen Punkt bedeutet. Möge die folgende, ſchlicht logiſche und in ihrer Tatſächlichkeit unwiderlegbare Beweisführung dazu beitragen, jenen Irrtum Büchners für immer aus der populären Phyſik zu entfernen.

Die Sonnenſtrahlen brauchen bekanntlich $8^1/_4$ Minuten, um von der Sonne zur Erde zu gelangen. Sind ſie bei uns, emp-

finden wir sie als belebende Energie, die sich sofort zu betätigen und in die verschiedensten Formen zu wandeln vermag. Wie können sie dann gleichzeitig unterwegs an Stoff gebunden gewesen sein? Entweder sie wurden gebunden, dann blieben sie auch unterwegs haften; oder sie langten an, dann waren sie auf der ganzen Reise frei. *Wenn aber Energie, in der Form von Sonnenstrahlung, es 8¼ Minuten ohne Stoff aushalten und existieren kann, dann kann sie es überhaupt.*

Wir werden also den unendlichen Weltraum als mit solcher freien Energie, zu der unsre Sonne nur ein Minimum beisteuert, ausgefüllt zu betrachten haben. Wir wissen nichts von ihrem Verhalten in diesem freien Zustande und können uns höchstens bis zu der Aussage vorwagen, daß sie in sich selbst nicht ruht, sondern in steter Wallung ist. Auf diese Weise gelangen wir ungezwungen aus der Physik zum ehrfurchtgebietenden Begriff des Unerforschbaren, Göttlichen; wir spüren sein Wehen, ohne zu wissen, von wannen es kommt und wohin es fährt. Unser menschlicher Leib aber erlangt seine Güte, seine Stärke, seine Würde durch die Fähigkeit, Energie nicht etwa aus seinen Fasern zu erzeugen, sondern von außen her zu *binden*. Je nach der Dauerhaftigkeit und Tüchtigkeit seiner Gewebsfaser ist er imstande, wie schon im 9. Kapitel angedeutet wurde, freie Energie an sich zu ziehen und zu gebrauchen, bei welcher Bindung, je nach dem Stoff, sie sich in den verschiedensten Spielarten abwandelt und umsetzt. Auf diese Weise ist unser Körper jederzeit auch des Göttlichen teilhaftig.

Durch die lange Nachwirkung Platons, durch die mittelalterliche Askese, durch Hegel und seine Epigonen ist freilich Stoff immer noch als etwas Minderwertiges, „Geistloses" im Verruf, es gilt für vornehmer, schlecht von ihm zu sprechen. Hartnäckig raten die nicht monistischen Laien, während sie ihren Leib als übelbedankten Träger der edelsten und stärksten Energiemischungen ausnutzen, raten auch die Nichtphysiologen unter den Philosophen auf etwas Apartes, Zauberhaftes, außerhalb aller Physik Befindliches, um sich ihr „geistiges Leben" zu erklären.

Es beſtätigt ſich hier die alte Regel, daß wenn man jemandem etwas fortnehmen will, man ihm etwas Beſſeres, als wertvoller Einleuchtendes zum Erſatz anbieten muß. Das verängſtigte Publikum hielt den Stoff nicht für beachtenswert, ſondern blieb ſchon lieber bei der Metaphyſik und beim Aberglauben, um womöglich doch noch das zu erlangen, worauf es nach ſeiner Meinung, allein mit der „Subſtanz“, glatt hätte verzichten müſſen.

Wir aber, indem wir auf alle Attribute deſſen, was die Laien bisher Geiſt und Seele nannten, als auf Aeußerungen phyſikaliſcher Energie in Verbindung mit Stoff Beſchlag legen, beanſpruchen fortan für unſre Naturwiſſenſchaft die gleiche Höhe und Tiefe, die die Spiritualiſten ſich bisher allein zuſchrieben. Es iſt nicht wahr, daß die Naturwiſſenſchaft des göttlichen Hauches entbehrt oder notwendig entbehren müßte, nur ſind die Andachtsformen noch nicht gefunden, um Alltagsmenſchen mit den Schauern vor dem Göttlichen auch dann zu erfüllen, wenn wir es phyſikaliſche Energie nennen. Wie ſollte man dieſen Millionen befangener, mit Götzenbildern vollgeſtopfter und verrammelter Intellekte nur das Bedürfnis einer ſolchen freieren Anſchauung einflößen? Selbſt die Gebildeten unter den Spiritualiſten aber, indem ſie von „*den* Geſetzen des Geiſtes“ etwa ſo ſprechen, wie ein Juriſt von den Paragraphen des Bürgerlichen Geſetzbuches, ſind außerſtande, eine der Naturwiſſenſchaft gegenſätzliche Definition vom „Geiſt“ zu geben, die mehr als eine Häufung verbrauchter und inhaltloſer Phraſen wäre.

Stammte wirklich *alle* irdiſche Energie aus der Sonnenſtrahlung, alſo von Stoffen, die nach den bisherigen Ergebniſſen der Spektralanalyſe von den irdiſchen nicht verſchieden ſind, dann wäre freilich der Schluß erlaubt, daß der Stoff Energie hervorzubringen vermag. Nur daß wir nicht wiſſen, ob die Sonne tatſächlich Licht und Hitze von ſich ſelber hat, oder beides von einem andern Himmelskörper empfing und noch

empfängt. Woher ihr Vorhandensein am jetzigen Sonnenort? Wer hat sie zur Umdrehung angestoßen? Existiert außer ihr nicht doch vielleicht im Weltraum ein zentraler Energiequell, von dem sie selber gespeist wird und uns abgibt? Womöglich ist auch sie nur ein von irgend einem fernen, weit gewaltigeren Weltkörper an seinem Aequator ausgeworfenes Stoffteilchen, so wie die Sonne ihrerseits in ihrer Aequatorialgegend vor Millionen von Jahren einige der heutigen Planeten weggespritzt hat. Daß sie garkein „Fixstern" ist, sondern wandelt, ist ja längst erwiesen.

Für den Beginn organischen Lebens auf Erden mag die Wärme, die wir noch von der Sonne her auf den Weg mitbekommen hatten, die Urform aller Energie gewesen sein. Indessen war dieses ihr scheinbares Eigentum eben doch nur von außen hergeliehen, und gerade so steht es mit kleineren Körpern. Gewiß liefert unser Blutstrom durch Reibung Elektrizität und Wärme. Allein der größte Teil der Körperwärme, und indirekt auch jene Reibungswärme, stammt aus dem Stoffwechsel, angefacht vom Blasebalg der „inneren Atmung", und unsre ganze Nahrung, deren Reste dieser Oxydation als Heizmaterial dienen, bedurfte der Sonnenstrahlen zum Wachsen, die Pflanzen unmittelbar, das Fleisch von Pflanzenfressern, die wir verzehren, mittelbar.

Die Bindung von Energie durch unsern Körper jedoch ist nur vorübergehend, bis die Bindungsfähigkeit sich erschöpft hat. Wäre der Leib durch seinen Stoff allein imstande, das was die Laien Geist nennen, hervorzurufen, dann müßte das auch der Leichnam können; denn eine stoffliche Verschiedenheit leiblichen Gewebes fünf Sekunden vor und fünf Sekunden nach dem Tode ist auch mit den schärfsten Instrumenten nicht erweisbar.

Nehmen wir z. B. einen jungen Gutsbesitzer, der mit seinem Förster am Waldrand im lebhaftesten Gespräch entlang geht und Ideen über Aufforstung oder über Jagd entwickelt. Es fällt ein Schuß aus dem Hinterhalt, der Sprechende, durch den Kopf getroffen, verstummt, sein Herz steht augenblicklich still.

Werden wir in den fünf Sekunden nach dem Schuß noch annehmen, daß in den Gehirnzellen Reiz und Ausschlag hin- und herwogen? Ganz im Gegenteil: weil das Hirn nicht mehr funktionierte, stand auch das Herz still. Das Hirn aber hatte die Fähigkeit, gewisse feinere, kombinierte Energieformen spielen zu lassen, in demselben Augenblick eingeblißt, wo der Stoffwechsel aufhörte, weil die Gewebsfaser gerade von der wichtigsten Energie, die wir Arbeit nennen, unmittelbar nach dem Schuß geräumt worden war. Nur gewisse, von uns vielleicht mit Unrecht als gröber empfundene Energieformen wie z. B. chemische Spannung bleiben außer Gravitation und Kohäsion zumteil noch eine Zeitlang im Leichnam zurück, bis er zerfällt und in andre Stoffarten übergeht.

Allein auch dieser Streit, ob unsre Gewebsfaser Energie nur zu binden oder tatsächlich zu erzeugen vermöge und wo die Grenzen zwischen tot und lebend abzustecken seien, wird eines Tages verstummen. Wenn zwei solche Gegenfüßler wie der Antimaterialist Schleich (in seinem prächtigen Buch „Von der Seele") und der Verherrlicher des Leibes, der Verkünder seiner ewigen Rechte Friedrich Nietzsche dennoch im praktisch genommenen Ziel übereinstimmen und als Letztes Automatie fordern d. h. eine Einrichtung des Lebens, bei der keine edeln Kräfte mehr durch Unsicherheit und Schwanken im nutzlosen Widerstreit aufgezehrt werden, sondern sich das Wesentliche aller Lebensfunktionen auch bei uns Menschen instinktartig und selbstverständlich vollzieht wie längst schon bei Bienen oder Ameisen, dann schimmert eine Morgenröte zu besseren Tagen.

Nietzsche hielt Lebensglück, Lebensfreudigkeit für unmöglich, falls der Einzelne nicht imstande wäre, das Wichtige, fortwährend Erforderliche automatisch zu finden, ohne Zweifel, Gewissensnot, langes Ueberlegen, wie Raubtiere die Monogamie wählen und Bienen oder Ameisen gewisse Arbeitsorganisationen.

Es gibt ja zum Glück Dinge, die sich auch bei uns automatisch

bewegen, wie z. B. die allgemeine Wehrpflicht. Ueber sie haben zeitraubende Diskussionen aufgehört. Oder die Monarchie; niemand in Preußen oder Bayern zerbricht sich ernstlich den Kopf über Möglichkeiten ihrer Abschaffung, sowenig wie ein Engländer über den Parlamentarismus mit seinen zwei sich in der Herrschaft ablösenden, die Polarisation der Natur so glücklich nachahmenden Lagern; oder daß für die Erziehung der Knaben das Rudern *vor* der Grammatik geht. Automatisch funktioniert in England längst schon die Gesellschaft, die „society"; bei uns noch nicht. Ja zumal auf innerpolitischem Gebiet führen Rückständigkeiten zum bedauerlichen Aufbrauch oder Hintanhalten edelster Kräfte, die den Daseinspflichten einer großen Nation einfach entzogen werden und an rechter Stelle nicht mehr zur Verwendung gelangen können.

Schleich wünscht Automatie, weil nur, was mit der neuen Funktion sich in der Richtungslinie naturgemäßer Fortentwicklung befand, als die vollkommenste Lösung, nach tausenden von Versuchen, tatsächlich zur automatischen Verbesserung des Artcharakters eingestellt wird.

Es muß also jede Nation tapfer und ehrlich um die Klärung idealer Forderungen ringen, damit sie sobald wie möglich Automatie, mit ihr Frieden und Ueberschuß an Kraft erlangen kann. Denn so wie nur der wohltränierte und veredelte Leib die größte Menge von Energien, die sich als Nervenkraft äußern, zu binden vermag, so steht es mit dem Nationalkörper imganzen. Garnicht genug Kräfte kann eine Nation haben, weil mit der Stärke zugleich die Hebung in eine höhere Aufgabensphäre notwendig erfolgt. Nationen, die um ihre eigne Kraft nicht Bescheid wissen; die ihre Kraft als etwas Zufälliges betrachten; sich wundern, wenn sie da ist, und sie gedankenlos vernachlässigen; sie nicht vermissen, wenn sie fehlt; ja sie als lästig hinwegwünschen, sobald sie spüren, daß sie Pflichten auferlegt; solche Nationen sind minderwertig. Das Nichtkämpfenwollen, der ganze Malthusianismus mit seiner heimlichen Tendenz der Herabsetzung von Kraft und Lebensmut sind solche schwächlichen Symptome mangelnder Selbstachtung

wie mangelnder Einsicht in die Notwendigkeiten der Arterhaltung. Darum wäre es geboten, wenn die deutsche Kraftbilanz öfter gezogen und von gewissenhaften Kritikern ihre Posten nachgeprüft würden.

Buchen wir beim Einzelnen als einem nationalen Aktivum den möglichen Gesamtwert mit bestenfalls + 30, so werden wir als Komponenten finden: gesunde Herkunft mit edler Kernfaser, die zur Ausdauer befähigt, = 10; gute Anlagen für Willen und Verstand, sodaß der Betreffende unverbraucht sich auf breiter Basis gesund entwickeln kann, = 10; heimische Betätigung auf beruflichem, privatem oder staatlichem, wissenschaftlichem oder künstlerischem Gebiet, mit Bereicherung des gesamtnationalen Lebens, gutem Beispiel auch für Familiensinn und Fortpflanzung, = 10; macht zusammen 30. Daneben steht als andres Extrem ein nationales Passivum von schwer belasteter Herkunft (— 10), willensschwach, jäh, faul und boshaft (—10), und einem Ausleben voll schlechter Streiche, stupider Laster, Verlumptheit und Verbrechen zum Schaden des Ganzen (— 10), was zusammen — 30 ergibt. Jetzt ist innerhalb dieses Schemas eine unendliche Reihe von Charakterbilanzen möglich, durch Einschub von Werten der Schwäche oder Stärke. Hier ist einer glänzend begabt, auch in jeder Hinsicht vom Glück begünstigt; aber eitel. Seine Eitelkeit wächst sich aus, zermürbt seine Selbstkritik, hält ihn bei falschen Tendenzen fest, und er, der seiner Nation + 25 hätte bedeuten können, kommt höchstens auf 8 oder 9. Hier wird einer kerngesund geboren, mit manchem Talent ausgerüstet, aber Syphilis knickt ihn, sein Nachwuchs ist skrofulös und rhachitisch, dazu zerrütten Trunk und Spiel den Mann ökonomisch, und er, der als heißer Favorit in den Lebenskampf gezogen war, endet mit einer Schlußbilanz von 2 oder 3. Hier ist einer von durchdringendem Verstand, hat ausgebreitete Kenntnisse; doch man hat ihn als Kind in Schrecken gehalten, die Schulfuchtel war zu hart, er ist zeitlebens ängstlich und erreicht nichts. Dort ist ein Denker in einfachen Linien, ein Weiser, ein Mann für die Höhe; aber die kleinen Angelegenheiten des Lebens haben ihn stets verwirrt, er war

unpraktisch, hat niemandem imponiert, außer vielleicht einem ganz Großen, der sich wunderte, weshalb ein so gescheiter Bursch es zu nichts bringen konnte. So bleibt sein Licht unterm Scheffel; Schlußbilanz ± 0.

Wie mögen die Deutschen zur Zeit wohl stehn? Ein Riesenvolk von 65 Millionen Häuptern, mit einer Zunahme von immer noch weit über 800 000 im Jahr, mit allen Fertigkeiten, Organisationen, Machtmitteln ausgerüstet? Die Welt weiß ja noch garnicht, welcher Kraftentfaltung ein solches Volk fähig ist, wenn es gereizt wird. Aber wohl weiß sie leider, wie die Redensartlichkeit in Deutschland herrscht; die Selbstgefälligkeit; wie der Deutsche gekränkt ist, wo andre beleidigt wären; wie er wichtig nimmt, was andre verachten würden; wie er durch sein Gemüt wirken will, wo andre nüchtern berechnen; welch eine Schafsgeduld im Ertragen von Demütigungen er besitzt; wie schwer er dazu gebracht werden kann, die Ellbogen herauszunehmen und aufzutreten.

Sicher gibt es Deutsche, die es für natürlich erachten, daß eine derartig wachsende Nation sich auf dem Erdenrund ausbreitet, wenn nicht in Europa, dann anderwärts. Breiten doch die Franzosen sich aus, die keine wachsende Nation sind und die wir in wenigen Jahrzehnten schon ums Doppelte an Kopfzahl übertreffen dürften. Allein es gibt eine große Partei in Deutschland, die nichts von Ausbreitung wissen will, sondern nur von Aushöhung. Sie denkt sich unsre Nation sozusagen als Wolkenkratzer. Einer sitzt auf dem andern, alles ist überfüllt und ungemütlich; aber man genießt doch, wenn auch unter Fußtritten und allgemeiner Geringschätzung, das Heißersehnte: kampflose Ruhe.

Freilich läßt es sich verstehn, wenn Besonnene zögern, gerade den heutigen Machthabern ein solches Riesenvolk für eine sogenannte „großzügige" Politik auszuliefern, die nacher zu nichts als Halbheiten, Schwächlichkeiten, Konfusion und unnützem Kräfteverbrauch führt. Wer bürgt uns überhaupt dafür, daß bei den Riesenmassen, die wir im Kriegsfall auf die Beine bringen, nicht immer ein Heerteil dem andern im Wege

ſteht? Oder „der brave Muſketier“ weiland Roons haut wirklich noch einmal wie bei Königgrätz die Politiker heraus, nur damit in edler Wallung alles Gewinnbare wieder hergeſchenkt wird, um vor Europa in bengaliſcher Beleuchtung dazuſtehn.

Ein böſer Minusposten iſt für die deutſche Schlußbilanz die ungewiſſe Geſinnung eines vollen Drittels der Nation; richtiger das an gewiſſen hohen Stellen gänzlich mangelnde Verſtändnis für die Unvermeidbarkeit ſolcher Geſinnung, ſolange die natürlichen und berechtigten Bedürfniſſe dieſer Maſſen immer nur malträtiert werden. In Preußen wagt man es ja, ganz wie im England der Stuarts über non-resistance, von der Kanzel herab über den Gehorſam predigen zu laſſen. Dieſe Methode, von oben her durch Drill zweideutige Kollektivtugenden züchten zu wollen, den Einzelnen aber zur charakterloſen Maſchine herabzuwürdigen, iſt durch Droyſen ſchon (S. 290) beleuchtet worden. Hier ſoll auch Peſtalozzi nochmals zu Wort kommen, der (Mai 1809) an Nicolovius ſchrieb: „Freund, der Menſch als Maſſe hat keine Tugend, nur das Individuum hat ſie, — der Staat als ſolcher hat keine; er hat nur die Kraft, die Tugend der Individuen zu benutzen. *Dieſe muß aber vorerſt da ſein.* Menſchen, die die Maſſe . . tugendhaft und kraftvoll handeln machen wollen, ehe Tugend und Kraft in den Individuen da iſt, führen den Staat leicht irre, indem ſie *das Aeußerliche der Tugend und Kraft den Menſchen einüben*, ohne das Weſentliche der Sache in ihrem Innern vollendet ſicher zu ſtellen.“

Günſtig bleibt es, daß allen Eltern, Vormündern, Schuldirektoren und Miniſterialräten zum Trotz die deutſche Jugend den Gedanken des Sports, des Hauptförderers aller perſönlichen Willenskraft, aufgegriffen hat und ihn aller Anfeindung, Hemmung, Drangſalierung ungeachtet nicht mehr hergeben wird.

Noch zwar haben ſich unſre Autoritäten nicht einmal daran gewöhnt, daß jedes Volk repräſentativer Mannſchaften un-

bedingt bedarf, sowohl bei Konkurrenzen mit dem Ausland, wie zur Anfeuerung nach innen. Kommen auf drei oder vier Lawn-Tennis-Damen, die unsre Farben auch in England und Frankreich würdig vertreten, viele zehntausende, die daheim nur die übliche „Verlobungskelle" schwingen und pünktlich nach diesem familiären Ereignis aus dem Klub treten, so kommen doch auch etliche hundert, die den Ehrgeiz hegen, so zu spielen, wie die Gräfin Schulenburg-Angern oder die Hamburgerin Fräulein Rieck und nun ihrerseits tatkräftig für die Idee der Leibeszucht werben. Ohne diesen Ehrgeiz, ohne solches Beispiel würden die meisten deutschen Tennisplätze überhaupt nicht zum Ansehn sein. Ebenso ist es verkehrt, die englischen „young gentlemen of pleasure" zu tadeln, die im Sport Ausgezeichnetes und Vorbildliches leisten, doch ohne ihn Nichts-als-Bummler geworden wären. R. F. Doherty, der Achill des englischen Lawn-Tennis, war in seiner Blüte nur Student von Cambridge und trotzdem ein englischer Nationalheros, weil der Leib drüben höher geachtet wird als bei uns, die wir trotz unserm Kapitalreichtum von solcher jungen Garde längst noch nicht genug haben. Denn was mit der Charakterbildung durch ein Staatsexamen von diesen wenigen Dutzenden für Gelehrsamkeit vielleicht garnicht einmal höher begabten Repräsentativmenschen der nationalen Gesittung hinzugefügt werden könnte, wiegt federleicht gegenüber der Anregung, die ihre musterhaften Leistungen dem körperlichen Ehrgeiz der Gesamtheit verschaffen. Die grundsätzliche Pflege der Mittelmäßigkeit aber, sei es auch nur auf sportlichem Gebiet, kann, was unsre Schuldespoten vergessen, keine andern als nachteilige Folgen für die Gesamtlebensauffassung haben.

Richtig ist es, daß wenn man bei Berufsathleten genauer nachprüft, sie gewissen Anforderungen an ein Vollmenschentum häufig nicht entsprechen, weil sie andauernd zugunsten ihres Auftretens jeden Geschlechtsreiz unterdrücken mußten und zuletzt wie die meisten phantasielosen homines quadrati stumpf, unlustig und unfähig zur Fortpflanzung werden. Aber was bei ihnen ein aus Geschäftsrücksichten gebrachtes Opfer an ihren

Beruf ist, bedeutet bei hunderttausend Jünglingen, die ihnen zeitweilig nacheifern, nur eine durchaus erwünschte Ablenkung von zu früh sich regendem Verlangen.

Wenden wir unsern Blick von den Mittelschulen hinweg, so kann man nur mit Freude beobachten, wie das große Heer der jungen Fabrikarbeiter das Turnen mit Zählen von Punkten und Aufstellen eines Rekords, also reizvoller als früher, sich eingerichtet hat, wie in der Nähe von Fabrikstädten zur Winterzeit alle freien Grasflächen mit Fußballspielern beschwärmt sind, wie selbst unsre Bier- und Waffenstudenten schon an der Leichtathletik Vergnügen finden; ja wie es — vielleicht von Cricket abgesehn — keinen englischen Sportzweig von Bedeutung gibt, auf dem unsre Junioren nicht entwicklungsfähig und hoffnungsvoll konkurrierten. Und wer vollends den Blick in die Lüfte richtet, wer es miterlebt, wie hier ungeschreckt von einem sich türmenden Leichenhügel der Kampf um die Bezwingung eines neuen Elementes ausgefochten wird, kann vor diesen Beherzten nur seinen Hut ziehen. Solange sie dahinfliegen, ist der Mut in der deutschen Brust noch nicht ausgestorben.

Unser Schmerzenskind bleibt das deutsche Mädchen, gegen dessen biologischen Vollwert Feinde von allen Seiten anstürmen. Nicht nur die hohe Zivilisation an sich, die die Rasse weich macht; nicht nur, nach Entwurzelung des alten Familienlebens, der Strudel der neuen Zeit mit ganz neuen Frauenberufen und Vorbereitungen; sondern vor allem *ein verwahrloster Geschmack*, der garkeine reellen Anforderungen an den Frauenleib stellt, weshalb auch zumal in den breiten und niederen Schichten jede Organisation fehlt, um junge Mädchen im Gebrauch ihrer Gliedmaßen zu üben. Vor zehn Jahren wurde in Berlin aus dem weiten Gebiete der Athletik wenigstens mit der Leichtfüßigkeit unter deutschen Mädchen eine Probe angestellt und im Treptower Sportpark ein Wettlauf veranstaltet. Aber der Erfolg war traurig. Von den hundertfünfzig, die sich gemeldet hatten, konnte tatsächlich

nur eine Einzige Schnelligkeit entwickeln, die meisten mußten schon nach den Vorrunden als untauglich fortgeschickt werden. Die Kritik verhöhnte das Unternehmen und tat sehr unrecht. Es hätte von hier aus, wenn zu regelmäßiger Wiederkehr gute Preise gestiftet wurden, die Idee sich ausbreiten können, daß körperliche Tüchtigkeit etwas wert sei und eine dralle Läuferin sich ihre Mitgift hier ganz nebenbei verdienen dürfe. Mühsam erreichen die Mädchenriegen, die turnen wollen, Anschluß an die vorhandenen männlichen Organisationen. Doch soweit unsre eigne Jugend inbezug auf Sport hinter der englischen und amerikanischen, so weit stehn unsre Mädchen hinter unsern Knaben zurück. Und was wird aus den Arbeitertöchtern, die alljährlich zu hunderttausenden von der Schule hinweg als Lehrmädel in die Fabriken gestopft werden? Was für eine Art von Nachwuchs können diese blassen Mauerpflanzen zur Welt bringen, wenn sie heiraten? Schon Hufeland lehrte: „Von einem schwächlichen Vater kann immer noch ein robustes Kind erzeugt werden, wenn nur die Mutter einen recht gesunden und kräftigen Körper hat. Der stärkste Mann wird von einer kränklichen und lebensarmen Frau nie kräftige und gesunde Kinder haben". Alle modernen Erfahrungen bestätigen es, daß Herabsetzung der Zeugungstüchtigkeit bei der Mutter verderblicher für Keim und Frucht ist als etwaige Mängel des Vaters. Doch unter 81 Städten, die für die körperliche Ausbildung ihrer Knaben sorgten, waren letzthin ganze 8, die auch an ihre Mädchen gedacht hatten, und etwas darüber berichten konnten. Und kaum glaublich aber wahr ist die Nachricht, daß, als jüngst in Kiel die zweite höhere Mädchenschule eine Ruderriege für ihre oberen Klassen einrichten wollte, der Minister die Erlaubnis verweigerte, wegen „mangelnder Erfahrungen" (vgl. S. 296).

Das Schlimmste ist, daß in den vorbildlichen oberen Schichten vier Fünftel unsrer Mädchen von körperlich schon angefaulten Müttern aufgezogen werden, mit dem ewigen Geschrei: „Muß denn gerannt werden? Kannst du nicht artig gehn?" — hygienischen Polizeibütteln zur Verhütung kindlicher Lust und kind-

licher Kraft. Deshalb schleichen die meisten für gewöhnlich nur, selbst auf Tennisplätzen, und die in dem bekannten Büchlein „Our german cousins“ niedergelegte Beobachtung traf gleich einem Peitschenhieb: „Das deutsche Mädchen hat keinen natürlichen Hang zu Sport und Freiluft. Ein angeborener Mangel an Entschlußfähigkeit und Beginnkraft verhindert sie zu bemerken, wieviel sie bei etwas freierem Sichtummeln gewinnen könnte. Dann würde sie eines Tages vielleicht gewahr werden, daß nur Gymnastik ihrem Gang die fehlende Lebendigkeit zu verleihen vermag und ihren Bewegungen jenes Herzhafte, das wir daran vermissen. Ihre ganze Haltung deutet leider auf träge Ruheseligkeit; so wird sie zur Patronin für Liegekuren.“

Wenig Nützliches hat auch die Hygiene-Ausstellung zu Dresden 1911 mit sich gebracht.

Was Organisationstalent, Aufwand an Mitteln, Materialbeherrschung und Geschmack in der Anordnung betrifft, hatten wir es gewiß mit einer Musterleistung zu tun. Der Sinn leider — um von Einzelheiten zu schweigen — lief auf eine Kitzelung der herrschenden Klassen an ihrem pharisäerhaften Bildungsdünkel und auf eine Vermehrung der Bazillenfurcht hinaus. Die Gewerkschaften mit ihren höchst instruktiven und modernen Vorlagen für Unfallverhütung, Betriebsschäden usw. sind einfach nicht zugelassen worden, die deutsche Arbeiterschaft blieb auf dieser Ausstellung unvertreten. Dafür ärgerten den Kundigen bisweilen die ältesten Ladenhüter an Tabellen und Präparaten. Sogar die überlebten „Nährwert-Tabellen“ kehrten wieder. Wie oft hat man dem Publikum nun schon zugerufen: „Mägen sind keine Retorten. Der Mensch lebt nicht von dem was er genießt, sondern von dem, was er assimiliert. Gerade grobes Roggen-Kleienbrot mit seinem theoretisch niedrigen Nährwert hat faktisch einen höheren, weil seine mechanischen Beimengungen an den Magendarmwänden scheuern und sie zum Hergeben ihrer Verdauungssäfte reizen, mehr als Weizen-Feinbrot mit seinen glatten Bissen.“ Hilft nichts. Nährstoff und Lehrstoff werden fast auf gleiche Weise behandelt,

und gerade was bleichsüchtige Mädchen, was überbürdete Knaben nicht verdauen, sondern vomieren, das wird gewaltsam in sie hineingetrichtert, weil das Schema, die Tabellen, doch allein den „Wert" bestimmen.

Bekanntlich gibt es in Deutschland auch eine „Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" — eine zahnlose Löwin, die besonders das Wort Reinlichkeit nicht artikulieren kann. Zur Verwendung gelangt, wofür die Damen-Mitglieder sorgen, nur das innere Waschwasser, genannt Sittlichkeit. Auch diese Gesellschaft hielt ihre Jahresversammlung bei der Hygiene-Ausstellung zu Dresden. Man besprach hier zum so- und sovielten Male die möglichen Vorteile völliger geschlechtlicher Enthaltung. Aber daß Leute, die überhaupt nicht verkehren, auch nicht geschlechtskrank werden, wußten wir schon vorher, dazu brauchten keine Gesellschaften gegründet zu werden. Von der Hauptsache für die Volksgesundheit: dem Verhüten der Ansteckung beim Verkehr, war in Dresden keine Rede. Da das Komitee der Hygiene-Ausstellung für die Abteilung der Geschlechtsleiden rationeller Weise auch eine Uebersicht über die in unsern größeren Städten existierenden sanitäts- und sittenpolizeilichen Vorkehrungen — und sie sind nur dürftig — zu liefern wünschte, hatte das preußische Ministerium des Innern Einspruch erhoben.

Einige dem wirklichen Hygieniker allerwichtigste Fragen aber, z. B. „Wie erhalte ich meine Haut auf der Höhe ihrer Aufgaben und ihrer Leistungskraft? . . Wie führe ich die Jugend am sichersten über die Klippen der Geschlechtsreife? . . Wo liegen die Grenzen zwischen Ermüdung und Uebermüdung? . . Und wie berühren sich beide mit dem Schlaf? . . Wie hängen Schlaf und Verdauung zusammen? . . Welches ist das rationellste Ausmaß der Herz- und Muskelübung nach Lebensaltern? . . Welches die beste Methode des Verhaltens nach Anstrengung? . . Welches der Unterschied in den körperlichen Leistungen bei dem gleichen Menschen in bekleidetem und nacktem Zustand usw.?" haben von Dresden her nicht viel Förderung erfahren, sondern sind mit der positiven Richtung im allgemeinen zu kurz gekommen.

Darum sei hier noch einmal das Ideal der Aktivhygiene ausgerufen. Pocken, Typhus, Cholera, Diphtherie haben wir als Rassenverderber nicht mehr zu fürchten. Biologisch gefährdet bleiben unsre Säuglinge durch falsche Haltung ihrer Haut und schwindende Stillfähigkeit ihrer Mütter; unsre kleinen Kinder durch infektiösen Gassenstaub und den Familienbrodem des heut üblichen „Stuben- und Bettklimas;“ gefährdet unsre Schüler durch eine verkehrte Art der Ermüdung und mangelnde Hygiene der Geschlechtsreife, hinter der die „sexuelle Aufklärung“ mit ihren Phrasen dreinhinkt; gefährdet bleiben unsre heranwachsenden Mädchen durch Verwahrlosung des Muskelsystems.

Auf keine andre Weise als durch Aktivhygiene ist hier zu helfen. Wir haben uns zuweit auf die Zivilisation eingelassen; sie wird uns ausdörren, nachdem sie uns vergiftet hat. Der deutsche Kern ist angefressen; die ganze Konstitution läßt nach. Wollen wir tatsächlich ein müdes Kulturvolk werden, das aus der Zoologie herausfällt und mit dem Gestank seiner Perverstäten Europa verpestet? Warum sind denn die Römer und Griechen aus der Geschichte verschwunden? Weil sie keinen Nachwuchs hatten. Weil fast alle Gebildeten Päderasten waren und die Frauen es ablehnten, Kinder zu haben oder gar aufzuziehen.

Die Deutschen, die sich so nicht besiegen und auslöschen lassen wollen, müssen sich entscheiden. Gewiß ist Bildung eine Annehmlichkeit; aber Fortpflanzung ist eine Existenzfrage. An Bildung und noch mehr Bildung darf nur die Nation denken, die ihre Zukunft vorher sichergestellt hat. Die die Bildung allem voranstellen, auch der Zukunft, machen einen Moloch aus ihr, in dessen glühendes Maul die Jugend geschoben wird. Trauen wir diesen falschen Freunden nicht länger! Sehr plausibel klingt es, wenn sie treuherzig warnen: „Nur keine falsche Rücksicht gegen die Rangen! Sie sollen ihre Zeit anwenden! Denkt 'mal, wenn das harte Leben nachher wissenschaftliche Anforderungen an sie stellt! Was Hänschen nicht lernte, lernt Hans nimmermehr. Dann ist es eben zu spät!“ Aber wie,

wenn das selbe harte Leben statt horazischer Oden und unregelmäßiger Aoristformen vielleicht Spannkraft und Ausdauer von unsern Zöglingen fordert? Und Einfälle? Robustheit in Strapazen? Unerschrocknes Drauflosgehn? Wenn dies alles doch in Millionen abgemüdeter, abgestumpfter Schüler, die zuviel für die Schule lernen mußten, als daß sie noch Elastizität und Frische fürs Leben hätten übrigbehalten können, erstickt, ausgetreten, gemordet war! Da hilft zuletzt kein „guter Durchschnitt", keine „Mittellinie" mehr, sobald Außerordentliches für neue nationale Lagen zu leisten ist. Dann verfängt der Trost nicht länger, daß, wenn bei den Olympischen Spielen auch eine Konkurrenz für griechische Grammatik zum Austrag käme, den Deutschen der Kranz gewiß wäre. Grundsätzliche Pflege von Unlustgefühlen aber, — weil der Zögling es schwer haben müsse, — stählt unsre Jugend nicht, sondern knickt sie. Wobei wir nachholen wollen, daß das altberühmte Sprichwort „Was Hänschen nicht lernt" von der Wirklichkeit Lügen gestraft wird. Millionen von Erfahrungen haben es bewiesen, daß Männer, die garnicht einmal begabter als andre sind, gewisse Realien sich später einfach aus dem Aermel schütteln, sobald sie sie *brauchen* und ihren Nutzen einsehn. Was dagegen die Jugend am meisten ermüdet, sind gerade die Kenntnisse, die ihr ohne jede Möglichkeit einer Anwendung beigebracht werden.

Indessen auch aus dieser Krise, die die Loslösung vom Landboden, die Hingabe an scharfen Erwerb, das Leben in geschlossenen Räumen mit endlosen Verzärtelungen über uns gebracht haben, einer schwereren Krise vielleicht, als es der dreißigjährige Krieg war, mag es und muß es einen rettenden Ausweg geben.

Denn einen Stamm wirklicher Zuchtmütter haben wir ja noch, und wir sind nicht verloren, wenn wir uns wenigstens ihn zu erhalten wissen. Sind sie von rechter alter Art, bringt es jede von ihnen auf ihre sechs bis zwölf Kinder, beteiligt sich in jüngeren Jahren jede von ihnen fast alljährlich an der Volksvermehrung. Das sind die Kinder, die nicht gleich wieder ab-

wollen, sondern durchhalten. Mustern wir dieser verehrungswürdigen Matronen noch 500 000 — es wäre freilich viel — und verständen sie zu würdigen; träten zu diesen dann alljährlich aus dem großen Kreise der Gattinnen soviele hinzu, daß die Zahl der lebensfähigen Säuglinge pro Jahr eine Million beträgt, so könnten wir selbst mit einer stationären Bevölkerung von 65—80 Millionen immer noch im Kreise der Großstaaten eine bessere Figur machen, als die sinkenden Franzosen mit ihren 39 Millionen.

Schützen und prämieren wir daher solche Frauen, die sich zum biologischen Grundgesetz der Arterhaltung noch bekennen! Bauen wir unsern Zuchtmüttern Altäre und sichern jeder, die sich um den Fortbestand unsrer Nation wirkliche Verdienste erwarb, ein sorgenfreies Alter!

Als Kaiser Augustus diese Politik anfing und selbst Sklavinnen prämierte, wenn sie drei Kinder aufgezogen hatten, war es zu spät. Beginnen wir lieber, auf breiter Basis unsre Aktivhygiene aufzubauen, solang es noch Zeit ist.

In Königsberg gibt es ein Stipendium von fünf Talern jährlich, „auf daß der Bursch sich bene tu", — will sagen, damit er sich einmal im Jahr den Magen verderbe. Ich kenne dagegen keine deutsche Hochschule, an der neben hunderten von Stipendien zum Betreiben von Studien auch nur ein einziges für hygienische Leibespflege zur Verteilung käme. Des Westpreußen Fritz Lange Palaestra Albertina war in diesem Sinne gedacht, aber begegnete zu geringem Verständnis. Man blicke nach Amerika hinüber, mit wie reichen Summen dort Jahr für Jahr zur Anschaffung von Ruderbööten, zum Erwerb von freien Grasflächen, zum Ersatz von Sportmaterial, zur Stiftung von Preisen für Leistungen jeder Art die Jugend von solchen Männern unterstützt wird, die jung an Körper geblieben waren, während sie an Jahren alt wurden, und man muß innewerden, wie beschämend weit wir im allerwichtigsten zurückstehn.

Durchmustern wir dann die Ideale, denen die Menschheit bisher begeistert angehangen hat: die Unwirklichkeit der Eleaten, die Dialektik des Platon, den „Gottesstaat" des Augustinus,

das „Jenſeits“ der Kirche, die Aſkeſe, die Moral, das „Glück der größten Menge“, den Nutzen, die Hochkultur, — was von allem hat nicht auf Abwege geführt, was von allem vermöchte eine biologiſch gefährdete Nation wieder emporzuzüchten, zu retten und auf der Höhe zu halten?

Mit der Kraft allein kann man nicht irren. Es iſt ganz unmöglich, daß etwas Geſundes auf die Dauer ſchadet; ganz unmöglich, daß etwas Ungeſundes, Angefaultes auf die Dauer fördert. Kraft iſt alſo das Grundprinzip; alles andre kommt hinter ihr. Weder in der Kunſt, noch im Staat, noch in der Literatur, noch im privaten Leben iſt Verkommenheit eine Beigabe, die man mit gewiſſen Fineſſen gegen Kraft in den Kauf nehmen darf. Führen uns Annehmlichkeiten ſo ſchnell und wider Willen abwärts, dann fort mit dem Erwünſchten, zurück zum Notwendigen! Nur eine geſunde leibesſtarke Jugend kann uns die Zukunft verbürgen. Ein einziger friſcher, derber, zäher Burſch wiegt ganze Kaffeehäuſer voll perverſer Aeſtheten auf.

Ein ſtarkes, ein ſtolzes Volk aber ſoll dem Diesſeits leben; ſoll hier auf Erden ſeine Proben ablegen. Den Deutſchen hat ihr Nationalredner Fichte dies hohe Ziel geſteckt. Es lautet:

Irdiſche Ewigkeit!

Register

Abdera 15.
Abortion 312.
Achill 337/38.
Albertus Magnus 25.
Alexander, Papst 194.
Alexander I., Zar 244.
Alexandria 21.
Algäu 324.
Alkibiades 6.
Alkohol 134. 148. 320.
Altes Testament 310.
Anacharsis 11.
Anaxagoras 69.
Anaximandros 12/13.
Angeborene Ideen 9. 15. 35. 38. 40.
Anselm von Canterbury 23. 24. 40.
Antimodernisteneid 24. 289.
Antisthenes 6. 17.
Aoska 23.
Apriorik 37. 39. 42. 49. 109. 339.
Aquino, Thomas von 26. 192.
Araber 21/22.
Archimedes 11.
Argenson, Marquis d' 213.
Aristippos 6. 16. 17. 137.
Aristoteles 3. 15/16. 21. 22. 33. 38. 100. 161.
Arius 20. 21.
Arkesilaos 17.
Armin der Befreier 250.
Arnim, Harry Graf 162.
Arndt, Ernst Moritz 221.
Askese 17. 75. 341. 357.
Athanasius 20. 22.
Atomistiker 14.
Augustinus 22—24. 37. 64. 75. 117. 190/91. 196. 203. 356.
Augustus, Kaiser 356.

Bacon, Miß Delia 28.
Baco von Verulam 10. 15. 27—32. 33. 34. 36. 37. 38. 43. 44. 45. 46. 48. 70. 76. 305. 336.
Balbo, Cesare 222.
Ballestrem, Graf 233.
Basken 188.
Bastarner 83/84.
Bayle 70.
Beaconsfield, Earl of 155.
Bebel 263.
Beecher-Stowe, Frau 137.
Bentham 276.

Berkeley 36.
Berlin 260. 318. 328.
Bethlehem 164. 176.
Bethmann Hollweg, von 220.
Bill of rights 203. 205. 211.
Björnson 139.
Bismarck 132. 136. 153. 158. 161/62. 174. 184. 186. 222. 228/29. 231. 234. 240. 247 bis 250. 252. 255. 263. 268. 274. 281.
Blackstone 207.
Board of Trade Journal 274.
Bölsche, Wilhelm 21.
Brachium saeculare 24.
Brahe, Tycho de 29.
Brehmer, Hermann 96.
Bretonen 187.
Broca 105.
Brougham, Lord 250.
Bruno, Giordano 69.
Bucher, Lothar 162. 247.
Büchner, Ludwig 76. 340.
Buddha 6.
Buffon 54. 59.
Bülow, Fürst 266.
Bundschuh 224 Anm.
Buren, die 240/41. 253.
Byron 136. 240.

Cäsar 85. 88. 127.
Cambridge 131. 349.
Carlyle 258. 293.
Carteſius 1. 9. 22. 37/38. 40/41. 47. 70. 114.
Caſſius 17.
Celſus, Philoſoph 165.
Chamberlain, H. St. 117.
Chartiſten 258.
Cheruſker 224.
Cheſterfield, Lord 204.
Chittenden 326.
Chriſtentum 2. 8. 20. 119. 157. 160—63. 173. 177/78. 191.
Churchill, Winſton 140.
Cicero 201.
Comte 40.
Condillac 36.
Constituante, die 214. 218.
Corvin, Otto von 244/45.
Cromwell 201.
Cuvier 60.

Dänemark 252.
Daimonion 7.
Danzig 244.
Darwin, Charles 13. 14. 56 bis 63. 66. 71/72. 94. 114. 179. 288. 303.
Deduktive Methode 16. 75. 112.
Delbrück, Rudolf 263.
Delius, R. von 169.
Demokritos 15.
Denifle 25.
Descartes ſ. Carteſius.
Determiniſmus 72/73. 182.
Diderot 36.
Ding an ſich 4. 43. 46. 49. 338/39.
Dingelſtedt 268.
Döllinger, Ignaz 193.
Doherty, R. F. 349.
Dreſdener Hygiene-Ausſtellung 322. 352/53.
Droyſen, Guſtav 290. 348.
Dualiſten 336.

Du Bois-Reymond 178.
Dühring, Eugen 339.
Dürer, Albrecht 165.

Ehernes Lohngesetz 263.
Einkreisung 241.
Eironeia 5.
Eleaten 1—4. 15. 22. 37. 43. 55. 64. 337/38. 356.
Empedokles 14. 59. 69.
Empirismus 31. 44. 47/48.
Engels, Fritz 266.
England 130—32. 194. 200 bis 201. 204—209. 210. 213. 239. 241. 247—57. 261—63. 264. 345. 348/49.
Epagoge 5. 16.
Epikuros 16—18. 33. 69. 100. 119. 125.
Epistolae obscurorum virorum 25.
Erzberger 256.
Essex, Graf Robert 27.
Eugenik 129.
Euklcides 72.
Euripides 4.

Fechner 111.
Feminismus 138—40. 311 bis 317. 319.
Fichte 1. 46/47. 48. 50. 74. 221/22. 287. 357.
Fischer, Kuno 31. 34. 35. 38. 46.
Flaschenkinder 129. 314. 325.
Frank, Harry 276.
Franklin 212.
Frankreich 187/88. 207—18. 236. 240. 320. 347.
Freihandel 250. 261—64.
Friedrich der Große 53. 200. 209/10. 218. 249. 252.
Friedrich II., Kaiser 195/96.
Friedrich Wilhelm I., König von Preußen 210. 321.
Friedrich Wilhelm II. 114.
Friedrich Wilhelm III. 227. 237. 252.
Friedrich Wilhelm IV. 199. 226. 246. 255. 262. 291.
Frost, Walter 289.

Galiläer 164.
Galilei 32.
Galimberti, Kardinal 200.
Garde, Dorf 321.
Gensichen 53.
Geoffroy Saint-Hilaire 60.
Georg I. von England 207.
Georg II. v. E. 207.
Germanen 83 ff. 172. 177/78. 304. 323.
Germani polonicati 255.
Gibbon 286.
Gneisenau 244.
Gneist 247.
Gnostik 22.
Goethe 59. 64. 68. 74. 116. 136. 181/82. 209. 276.
Goldscheid, Rudolf 65. 270 Anm.
Gorgias 4.
Goßler, von, kons. Abg. 292.
Gottesgnadentum 197—200. 218.
Gottesstaat 23. 190/91. 193. 241.
Graf 279.

Grande nation 157.
Gregor der Große, Papst 197.
Gregor II., Papst 192.
Gregor VII., Papst 192.
Große Revolution 213 ff. 227.
Güterbock & Co. 232.
Gurlitt, Ludwig 281. 294/95.

Habeas corpus 216. 230.
Haeckel 60. 115. 339.
Haller, Karl Ludwig v. 223/24.
Haller, Prof. J. (Gießen) 52.
Hannover 237.
Hapag 275.
Harnack, Adolf 299.
Harnack, Otto 181.
Hebammen 313.
Hedoniker 17.
Hegel 1. 10. 16 Anm. 22. 48 bis 52. 74. 226/27. 341.
Heidelberg 58.
Heine, Heinrich 47. 74. 244.
Heinrich III., Kaiser 23.
Heinrich IV., Kaiser 24.
Henle 111.
Herakleitos 14. 73.
Herbart 52. 54.
Herder 74.
Hereros, die 246.
Hering, Ewald 102.
Herschel, Wilhelm 132.
Hesiod 157.
Hexenwahn 25.
Hieronymus 21.
Hippokrates 15. 31.
Hobbes 34. 36. 107. 201—203.
Holbach, Baron 36.
Holstein-Augustenburg, Erbprinz von 183.
Hood 136.
Hueppe, Prof. (Prag) 95.
Hufeland 351.
Humboldt, Alexander von 51. 54. 60.
Humboldt, Wilhelm von 81.
Hume 36.

Jacobi, Fritz 182.
Jahn, Fr. Ludwig 291.
Jakob II., König von Engl. 203.
Jamaika 251.
Japan 87. 91. 158. 232. 241. 248. 252. 254.
Idealismus 35/36, absoluter J. 46/47. 48. 50. 75.
Jean Paul 49.
Jerusalem 163. 168.
Jesaias 165.
Jesuiten 191/92. 256.
Jesus 20. 101. 161—71. 302.
Incendiarism 265.
Independenten 201.
Induktive Methode VI 16. 31. 33. 112.
Inquisition 24. 195.
Johann XXII., Papst 196.
Johannesburg 240.
Johannes der Evangelist 159. 168.
Johannes der Täufer 166.
Jonische Naturphilosophen 12—14.
Josefus 163.
Irland 254/55.

Kant 9. 36. 38—46. 48. 50. 53—55. 59. 72—74. 82. 108 bis 110. 111. 114. 126/27.

180. 181. 183. 219—21. 238/39.
Kapitalismus 265—67.
Karl d. Gr. 84. 191. 198/99.
Karl I., Kg. v. Engl. 201.
Karl II., Kg. v. Engl. 201.
Karlsbader Beschlüsse 226.
Kasimir der Große 242.
Katastrophentheorie 13.
Kategorischer Imperativ 45. 72. 74.
Katharina II. 244.
Keimzüchtung 134. 288. 320.
Keller, Helen 109.
Kellermann, Annette 333.
Kerschensteiner 289.
Kiderlen-Wächter, von 231.
Kiel 351.
Kirchenstaat 194.
Kirchenväter 22 ff.
Kleist, H. von 136. 222.
Kleon 137.
Klettenberg, Susanna v. 181.
Koedukation 283.
Königgrätz 348.
Königsberg i. Pr. 356.
Kollektivarbeit 267.
Konrad II., Kaiser 195.
Kopernikus 24. 29. 32. 38. 197. 289. 340.
Kornzölle, englische 261. 265.
Korsika 188.
Kosmas 21.
Krimkrieg 188.
Kritizismus 37.
Krupp 268.
Kufstein 263.
Kyniker 18/19.
Kyros 13.
Lafayette, Marquis de 212. 215.
Lamarck V. 60/61.
Lamettrie 36.
Lange, Fritz 356.
Langen, Albert 146. 306 Anm.
Laplace 54.
Lassalle 263.
Latifundien 173.
Lavoisier 339.
Lawn-Tennis 349.
Leibniz 1. 9. 38. 74.
Le Moustier 58.
Lermontoff 136.
Lessing 2. 74.
Leukippos 14/15.
Levée en masse 217.
Lichtenberg 74. 109.
Liebermann 262.
Liebig, Justus 31/32. 48. 134. 325. 328.
Linné 48.
List, Friedrich 120. 185. 229. 230. 258. 262/63. 264.
Littauer 242/43.
Locke 34/35. 38/39. 51. 52. 107. 205. 339.
Lorinser 291.
Lothar, Kaiser 198. 223.
Lucretius 19.
Ludwig der Bayer 196.
Ludwig der Fromme 198/99.
Ludwig XIV. von Frankreich 203. 233.
Ludwig XV. 213.
Ludwig XVI. 213. 224.
Lukas, Evangelist 164. 167 bis 169. 176.
Luther, Martin 25. 196—98. 201. 216.

Lyell 60.
Lykurg 320/21.

Macaulay 10. 212.
Macchiavelli 249.
Mach 76.
Magna charta 216.
Mainz 244/45.
Maistre, Graf Joseph de 30. 223.
Malta 13.
Malthus 61. 63. 236. 345.
Manchester 262.
Marchet, Dr. 295.
Marie Antoinette 224.
Markus-Evangelium 163 bis 171.
Marokko 236.
Marsilius 196. 202.
Marwitz, Friedrich Ludwig von der 223/24.
Marx, Karl 55. 220. 265—68. 312.
Massenbach, Major von 51.
Masturbation 145. 186. 305. 308/09. 333.
Materialismus 36.
Maupeou 213.
Mayer, Dr., Freund Spinozas 70.
Mayer, Robert 78. 339.
Melanchthon 278.
Mendelssohn, Moses 111.
Menschenrechte 211/12. 214 bis 217.
Metaphysik 29.
Metternich 227.
Meyer, Alexander 264. 265.
Meyer, Rudolf 162.
Michelet 52.
Mieroslawski 245—47.
Mirabeau, Graf 218.
Missolunghi 240.
Modernisteneid s. Antimod.
Moltke 134. 265.
Monisten 2. 100. 179. 335/36. 339/40.
Montesquieu 204—09. 213.
Mosen 240.
Müller, Adam 224.
Münster, Kreis 317.
Münzer, Thomas 198.
Muttermilch 129. 324.
Muttertier 313.

Napoleon I. 186. 208. 212. 224. 233. 237. 244. 316.
Nationalparlament zu Frkf. a. M. 229.
Naturalismus 34.
Naturrecht 201. 222. 223.
Nestorianer 21.
Nicolovius 348.
Nietzsche 32. 63—66. 67. 71. 81. 160—161. 163. 170 bis 176. 303. 344.
Nizza 188.
Norddeutscher Lloyd 275.

Occam, Wilhelm von 25/26.
Oesterreich 187. 240. 243. 244.
Oken 12. 56.
Olympische Spiele 298. 355.
Oppenheimer, Prof. Franz 142.
Origenes 101. 165.
Ostwald, Wilhelm 81. 279. 281. 335. 340.
Ovid 125.
Oxford 131.

Päderastie 308.
Pandora 157.
Parlament, englisches 205 bis 208.
Parlamente, franz. 213/14.
Parmenides 2/3. 43. 337.
Pascal 160.
Paulsen, Friedrich 281. 289. 290.
Paulus, Apostel 20. 101. 160. 168. 171. 177. 198. 302.
Pestalozzi 286/87. 348.
Peter der Große 210. 243.
Pfefferkorn 195.
„Phaidon" 6.
Philadelphia 271.
Philo 163.
Piazzi 51.
Piktolos 149.
Pippin der Kurze 198.
Pius IX., Papst 192
Platon 1. 2. 6—11. 16. 20. 22. 29. 35. 38/39. 64. 75. 81. 100/01. 189/90. 221. 285. 341. 356.
Plotinus 47.
Polen 188. 237. 240—47. 254 bis 57. 317/18.
Posadowsky, Graf 258.
Poseidonios 10.
Prävention 312.
Preußen 51. 138. 199. 219. 226—29. 236/37. 252. 262. 263. 280. 290 ff. 296/97. 345. 348. 351. 353.
Prostitution 307/08.
Protagoras 100.
Puschkin 136.
Pythagoräer 9. 16.

Radium 329.
Raffael 102.
Ranke 20.
Reinhold 46.
Rentenhysterie 269.
Reuchlin 195.
Rhachitis 143. 314.
Richter, Eugen 265.
Rieck, Fräulein 349.
Robespierre 217.
Robin Hood 276.
Rom (päpstlich) 24. 29. 69. 190/91. 193/94. 195. 196. 256. 310. 357.
Roon 348.
Roosevelt 141. 322.
Roßbach, Schlacht bei 212.
Rotteck 223—25.
Rousseau 190. 202. 224.
Rubner, Max V. 16 Anm. 226—28.
Rußland 234. 240. 241. 247/48.

Sahulka 79.
Sartorius v. Waltershausen, Prof. 274.
Savoyen 188.
Scotus Erigena 47. 70.
Schallmeyer 303.
Scharnhorst 225.
Schellenberg, Frau Anna 140.
Schelling 47/48. 74.
Schiele, F. M. 293.
Schiller 6. 45. 47. 51. 125. 175. 181—83. 214. 286.
Schlegel, Friedrich 74.
Schleich, Prof. 344/45.
Schlieffen, H., Graf 273.
Schmoller, Gustav 234.

Schneider, K. C. 16.
Schopenhauer 54. 70. 74. 115. 287.
Schulenburg-Angern, Gräfin 349.
Schweiz 320.
Seelenwanderung 9.
Seneca 10/11. 19. 45.
Sensualismus 34.
Shakespeare 17/18. 27/28.
Shaw, Bernard 285.
Shetland-Ponys 333.
Siemens & Halske 268.
Sieyès, Abbé Graf 220.
Sivén 326.
Skeptizismus 36.
Sklaverei 8. 19. 137. 172 bis 174. 190.
Smith, Adam 61. 260—62. 317.
Sokrates 4—8. 15. 16. 17. 29. 45. 64. 124. 137. 285. 286.
Sophokles 285. 296.
Sozialdemokratie 234. 263. 265. 267/68. 272.
Spanien 193.
Sparta 8. 320/21.
Spinoza 2. 13. 37. 45. 67—74. 76. 115/16. 122. 151. 158. 161. 181—83. 238. 339.
Sport 130. 282. 293. 295. 296. 297. 300. 309. 345. 348—52. 356.
Sporting colleges 322.
Stahl, Julius 223. 227—29.
Stefan III., Papst 198.
Steffens, engl. Method. 258.
Steffens, Prof. 281. 291.
Stein, Freiherr vom 51. 184.
Stieblsche Regulative 228.
Stockholm 298.
Stoiker 18/19. 45. 70. 186.
Strongfort, Lionel 333.
Stuarts, die 200/01. 203.
Substanzgesetz 339.
Suttner, Bertha von 138.
Swift, Jonathan 254.
Syrakus 11. 13.

Tacitus 91. 300.
Taine 214.
Thales 12.
Theodulf, Bischof 84.
Thorn 244.
Tolstoi 23.
Torricelli 32.
Torys 207.
Transscendentales Subjekt 39. 338/39.
Treitschke, Heinrich von 50. 141. 250.
Trendelenburg 52. 107.
Treptower Sportpark 350.
Tschandala 65. 172/73.
Turgenjeff 137.
Turrecremata, Kardinal 192. 193.

Ulster, Provinz 255.
Umkehr der Wissenschaft 228.

Varus 250.
Vereinigte Staaten 209—12. 275.
Versailles, Friede von 212/13.
Vesalius, Andreas 26.
Viktoria (Kaiserin Friedrich) 240.

Virchow 115.
Vogelweide, Walter von der 195.
Vogt, Karl 101.
Voit 325/26.
Voltaire 36.

Wagener, Hermann 264. 268.
Waitz 223.
Walpole, Robert 204.
Weber, Prof., Paul 269.
Wesalia, Johann von 25.
Whigs 207.
Wilhelm der Eroberer 194.
Wilhelm I., Kaiser 192.
Wilhelm III. von England 183. 203.
Wilkes 206.
Wissmann 177.
Wolf, Julius 316.
Wundt 55. 111.

Xanthippe 6.
Xenophanes 2. 13/14. 47. 67. 69.

Zacharias, Papst 198.
Zenon der Eleat 2/3. 337/338.
Zenon der Stoiker 18. 33.
Zentrumspartei 233/34. 256. 293.
Zollverein, preußischer 226. 263.

Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart

Robert Heſſen. Deutſche Männer. 50 Charakterbilder.
Preis in Leinwand 10 M., Halbfranz 12.50 M., Pergt. 13 M.

Inhalt: Armin der Befreier / Theoderich der Große / Karl der Große Kaiſer Konrad II. / Kaiſer Heinrich IV. / Kaiſer Friedrich Barbaroſſa Hermann von Salza / Dürer / Reuchlin / Luther / Friedrich der Weiſe Kepler / Friedrich Wilhelm I. von Preußen / Friedrich der Große Leſſing / Goethe / Schiller / Mozart / Kant / Stein / Blücher Scharnhorſt / Fichte / Nettelbeck / Thaer / Kleiſt / Jahn / Schinkel Jakob Grimm / Karl Maria von Weber / Friedrich Liſt / Kaiſer Wilhelm I. / Bismarck / Moltke / Kaiſer Friedrich III. / Fritz Reuter H. H. Meier / Simſon / Robert Mayer / Wagner / Werner Siemens Freytag / Fontane / Bennigſen / Kapp / Gräfe / Nachtigal / Stephan Lenbach / Friedrich von Bodelſchwingh.

Einen Ehrenſaal deutſcher Tüchtigkeit und Schaffenskraft könnte man Heſſens Buch ohne Übertreibung nennen. In anſprechender Form, knapp und ſchlagend, faßt es die für den modernen Menſchen wichtigſten und intereſſanteſten Erſcheinungen der deutſchen politiſchen Kultur- und Wirtſchaftsgeſchichte zuſammen. Durch die biographiſche Form werden typiſche, gewiſſe Zeiten und Richtungen uns vergegenwärtigende Perſönlichkeiten in den Vordergrund gerückt und dabei mit ſicherer Hand das Wichtigſte, was für uns heute noch lebt, aus der Vergangenheit des deutſchen Volkes hervorgeholt. Allen lebloſen Kulturtrödel hat Heſſen in die hiſtoriſche Rumpelkammer verwieſen, das zu Tage geförderte Erz aber im lodernden Feuer der Begeiſterung für alles wahrhaft Schöpferiſche geläutert. Jedem der fünfzig Männer iſt mit feſten, ſicheren Strichen ſein Platz in Zeit und Umwelt angewieſen, in die er hineingehört. Weite Perſpektiven öffnen ſich, oft überraſchend durch neue, bisher nicht gekannte oder nicht genügend gewürdigte Beziehungen, wobei der Verfaſſer die freimütige Kritik alles Schädlichen und eine geſunde Volksentwicklung Hemmenden nicht geſcheut hat. Keines der fünfzig Lebensbilder ſteht für ſich allein, alle dienen ſie dem Ganzen; wie in einem gut angelegten Kunſtwerk ſchlingen ſich die Fäden von einem zum andern hinüber. Die Darſtellung iſt ſo feſſelnd und ſpannend, daß wir uns nicht als müßige Leſer fühlen, ſondern als ernſtlich beteiligte Mithandelnde, denen der

Mahnruf aus all dem verklungenen Kämpfen und Ringen, Unterliegen und neuem Aufsteigen entgegenschallt: Deine Sache wird hier geführt, auf dich, auf jeden einzelnen kommt es an, wenn das Werk dieser Großen würdig zu Ende geführt werden soll.

In dem vorliegenden Band gibt Robert Hessen kurze, aber im höchsten Grade meisterhafte Charakterzeichnungen von 50 bedeutenden deutschen Männern von Armin dem Befreier bis zu Friedrich von Bodelschwingh, denen wir etwas Ähnliches nicht an die Seite zu stellen wüßten. Berlin, Die Flotte.

Der Verfasser steht auf einer bewundernswerten Höhe historischen Urteils. Frei von Parteileidenschaft und einseitiger Tendenz, von warmer Liebe für echtes deutsches Volkstum und alles edle Menschentum beseelt .... So trage ich denn kein Bedenken, das Buch als ein Werk ersten Ranges in unserer neuesten Geschichtsliteratur zu bezeichnen. Frankfurt M., Frankfurter Zeitung.

Eine geradezu vorbildliche Sammlung hat uns Robert Hessen geschenkt. ... Dieses Buch müßten die Eltern in der Familie vorlesen, verteilt auf Jahre, und müßten es den jungen Leuten mit auf den Lebensweg geben. Dieses Werk müßte in den Schulen eingeführt werden, in Stunden, die der Charakterbildung und Willenszucht gewidmet sind.... Stuttgart, Die Lese.

Man klagt häufig, daß es dem Deutschen an staatsbürgerlicher Erziehung fehle! Dieses Buch ist geeignet, Deutsche zu bilden, die nicht mehr oberflächliche Tagesphrasen nachbeten; es vermittelt ein tiefes geschichtliches Verständnis der Lebensfragen unseres Volkes und regt zugleich zu wärmster Teilnahme an seinen Geschicken an, es kann aus Kannegießern Bürger, aus Festrednern Patrioten machen. Altenburg, Altenburger Zeitung.

Dem Werke muß in erster Linie nachgerühmt werden, daß es unter gewissenhafter Verwertung der Ergebnisse unsrer modernen Geschichtswissenschaft und stets den in den Gestalten sichtbar werdenden „Fortschritt der deutschen Gesamtentwicklung" im Auge behaltend, in warmblütiger und Begeisterung erweckender Redeweise vom Leben und von den Taten und Schicksalen jener Helden erzählt. Liter. Zentralblatt.

... Aber es ist nicht zuletzt diese starke, persönliche Note, die das Buch über ähnliche Darstellungen ziemlich hoch hinaushebt, und die nicht nur in all dem, was uns das Werk sagt, sondern auch in dem zum Ausdruck kommt, was es uns verschweigt. Hugo Greinz in „Die Zeit" (Wien).

Von Robert Hessen sind außerdem erschienen:

„Dramatische Handwerkslehre" (unter dem Pseudonym Avonianus), 2. Aufl. Berlin 1902, bei Hermann Walther.

„Leben Shakespeares", Berlin und Stuttgart 1904, bei W. Spemann

„Glück in der Liebe. Beiträge zur Psychologie des deutschen Mädchens". 11. Tausend, bei Albert Langen.

A. von Gleichen-Rußwurm: Das galante Europa. Geſelligkeit der großen Welt 1600—1789. Preis geheftet 8.50 M., in Leinwand 10 M., in Pergament 12 M. — Wie eine prächtige teppichgeſchmückte Barke mit fröhlichen, lachenden, glücklichen Menſchen in beſtändiger rhythmiſcher Bewegung, aber ſicher und geſchickt gelenkt auf dem in den Strahlen der Sonne golden glitzernden Strome dahingleitet, ſo zieht mit der glänzenden Darſtellungskunſt A. v. Gleichen-Rußwurms die ganze reiche und berückende Geſelligkeit der höfiſchen Welt des 17. und 18. Jahrhunderts in wechſelreichen, lebenswahren, beſtrickenden Bildern an unſerem inneren Auge vorüber. Die Darſtellungsgabe dieſes Meiſters geiſtvoller und eleganter Schilderung iſt ſo groß, ſeine künſtleriſche Imagination und ſeine zwingende Suggeſtivkraft ſo machtvoll, daß wir beim Leſen ſeiner koſtbaren Bücher mitten in das Treiben dieſer gefälligen und graziöſen Welt hineingeriſſen werden und uns als Mithandelnde in Pracht und Glanz als Mitfühlende bei Freud und Leid wiederfinden.

Kaſſeler Tageblatt.

A. von Gleichen-Rußwurm: Geſelligkeit. Sitten und Gebräuche der Europäiſchen Welt 1789—1900. Preis geheftet 8.50 M., in Leinwand 10 M., in Pergament 12 M. — Unmöglich an dieſer Stelle dem Werke Gleichen-Rußwurms auch nur annähernd gerecht zu werden. Es iſt weit mehr als ſpannende Lektüre zur Füllung müßiger Stunden, denn es entziffert die Botſchaft vergangenen Lebens, die heißt: „Sammelt euch in harmloſem Frohſinn und reichet euch die Hände! Schließt den Reigen, um das Leben feſten Mutes zu bejahen, um würdig ſeine Freuden immer wieder in edler Gemeinſchaft zu genießen."

H. Popp im „Tag".

A. von Gleichen-Rußwurm: Freundſchaft. Eine pſychologiſche Forſchungsreiſe. Preis geheftet 8.50 M., in Leinwand 10 M., in Pergament 12 M. — Die umfaſſenden hiſtoriſchen und kulturhiſtoriſchen Kenntniſſe, die man an allen Eſſaybüchern Gleichen-Rußwurms bewundert, ſeine tiefverſtehende Art, die Vornehmheit ſeines Denkens und ſeiner Sprache kommen gerade in dieſem Buche hervorragend zur Geltung und feſſeln uns, wenn er die ganze Geſchichte der Freundſchaft in wechſel- und reizvollen Bildern an uns vorüberziehen läßt, ihre Wandlungen und Formen zeigt und hiermit die Sitten und Kulturen aller Zeiten und Länder beſpiegelt. Viele werden — und vielleicht nicht mit Unrecht — unter den bisherigen Werken Gleichen-Rußwurms dieſes am höchſten ſtellen und werden, da der Autor ſagt: „Dreifach iſt die Sehnſucht des Sterblichen, die ihn raſtlos, entwicklungsfähig und freudig, glücklich und unglücklich macht: nach Freundſchaft, nach Schönheit, nach Gotteswahrheit", aus dieſen Worten ein Verſprechen heraushören und mit Begier deſſen Erfüllung erwarten.

Voſſiſche Zeitung.

A. von Gleichen-Rußwurm: Elegantiae. Geschichte der vornehmen Welt im klassischen Altertum. Preis geheftet 8.50 M., Leinwand 10 M., Halbfranz 11.50 M., Pergament 12 M. — Viele von denen, die humanistische Bildung genossen haben, gedenken wohl nur mit gemischten Gefühlen der oft allzu trockenen Art, mit der ihnen in der Jugend das Leben des klassischen Altertums vorgeführt wurde. Für sie alle ist das neue Buch Gleichen-Rußwurms nicht nur eine Belebung und Vertiefung damals nur halbverstandener Kulturzustände, sondern auch die Befreiung von einem Druck, der hemmend unsere Anschauungen beeinflußte. Alle Schwerfälligkeit und Starrheit, die dem Stoffe anzuhaften schienen, sind nun verschwunden; die Antike gewinnt ihr altes so eigenartiges und frisches Leben zurück, weitet Augen und Sinne für wundervolle Schönheiten und läßt ungeahnte Möglichkeiten zur höchsten Veredelung auch unseres Lebensgenusses entdecken.

Guglielmo Ferrero: Die Frauen der Cäsaren. Preis geheftet 4 M., in Leinwand 5 M., in Halbleder 7 M. — Um uns die Frauengestalten des alten Rom menschlich nahe zu bringen, bedurfte es einer doppelten wissenschaftlichen Arbeit. Einmal einer kritischen, sofern durch Beschneidung der tendenziösen Auswüchse der alten Überlieferung der tatsächliche Sachverhalt in möglichster Reinheit festzustellen war; dann aber mußte auch volle Klarheit über die Umwelt, in die diese Frauen hineingestellt waren, insbesondere über die Rechtsverhältnisse, geschaffen werden. Wer Ferrero kennt, wird nicht zweifeln, daß gerade er, wie kein anderer, für die Erfüllung dieser beiden Bedingungen der rechte Mann war. Was wir an Stelle der bisherigen unklaren Vorstellungen mit seiner, durch die gewohnte Meisterschaft des Stils ausgezeichneten Darstellung eintauschen, entbehrt allerdings des sensationellen Aufputzes, aber dafür halten wir echtes Metall in den Händen und fühlen uns wahrhaft innerlich bereichert.

Guglielmo Ferrero: Größe und Niedergang Roms. Erster Band: Wie Rom Weltreich wurde. Zweiter Band: Julius Cäsar. Dritter Band: Das Ende des alten Freistaats. Vierter Band: Antonius und Kleopatra. Fünfter Band: Der neue Freistaat des Augustus. Sechster Band: Das Weltreich unter Augustus. Jeder Band bildet ein abgeschlossenes Ganzes und wird einzeln zum Preise von je 4 M. broschiert und je 5 M. elegant gebunden abgegeben; in Halblederband je 7 M. — Ferreros Darstellung liest sich — im besten Sinne — wie ein Roman; es ist ein historisches Feuilleton, das man als literarischer Feinschmecker wie als Historiker wahrhaft genießt. Wir möchten seine Lektüre jedem ausnahmslos empfehlen, der noch einige Erinnerungen an die römische Geschichte aus der Gymnasiastenzeit in einem verborgenen Winkel seines Gedächtnisses bewahrt . . . Leipziger Neueste Nachrichten.

RETURN TO ➔ **CIRCULATION DEPARTMENT**
198 Main Stacks

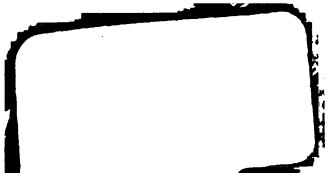
LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS.
Renewls and Recharges may be made 4 days prior to the due date.
Books may be Renewed by calling 642-3405.

DUE AS STAMPED BELOW

JAN 19 1999		

FORM NO. DD6

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720-6000

YC134885